

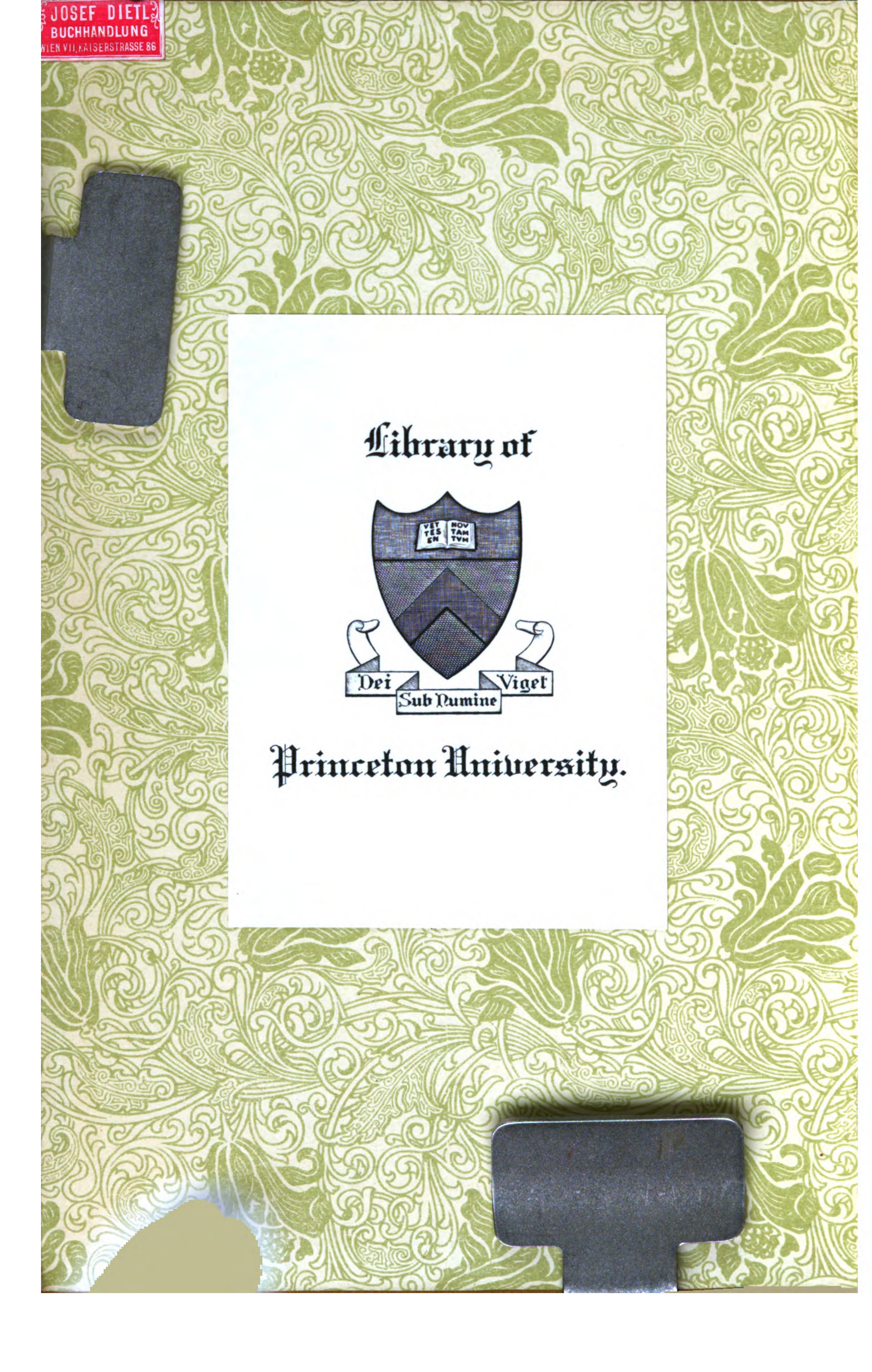
IN UNGNADE

von

NATALY VON ESCHSTRUTH

Illustriert von

C. H. KÜCHLER.


JOSEF DIETL
BUCHHANDLUNG
WIEN VII, KAISERSTRASSE 86
Library of
VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget
Princeton University.



Nataly von Eschstruth

Illustrierte
Romane und Novellen

Fünfter Band

In Ungnade



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List.

In Ungnade

Roman

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von C. H. Küchler

II.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.



XV.

Laßt die Trompeten klingen!
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrschen soll als Königin!
Heine.

Max Christoph hatte eine schlechte Nacht gehabt. — Stunden, lange, einsame Stunden waren es gewesen, während welcher er schlummerlos in das goldgewirkte Persermuster seines Bettbaldachins emporgestarrt hatte und sich nicht losreißen konnte von einem Gedanken, welcher ihn bereits seit Monaten verfolgte, der Gedanke, daß Gräfin Judith Vare in den Augen der Welt für seine ihm heimlich angetraute Gattin galt. Er hatte es in Erfahrung gebracht, daß diese irrige Ansicht unlöslich feste Wurzel geschlagen, daß es wohl unmöglich sei, die öffentliche Meinung in dieser Hinsicht jemals zu korrigieren.

Es ist ja viel zu interessant, und dem Klatsch, der Langenweile und Skandalsucht ein viel zu willkommenes Thema, welches sich in tausendfältigen Fädlein stets neu

ausspinnen läßt, welches man so pikant würzen kann und welches eine unerschöpfliche Quelle bietet, daraus Frau Fama stets neu ihre Lippen netzen und man die Druckerschwärze stets im Fluß erhalten kann — als daß man hoffen könnte, Vernunft und Einsicht möchten mit der Zeit ihre lügenhaften Gegner besiegen!

Das, was Max Christoph am meisten gescheut hatte, sich als alter Mann durch die Heirat mit einer jungen Gemahlin gewissermaßen der Spottlust preiszugeben, war nun doch geschehen, trotz all der heldenmütigen Entsagung, welche er sich auferlegt. Und wahrlich, eine Entsagung war es gewesen, auf den Besitz eines Wesens zu verzichten, welches auf ihn genau denselben Reiz zauberischer Unwiderstehlichkeit ausübte, wie auf alle anderen, ja auf ihn in doppeltem Maße, denn wer hatte wie er Gelegenheit, täglich den Geist, scharfen Verstand und anmutigen Witz dieser Frau zu bewundern? Wer kannte Judith Vare so gut wie er? Wer wärmte sich an dem seelischen Feuer ihres Wesens so unmittelbar wie er? Und es ist und bleibt eine unumstößliche Thatsache, daß Schönheit und Fülle des Geistes dauernder und unlöslicher fesseln als die des Körpers.

Immer und immer wieder mußte er der Stunde gedenken, wo das schwergekränkte Weib, welches um seinetwillen so unschuldig alle Geißelschläge und Steinwürfe der Menge erlitt, neben seinem Sessel kniete und weinte, bittere, qualvolle und dennoch so schöne Thränen! Er sah sie noch auf ihrem Busen blitzen wie den frischen Tau

auf weißer Rose, er sah sie noch an ihren Wimpern perlen, da sie zu ihm aufschaute, so ganz Vertrauen, Demut und Hingabe, mit dem süßen schüchternen Flehen im Blick: „Verschmäh' mich nicht, ich kann dich so reich und glücklich, so gesund und so jung machen!“

Ja, in dem Moment hatte sich mehr in ihrem Antlitz ausgedrückt wie sonst, eine Liebe und Leidenschaft, welche ihn Verblendeten in jeder Stunde der Unentschlossenheit erschreckt hatten!

Die kleine, zarte Hand, welche sich damals schüchtern zu ihm hob, wie eine sturmgezauste Blumenranke, die sich anklammern möchte am schützenden Stamm, die hatte er herzlos, grausam und mitleidlos zurückgestoßen; und nun? Nun war ein ganz Natürliches geschehen, sie hatte andern Halt und andere Stütze gesucht, wie es ihre Natur erfordert.

Judith Vare erschien ihm verändert seit jener Stunde. Es lag etwas hilflos Unsicheres in ihrem sonst so festen Wesen und gleichzeitig eine herbe Resignation, welche nicht zeigte, aber es doch dem sorgendem Auge des Großherzogs nicht verbergen konnte, daß sie ihm jetzt wohl mit aller Pflichttreue und wackerer Aufopferung zur Seite stand, nicht aber mehr mit der warmherzigen Begeisterung eines Weibes, dessen Herz ebenso feurig für ihn empfand, wie ihr Geist ihm diente.

Nie zuvor hatte Max Christoph daran gedacht, die Gräfin zu seiner Gemahlin zu erheben. Es war ihm ein so Selbstverständliches und Sicheres gewesen, daß diese seltene Blüte einzig ihm zur Ehre und ihm zur Freude

an seinem Hofe blühe, daß er sich nie um ihren Verlust gesorgt hatte. Und oft lehrt erst der Verlust die Größe des Besitzes kennen.

Judith Vare hatte nie daran gedacht, im Beisein des Großherzogs einen andern Herrn auszuzeichnen. Jetzt hatte sie nur noch Augen für Heusch von Buchfeld. Sie wollte es gern verbergen, aber die Eifersucht sieht scharf, und Max Christoph war plötzlich eifersüchtig, so fiebernd eifersüchtig wie er selbst als Jüngling nie gewesen!

Buchfeld war ein Sonderling, er behandelte seine bestrickende Gönnerin ebenso weiberfeindlich wie alle anderen Damen, aber gerade darin lag die Gefahr des großen Reizes der Neuheit für Judith. Sie spielten beide mit dem Feuer, und über kurz oder lang werden selbst dem Weltverächter Aurel die Augen aufgehen, wie sie seinem königlichen Herrn aufgingen, daß er jetzt plötzlich erst den vollen Zauber dieses Weibes empfindet.

Und der junge Hauptmann spielt vorläufig noch Komödie mit ihnen allen! Seine vorgebliche Solidität ist der trügerische und heuchlerische Deckmantel für einen ganz unerlaubten Lebenswandel.

Max Christoph hat es mit einem gewiß feindseligen Interesse gehört, daß sein Flügeladjutant so geheimnisvoll locker gelebt, daß er nicht allein das große Erbe seines Bruders bereits völlig vergeudet, sondern, wie man munkelt, sogar noch Schulden gemacht haben soll. Er wird sich Aufklärung verschaffen und auch Sorge tragen, daß Gräfin Vare diese Neuigkeit erfahre. Das dämpft wohl ihr Inter-

esse an dem interessanten Verschwender, denn wo soll er das Kapital gelassen haben? Entweder hat er es heimlich auf den grünen Tisch geworfen, oder er hat es, heuchlerisch jedes anständige Verkehren mit den Damen der Gesellschaft meidend, an leichtsinnige Weiber gehängt.

Nun, und eines wie das andere muß wohl eine gereifte und ernst denkende Frau ernüchtern. Die Nacht war so lang und einsam, die Gedanken hinter der Stirn des hohen Herrn arbeiteten immer erregter.

Da die Welt nun doch einmal an seine Ehe mit Judith glaubt, warum soll er nicht wenigstens den Nutzen daraus ziehen, nun auch thatsächlich glücklich zu sein? Seine Bedenken wegen ihres tyrannischen Einflusses sind ja lächerlich! Er ist doch wahrlich noch Mann genug, die Passionen seiner Gemahlin im Zügel zu halten! Und was sein Leiden anbelangt, — je nun, alle Ärzte versichern, es ginge mit Riesenschritten der Genesung entgegen! Die neue Massagekur, welche Judith ihm so dringend anempfahl, wirkt Wunder! Das Knie biegt sich bereits wieder, und er kann schmerzlos durch die längsten Säle gehen! Noch ein, zwei Monate, dann führt er als lebensfrischer Mann sein junges Weib zum Altar, und niemand wundert sich mehr seines Thuns! Zum Altar! Welch ein berauschender Gedanke, das Weib seiner Liebe zu eigen nehmen zu können! Und er liebt die süße Sirene mit dem absonderlich, funkensprühenden Haar und der Glockenstimme; er liebt sie mit aller Leidenschaft und all dem

jugendlichen Feuer, welches ihre Eigenart in ihm entzündet!

Es soll zu Ende kommen! er will nicht länger als Dürstender vor vollem Becher stehen, er will ihn leeren und genießen! Warum dämmert der Tag noch immer nicht herauf?! Er soll zur Morgenröte, zur aufstrahlenden Sonne seines Lebensglückes werden!

Als der Großherzog sein Frühstück genommen, ließ er sich mit besonderer Hast und Sorgfalt ankleiden, denn er war, körperlich und geistig übermüdet, gegen Morgen etwas eingeschlafen und hatte dadurch länger wie gewöhnlich geruht. Es war bereits in der zwölften Stunde, als er Gräfin Bare bitten ließ, doch unverzüglich zu einer wichtigen Besprechung in das Schloß herüber zu kommen.

Alle anderen Meldungen und Vorträge schob er voll nervöser Ungeduld um Stunden hinaus, und ignorierte vor allen Dingen die Zeit, zu welcher er Buchfeld zu sich befohlen.

Die Legationsrätin ließ diesmal ganz gegen ihre Gewohnheit auf sich warten, aber es hatte einen wohl entschuldbaren Grund. Der Lakai meldete, daß gnädigste Gräfin zu einem Gabelfrühstück bei dem Herrn Minister des Auswärtigen geladen, und infolgedessen schon bei der Toilette gewesen sei.

Das Wetter verdunkelte sich mehr und mehr unter den Schneemassen, welche ohne Aufhören vom Himmel herab wirbelten, und da die tiefgebauten Gemächer des Schlosses kaum noch an die Tageshelle erinnerten, so entzündeten

geschäftige Dienerhände die elektrischen Flammen, welche aus den buntfarbigen Blütengewinden der Kronleuchter ihr zauberhaft abgetöntes Licht ergossen.



Max Christoph hatte die elegante und reich dekorierte Uniform seines Leib-Kavallerieregimentes angelegt, sein sonst kurz geschnittenes Haar, welches in letzter Zeit etwas nachgewachsen war, lag zierlich gewellt an und über den schmalen Schläfen, und da die Erregung sein bleiches Antlitz höher färbte, so warf der Spiegel das Bild eines schlanken, jugendlich strammen Mannes zurück, so wie er vor zwanzig Jahren als Reiteroberst für die Gemäldegalerie des Landes gemalt war.

Und der hohe Herr stand und sah lächelnd auf dieses Bild und gedachte eines alten Liedes, welches die Liebe als machtvolle Verjüngerin des Alters preist. Auch er war jung geworden, jung an Leib, Herz und Seele, und als er die duftenden Purpurrosen aus der Vase emporhob, erschienen sie vollauf berechtigt, an der Brust dieser stattlichen Rittergestalt zu blühen. Mit fiebernden Pulsen erwartete er sein Glück, und je länger es auf sich warten ließ, desto erregter verlangte er nach seinem Besitz.

Endlich rauschte die atlasgefütterte Gobelinportiere an ihren schweren Bronzeringen zurück und, unangemeldet wie stets, schwebte die Lichtgestalt der anmutigsten aller Frauen über die Schwelle. Judith Vare hatte bereits Toilette gemacht, in der eigenartig, geschmackvollen Weise wie sie sich stets kleidete. Ein ganz zarter, schleierartig schmiegsamer, weißer Spitzenstoff wehte wie ein Hauch glatt und wenig faltenreich um ihre schlanke Figur. Von der etwas hochgelegten Taille fiel er schlicht herab, die Körperform völlig hüllend und sie dennoch bei jedem Schritt durch leichte Spannung markierend; eine breite Bordüre von erhabener Silberstickerei hielt am Saum des Kleides den florhaften Stoff nieder und lief in schwerer, mäßig langer und etwas spitz fallender Schleppe aus. Eine Silberborde, von einer einzelnen, niedersinkenden Theerose geziert, bildete den breiten Gürtel. Die Ärmel, spannend eng und halblang, waren oben auf dem Arm mit Silberband geschnürt, eine Perlenschnur legte sich eng um den Hals und eine gleiche hielt die graziös toupierten, sehr hoch frisierten Haare zusammen.

Die ganze Erscheinung der Gräfin Vare war farblos, selbst ihr Antlitz war von müder Blässe überhaucht, und als sie mit den tiefumschatteten Augen einen Moment in regungslosem und erstauntem Anschauen vor ihrem hohen Gebieter zwischen den Portierenfalten stand, glich sie einem wunderholden, zeitverblichenen Gemälde, welches, jäh belebt, aus dunklem Rahmen tritt.

Max Christoph schritt ihr hastig entgegen, seine Hand bot sich ihr in erregtem Gruß, und sein Blick weilte mit einem Ausdruck leidenschaftlichen Entzückens auf ihr.

„Willkommen, liebe Freundin! Das Warten ist mir heute lang geworden, — — ich . . . ich . . . aber . . Sie sind doch nicht eilig?" — und der Großherzog rieb sich die Hände, was er stets that, wenn er verlegen oder unschlüssig war.

Judith schob ihm, der Gewohnheit gemäß, den nächststehenden Sessel herzu: „Nicht im mindesten, Königliche Hoheit, es gibt keine andere Dringlichkeit für mich, als die, meinem allergnädigsten Herrn zu dienen!" sagte sie in leisem, etwas verschleiertem Ton und wollte sich neigen, das Fußkissen zurecht zu rücken. Max Christoph hielt sie zurück. Er hielt sekundenlang ihren weichen, warmen Arm. Sein Antlitz färbte sich noch höher.

„Mon Dieu, beste Gräfin. Sie beschämen mich! ich küsse Ihre Hand! . . . haha . . . so als alten Mann behandeln Sie mich, der geschützt werden muß, wie ein hinfälliges Schilf! Nicht doch! jene Zeiten sind Gottlob vorüber, die mich vor den Jahren zum Greis machen

wollten, ich bin wieder gesund, ganz gesund, liebe Vare!" und gleichsam, als wolle er seine Worte bethätigen, schritt er hochaufgerichtet und spornklirrend an ihr vorüber, nach einem entfernt stehenden Diwan. Ohne Stock und Stütze, ganz jugendlich und lebensfrisch. Erstaunt folgte ihm der Blick der Legationsrätin.

„Königliche Hoheit — ich sehe mit stolzer Freude, daß die Massagekur wahrhaft Wunder gewirkt hat — —"

„Die Massagekur?" Max Christoph lachte, — noch immer etwas nervös, verlegen, „o nein, meine kleine Freundin, es war wohl ein ganz anderes Zaubermittel, welches aus einem Mann, der gewissermaßen mit dem Leben abgeschlossen hatte, wieder einen feuerblütigen und begeisterten Jüngling gemacht! Setzen Sie sich an meine Seite . . . ich . . . ich möchte etwas mit Ihnen bereden . . . oder besser . . . ich möchte Sie um eine Antwort bitten" — und dabei nahm er ihre Hand zwischen die seinen und machte tiefatmend eine kurze Pause.

Die Gräfin sah ihn frappiert an, und da just ihr Fächer zum Teppich niederglitt, hatte sie Gelegenheit, ihre Hand zu befreien. Noch war sie völlig ahnungslos, wenngleich ihr das Benehmen des hohen Herrn ganz außergewöhnlich erschien. Sie gedachte jenes Abends, wo sie in diesem selben Zimmer eine so empfindliche Niederlage erlitten. Ein Gefühl von Trotz und Bitterkeit wallte in ihr auf.

„Ich verstehe, Königliche Hoheit, und ahne diese erbetene Antwort bereits!" entgegnete sie hastig, „und ich



will sie geben, trotz meiner Eigenschaft als lady patroness, welche ich dem Delinquenten gegenüber bisher stets bewiesen habe! Mein allerdnädigster Herr deuten den neuesten Skandal an, welcher momentan die müßigen Zungen der Residenz beschäftigt?"

Max Christoph horchte interessiert auf. „Ah! — Sie überraschen mich! Schon wieder ein neues Kapitel in der Chronique scandaleuse erschienen?" Seine Brauen zogen sich zusammen. „Hat man etwa gewagt, Sie, liebe Gräfin, abermals in einem neuen Zeitungsartikel anzugreifen? Es war so lange Zeit Ruhe, daß ich schon die angenehme Hoffnung hegte, der Gallapfel sei jetzt bis zum letzten Tropfen ausgepreßt!"

Judith schüttelte langsam, mit einem müden, resignierten Lächeln das Haupt. „O nein, Königliche Hoheit!" sagte sie leichthin. „Die öffentliche Meinung hat mich gerichtet und unter die Füße getreten, und damit ist der Zweck meines Verleumders erreicht, er schweigt wohl jetzt. Statt meiner hat man sich ein anderes Opfer ausgesucht."

„Thatsächlich? — bitte vollenden Sie — wer soll —"

„Zur Zeit ist Heusch von Buchfeld la bête noire, von welchem man sich die grausigsten Märchen erzählt."

„Soso! ach . . . ich weiß bereits! Sie deuten die Gerüchte über seine mysteriösen Schulden an! Warum rechnen Sie dieselben so überzeugt unter die Märchen?!"

Auf das Höchste überrascht blickte die Legationsrätin in das Antlitz des Sprechers. Flammende Eifersucht sprühte in seinem Auge, Eifersucht durchklang seine Stimme,

Eifersucht ließ seine Hand sich zusammen krampfen. Eifersucht! Wie ein Blitzstrahl triumphierenden Frohlockens durchzuckte es die Gräfin, und binnen einer Sekunde war ihr Schlachtplan gänzlich verändert. Wunderbar kam ihr das Schicksal zu Hilfe! Sie war hierher gekommen, um Buchfeld zu verleumden und dadurch an seiner Stellung zu rütteln, jetzt gab ihr der Zufall eine noch viel bessere, eine zweischneidige Waffe in die Hand! Max Christoph war eifersüchtig! Die Stunde war gekommen, wo sie sich für die bittere Enttäuschung seiner herben Zurückweisung an ihm rächen und damit gleicher Zeit Buchfelds sichere Position ganz nach Gefallen erschüttern konnte, so lang erschüttern und unterminieren, bis sie es später im eignen Interesse wieder gut befinden würde, dieselbe zu festigen. Also vollständiges Wechseln der Dekoration! Die Eifersucht des Großherzogs machte die vorsätzliche Angreiferin jählings wieder zur begeisterten, raffiniert koketten Fürsprecherin des Adjutanten. Jetzt auf dem Posten sein und alle Vorteile gewahrt!

Judiths Auge flimmerte, sie neigte ihr Haupt: „Warum ich sie zu den Märchen rechne, mein hoher Herr? Weil sie Märchen sind! Buchfeld hat wohl ganz unbedeutende Schulden gehabt, ich bin genau unterrichtet, er hat bei Scheuner & Co. einen Wechsel von zweitausend Thalern unterzeichnet, die Bagatelle aber bereits wieder abgetragen. Ich werde Scheuner veranlassen, Ew. Königlichen Hoheit bis heute abend den Beleg dafür zu unterbreiten!“

Der Großherzog biß sich auf die Lippe. „Das ist

etwas anderes“, sagte er ärgerlich, „gewiß hat der leichtsinnige Herr rechtzeitig erfahren, daß ich mit unerbittlicher Strenge jede derartige Ausschweifung ahnde. Über sein privates Thun und Handeln bin ich leider nicht ermächtigt zu richten, aber Sie wissen vielleicht darin Bescheid, liebe Vare, wie und zu welchen Zwecken Buchfeld binnen wenigen Monaten ein so bedeutendes Vermögen vergeudete, wie das hinterlassene seines Stiefbruders?!“

„Er huldigt wohl nobeln Passionen, Königliche Hoheit. Mein Gott, die jungen Herren sind so vielen Versuchungen ausgesetzt!“

„Undenkbar! Sie begütigen seinen Leichtsinn?“ die Stimme des Fragers klang scharf; „Sie befürworten es sogar, daß er sein Geld an Spiel und Weiber hängt?“

„Ich bin tolerant genug, mit den Verhältnissen zu rechnen, mein allergnädigster Herr. Buchfeld ist in Einsamkeit und Entbehrungen aufgewachsen, er steht naiv und leichtfertig wie ein unerfahrenes Kind plötzlich als reicher Mann auf dem heißen Boden einer Großstadt. Ihm bleibt der große Schwabenstreich des Lebens ebensowenig erspart wie anderen Sterblichen, und auch an ihm wird sich die alte Wahrheit bestätigen, daß hohes Lehrgeld hohe Zinsen trägt!“

„Illusionen!“ Max Christoph biß die Zähne zusammen, „jeder Leichtsinn ist ein Laster, und das Unkraut läßt sich niemals völlig roden, da, wo es einmal Wurzel gefaßt! Ein Spieler von Profession ist nicht zu kurieren,

und wer sich einmal in schlechter Damengesellschaft bewegt, dem klebt sie ewig an.“

Judith lächelte, beinahe etwas sarkastisch. „Haben Königliche Hoheit thatsächliche Beweise für Buchfelds Verkehr in solch schlechter Gesellschaft?“

Er blickte fast zornig auf und stieß mit sichtlichem Widerwillen hervor: „Nein, das nicht; aber mit gesundem Menschenverstand ist wohl dieses Faktum leicht zu berechnen!“

„Thatsächlich? Warum müssen es zwei Passionen sein, denen er fröhnt, mein allergnädigster Herr, warum sagt man nicht: „Spiel — oder Weib?“

„Hm . . . Sie sind ein Diplomat . . . Sie . . . ah — ich kenne das ja bereits an Ihnen, daß Sie dem ‚leichtfertigen Kind‘ mit dem Philosophenverstand stets die Stange halten! Mag's sein, wie es will, auch dieses ‚aber‘ ist schlimm genug und verurteilt den schlechten Wirtschafter in meinen Augen. Aber, Sie fordern mit einer solchen Sicherheit Beweise, als wären Sie auch diesmal imstande, Gegenbeweise zu bringen“, er sah sie mißtrauisch an: „Können Sie es? es würde dies ein Beweis sein, mit welch großem Interesse Sie die Angelegenheiten des Herrn von Buchfeld beobachten!“ Wieder diese glimmende Eifersucht! und durch Judiths Seele zieht die Freude der Satanella.

Sie wendet wie leicht verlegen das Köpfchen zur Seite und zupft an der Rose im Silbergurt. Ihr Füßchen schiebt sich auf schwellendem Teppich vor, und der glitzernde

Silberflor umspannt dadurch noch praller ihre Gestalt: „Nur den Gegenbeweis, welcher sich als Resultat von ein wenig Kombination und Menschenkenntnis ergibt! Wenn ein Mann, ernst und ehedem so weiberfeindlich wie Buchfeld, sich mit aller Leidenschaft in eine Dame der guten Gesellschaft verliebt und dieselbe zu gewinnen hofft, wird er sich nicht den Weg zu ihrem Herzen verschütten und sich in schlechter Gesellschaft bewegen! Die Verhältnisse sind selbst in einer Großstadt so unendlich kleinstädtisch, daß man genau im Westen hört, was im Osten geflüstert wird!"

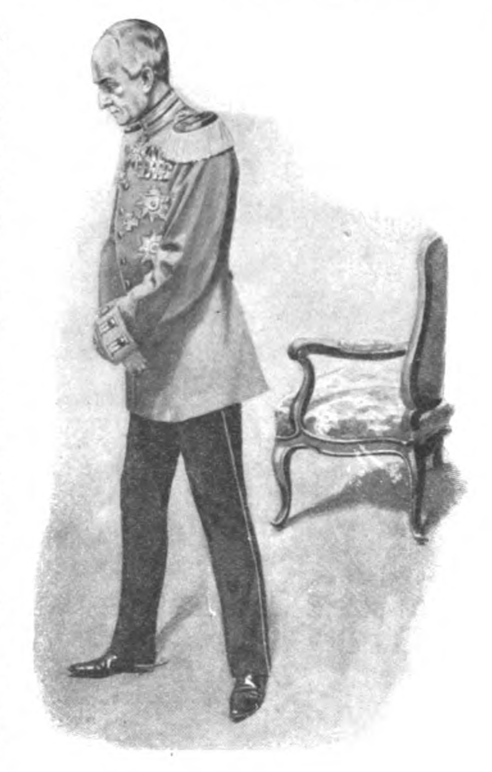
„Und doch wußte Buchfeld seine Passionen bisher geheim zu halten!"

„Bisher! Wie lange noch?"

Max Christoph zuckte ungeduldig die Achseln, erhob sich jäh und schritt ein paarmal im Zimmer auf und nieder. „Sie scheinen keine Enttäuschung von diesen Enthüllungen zu fürchten, Gräfin, und was diese Dame der guten Gesellschaft anbelangt — — bah, ich sah Buchfeld mit jeder von unseren Damen nur schroff und unliebenswürdig verkehren!" Er sprach mit scharfer Betonung und blieb mit forschendem Blick vor ihr stehen.

Judith blinzelte neckisch über den Fächerrand zu ihm auf, erhob sich gleichfalls und legte den Arm um die seitwärts stehende Bronzestatue eines Fahnenträgers. Voll zauberischer Koketterie neigte sie das Köpfchen gegen seine Brust, und streichelte mit der Hand über das glatte Erz. „War er unliebenswürdig?" kicherte sie, „je nun,

was sich liebt, das neckt sich! und manche Menschen spielen Versteck, wenn sie ihre Gefühle nicht auf den Jahrmarkt tragen wollen!"



Der hohe Herr trat mit zitternden Lippen einen Schritt näher und faßte jählings ihre Hand mit eisernem Druck.

„Und wird solch eine Liebe erwidert, Gräfin?!"

Sie lachte silberhell auf: „Das kann doch wohl nur die Zukunft lehren, Königliche Hoheit! Wer schaut in eines Menschen Herz!!"

Er setzte sich wieder auf den Diwan nieder und stützte das Haupt in die Hand. Sein Atem ging schwer, es zwang ihn wie mit Zaubermacht, immer wieder aufzuschauen und sie anzusehen!

„Gräfin“, sagte er endlich tiefernst und wies abermals auf den Platz an seiner Seite, „hören Sie mich einen Augenblick an. Wie weit Ihr Interesse für Buchfeld geht, weiß ich nicht und will es nicht wissen. Ich frage Sie aber und verlange bei allem, was Ihnen heilig ist, eine offene Antwort. Hat er Ihnen bereits von seiner Liebe gesprochen?“

Sie verschlang die Hände und sah zu Boden. „Noch nicht!“ flüsterte sie.

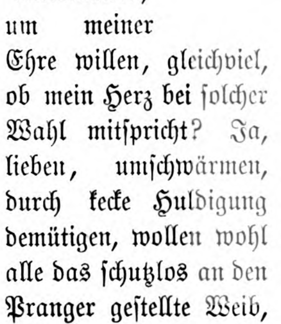
„Noch nicht? Sie glauben, daß er es aber wagen wird?“

„Wagen? Ja, es ist wohl ein Wagnis, ein Weib, welches vor aller Welt gebrandmarkt ist, zu eigen zu begehren!“ sie hob jäh verändert das Haupt; ihr Auge sprühte in maßloser Bitterkeit und Erregung, ihre Gestalt wuchs empor. „Es würde ein Wagnis sein, ein Weib zu eigen zu verlangen, auf welches die öffentliche Meinung mit Steinen wirft, welches ungeschützt und unverteidigt alle Verleumdungen über sich ergehen lassen mußte, unschuldig, und auch nicht imstande, dieselben zu widerlegen! Welches . . .“

Max Christoph legte jählings seine Hand auf ihre Schulter; er sah sehr bleich aus. „Nicht weiter, Gräfin, ich empfinde den Vorwurf Ihrer Worte und schwöre Ihnen —“

Ein Schluchzen erschütterte ihre Gestalt, sie hob die Hände vor das Antlitz und unterbrach ihn voll fieberischer Erregtheit. „Sie empfinden Mitleid mit mir,

Königliche Hoheit, und dennoch machen Sie es mir durch Ihren Verdacht gegen Buchfeld so schwer, wieder eine ehrenvolle Stellung in der Welt einnehmen zu können! Bleibt mir Unglücklichen denn eine große Wahl? Muß ich mich nicht an jede Hand, die sich mir rettend entgegen bietet, anklammern, um meiner Ehre willen, gleichviel, ob mein Herz bei solcher Wahl mitspricht? Ja, lieben, umschwärmen, durch kecke Huldigung demütigen, wollen wohl alle das schutzlos an den Pranger gestellte Weib, denn wo keine Ehre mehr ist, braucht man sie auch nicht zu respektieren, zur Gattin aber begehrt keiner die Geliebte





seines Fürsten, und doch kann nur der Trauring und der starke Arm eines Gemahls mich wieder emporheben auf die moralische Höhe einer Stellung, welche ich nie verlor, und doch nicht mehr besitze! Darum flehe ich Eure Königliche Hoheit an, mir diesen Schritt, welcher mich herbe Überwindung kostet, nicht zu erschweren! Ich bin fest entschlossen, Buchfeld zu heiraten." —

„Nein! und tausendmal nein!" Max Christoph zog die Schluchzende tief ergriffen an seine Brust. „Gibt es einen Mann auf der Welt, der alles gut zu machen hat, was er unbewußt an Ihnen verschuldet, so bin ich es, Judith! Ich habe Ihnen die Stellung in der Welt genommen, dadurch, daß ich schuldlos zu den Verleumdungen Anlaß gab, ich will Ihnen dieselbe wiedergeben, so hoch und glänzend, wie es nur die Hand eines Fürsten vermag, der ein geliebtes Weib als Gattin neben sich auf den Thron erhebt! Ich liebe Sie, Judith, und will mein Glück nicht dem Vorurteil opfern, ich will diesen Schritt, welcher mich Ihnen für das Leben verbindet, vor Gott und der Welt verantworten, ich will Ihnen Genugthuung verschaffen und uns beiden ein Glück sichern, vor dessen schäumendem Kelch wir lange genug in thörichtem Zögern gedurstet; Judith, Sie sollen durch den Segen der Kirche in offizieller Feier zu meiner Gemahlin erhoben werden!"

Einen Augenblick ruhte der geschmeidige Frauenkörper wie betäubt an seiner Brust. Diesen direkten, so urplötzlichen Entschluß hatte sie nicht vorausgesehen. Was thun?

Ihm angehören? Ein Schauer rieselte durch ihre Glieder. Was sie noch vor wenigen Monaten als höchstes Erdenziel ersehnt, mit steinernem Herz und eisernem Willen dem Schicksal abgezwungen und abgerungen hatte, das erschreckte sie in seiner Erfüllung. Ihre ganze Seele, jeder Nerv und jede Fiber bebten in leidenschaftlichster Liebesglut für einen anderen. Was war aber aller Purpur der Welt, gegen eine einzige Stunde in Aurels Arm! Sie gab ihn nicht auf, sie klammerte sich mit der wütenden Energie einer Verzweifelnden an die Hoffnung auf seine Liebe. Plötzlich diese ernsthafte Wandlung in dem Entschluß des Großherzogs. Sie hielt in diesem Moment eine Wage in der Hand, darauf lag hier eine Krone und dort ein Herz. Was wählen? Nur jetzt keinen unbesonnenen Streich. Zeit gewonnen, alles gewonnen. „Ein wenig Wehren spornt das Begehren" sagt ein altes Wahrwort. Wehren ist nicht abweisen, und Judith Vare will noch freie Hand behalten in diesem Spiel. Sie muß Zeit gewinnen, um zu überlegen, wie diese Situation am besten auszunutzen sei. Läßt sich beides vereinen, Herz und Krone? Die moderne Zeit ist ja so leichtsinnig, und das Blümlein der Treue wächst nur sehr selten noch neben der Myrte! Aber Aurel! wird er, der nüchterne, pflichtgetreue Pedant, sich jemals entwürdigen der Page einer jungen Königin zu sein? Lächerlich! Was weiß er, der Tugendspiegel, von Strickleiter und heimlicher Minne? Und doch . . . sein geheimnisvolles Verschwenden . . . seine eigenen Worte, „ich bin ein wüster Gesell", sollte er doch vielleicht . . .? Mit

Blitzesschnelle wirbeln diese Gedanken durch ihr Hirn. Zeit gewinnen! erst ihrer Sache sicher sein und dann handeln!

Der Großherzog neigt sich und hebt ihr tief herabgesunkenes Köpfchen. „Judith . . .“ flüsterte er mit halb erstickter Stimme, „warum keine Antwort?!“

Da gleitet sie leis, leis wie ein Mondstrahl aus seinem Arm, an ihm nieder vor seine Füße. Ihre Hände umschließen bebend die seinen, sie preßt die heißen, zuckenden Lippen darauf nieder.

„Der Himmel segne meinen allergnädigsten Herrn für diese Worte unaussprechlicher und unbegreiflicher Gnade! Sie waren Balsam auf mein wundes Herz und haben mich in stolzem Ehrgefühl wieder stark werden lassen in mir selber, diese Stunde war der Lohn für all die wankellose Liebe und Treue, welche ich stets im Herzen für Max Christoph gehegt!“ Ihre Stimme klang weich und zitternd, jetzt hob sie energisch das Haupt und lehnte es in den Nacken zurück. Ihre Augen brannten in den seinen. „Aber ich will mich dieser hohen Weihestunde auch wert zeigen! Wehe mir, wollte ich egoistisch und selbstsüchtig genug sein, mich als ewige Bürde an eine Hand zu ketten, welche mir in einer Aufwallung tiefsten Mitleids geboten wurde! Hat ein Vorwurf in meiner Stimme gelegen, Königliche Hoheit, so geschah es unbewußt, meine Seele glänzt in schattenloser Liebe und Dankbarkeit! Ich weiß, wie groß das Opfer ist, welches mir mein allergnädigster Herr in dieser Stunde bringen will, es ist groß, unfaßlich und wunderbar groß! aber es ist nicht größer und höher als mein Empfinden!

Meine Ehre soll nicht erkauft werden mit einem Kronreif, die Welt soll nicht sagen können: Judith Vare hat nach



Rang und Stellung gestrebt! sie soll meinen Egoismus nicht für größer halten als meine Liebe! Nichts hat mir

im Leben ferner gelegen als die Sucht nach fürstlichem Glanz, und darum bin ich auch jetzt bescheiden und demütig genug, eine Anwandlung der Großmut nicht zu meinem Vorteil auszubeuten —“

„Judith, herrliches, selbstloses Weib! keine Großmut, keine Aufopferung . . .“

Sie sprang empor. Voll leidenschaftlicher Erregung hob sie wehrend die Hände. „Nun so ist's eine momentane Selbsttäuschung, ein Gnadengeschenk, welches mit geblendeten Augen gereicht wird! Ich darf es nicht annehmen, will ich meines Herrn getreue Dienerin sein, denn ich weiß, es ist viel zu reich, viel zu verschwenderisch gegeben!“ Sie trat dicht vor ihn, sank abermals vor ihm ins Knie und faltete die Hände vor der Brust: „Nicht im Nehmen, sondern im Entsagen zeigt sich die volle und ganze Größe der Liebe“, flüsterte sie mit fascinierendem Blick, „und ich liebe Sie viel zu innig und leidenschaftlich, als daß ich dieser treuen Hand zur Fessel werden möchte! Die Welt verurteilt mich als habgieriges Weib, das seine Hände nach dem Diadem ausstreckt, mag sie es! Ich danke Gott auf den Knien, daß er mir Gelegenheit gab, Ihnen, Königliche Hoheit, beweisen zu können, daß sie mir unrecht thut! Ich will nichts weiter sein als eine bescheidene kleine Blüte, die im Sonnenglanz der Gnade und Huld blühen darf, ein Edelweiß, rein und fleckenlos, und getreu bis in den Tod!“

Sie küßte abermals hastig seine Hände, mit heißen leidenschaftlichen Lippen. Die Worte, welche sie sprach,

atmeten die vollste Entsagung, ihre Augen aber lockten und glühten und hielten nur um so fester, was der Mund von sich wies. Und ehe der hohe Herr entgegnen oder sie halten konnte, war sie empor gesprungen und entfloh lautlos und schnell wie ein Lichtstrahl dem Gemach des Großherzogs.

Max Christoph folgte ihr ungestüm, das belebte Vorzimmer aber hielt ihn zurück. Und Gräfin Judith hatte sich nicht verrechnet. Glühte zuvor nur ein Funken der liebenden Sympathie in seinem Herzen, so loderten jetzt die hohen Flammen der Begeisterung und Leidenschaft darin.

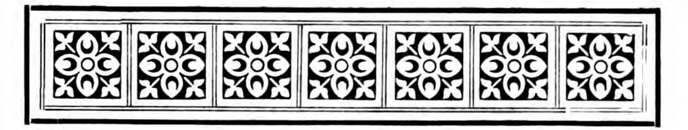
Warum enteilte sie ihm? Gerade jetzt, wo seine Sehnsucht sie mit tausendfachen Rosenketten an sich fesseln möchte? Ein seltsames Gemisch von Entzücken, Unwillen und jauchzender Ungeduld erfüllte ihn. Aber es machte ihn auch nervös, und als der Name Heusch von Buchfelds vor seinem Ohr erklang, hob die Eifersucht doch wieder ihr schillernd Natterhaupt. Die Gräfin hatte gesagt, sie sei entschlossen den Hauptmann zu heiraten, wie nun, wenn sie in übertriebenem Edelmut einen unbesonnenen Schritt thäte?! Wehe ihr und ihm!

Noch nie zuvor ward ein Flügeladjutant so mißtrauisch und ungnädig von seinem Fürsten empfangen, als Heusch von Buchfeld, welcher in dem nämlichen Augenblick sein Haupt in dem bekannt kurzen, militärischen Gruß vor Max Christoph neigte.

Gräfin Judith aber sauste mit flinken Rossen davon,

direkten Wegs zu dem Bankhaus von Scheuner & Co. Dort wurde bei verschlossenen Thüren ein gar seltsames Geheimnis geschaffen; die Legationsrätin bezahlte im Auftrag einer hohen Persönlichkeit die Schulden des Hauptmann von Buchfeld. Diskretion Ehrensache! Selbst der Flügeladjutant in eigner Person darf nie erfahren, wer die Vermittlerin dieser außergewöhnlichen Mission gewesen. Der alte Herr mit dem elegant gekräuselten weißen Henriquatre und den vielen Brillantringen ist berauscht von der silberglänzenden Feengestalt der Legationsrätin, welche ihm wie eine höhere Erscheinung durch die düsteren Geschäftsräume voranschwebt. Er verspricht und gelobt alles, was sie von ihm verlangt, geleitet sie unter zahllosen Komplimenten an den Wagen zurück und sitzt noch eine lange Zeit nachdenklich vor seinem Pult, „die Welt hat recht, Gräfin Vare ist ein eigenartiges Wesen, und Max Christoph, falls Frau Fama wahr erzählt, ein beneidenswerter Mann!“ . . .





XVI.

> Schnell ist, was man erworben hat, zerronnen,
> Die Ehre selbst! mißlingt ein kühner Plan!
> Tasso.
>
> Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!
> Wieland.

Der Flügeladjutant stand vor seinem Fürsten.

Max Christoph hatte ihn mit wenig freundlichem Blick kaum gestreift, als er durch kurze Geste seinen Gruß erwiderte. Er trat, seine innere Erregung und Mißstimmung gegen Aurel zu bekämpfen, an eine der hohen Spiegelscheiben, schob den Store mit den darin eingestickten bunt seidenen Bouquets ungeduldig zur Seite und starrte in den Schneesturm hinaus. Seine schlanken Finger trommelten ein hastiges Tempo gegen das geschliffene Glas.

„Da wir heute weder dringliche, noch wichtige Angelegenheiten zu verhandeln haben, Hauptmann von Buchfeld, beurlaube ich Sie einstweilen, bis auf weiteres."

Seine Stimme klang schroff und kurz, völlig anders wie sonst. Die Nerven des leidenden alten Herrn hatten

öfters schon eine vorübergehend üble Laune veranlaßt, darum legte Aurel kein sonderliches Gewicht auf diese Stimmung. Er trat einen Schritt näher, neigte abermals mit formellem Gruß das Haupt und wagte es, in dem Ton dienstlicher Meldung zu erwidern: „Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit. Eine Angelegenheit von außerordentlicher Bedeutung ermutigt mich, um Erlaubnis zu bitten, dieselbe vortragen zu dürfen!"

„Außerordentliche Bedeutung?" Max Christoph zuckte, ohne sich umzuwenden, etwas ironisch die Schultern.

„Unter diesem Passepartout reist so manche Bagatelle. Ich bin heute nicht zu längeren Auseinandersetzungen aufgelegt. Deuten Sie mir kurz an, um welch eine Affaire es sich handelt."

„Mein Bericht bezieht sich auf die ominösen und skandalösen Zeitungsartikel, welche eine Zeitlang die hiesigen Hof- und Staatsverhältnisse an den Pranger stellten, Königliche Hoheit."

Der Großherzog wandte sich dem Sprecher jählings zu; die Finger seiner Rechten schoben sich zwischen die Uniformknöpfe auf die Brust, er richtete sich hoch empor. „Ah . . . abermals ein neuer Angriff?!" rang es sich drohend von seinen Lippen.

„Halten zu Gnaden, nein."

„Nein? — was sonst! — reden Sie, — ich bin heute schon genugsam alteriert!"

Aurel öffnete sein Portefeuille. „Es ist mir durch gewissenhafte Nachforschungen gelungen, den Verfasser und

Schreiber, respektive die beiden Autoren dieser Artikel zu ermitteln!" sagte er mit leis bebenden Nasenflügeln.

Die Wirkung der Worte war eine außerordentliche.



Max Christoph taumelte einen Schritt vor und faßte mit beiden Händen die Schultern seines Adjutanten, als müsse er sich vor dem Umsinken schützen.

„Buchfeld!" schrie er fast auf, „ist das Wahrheit, Mann?!"

„Hier ist ein Streifen Manuskript, welches ich direkt aus der Druckerei erlangte, Königliche Hoheit. So ist es mir überbracht, und so liefere ich es in die Hände meines gnädigsten Herrn, überzeugt, daß Wahrheit und Gerechtigkeit

die Siegel lösen werden, welche auch jetzt noch zum Teil dieses Blatt zum Rätsel machen."

„Ein Stück Manuskript . . . thatsächlich . . . ah, ich danke Ihnen, lieber Buchfeld, danke Ihnen. Ist Ihnen besser geglückt wie mir. Wodurch? Haben Sie einen Beamten der Zeitungsdruckerei bestochen?"

Der hohe Herr ließ sich kraftlos auf einen Sessel nieder, seine bleiche, leise bebende Hand hielt das verhängnisvolle Papier mit zitterndem Druck. Er lehnte erschöpft das Haupt zurück und schloß momentan die Augen. Die Erregungen der letzten Stunde hatten ihn emporgerüttelt, jetzt erzeigten sie sich dennoch als zu groß für seine noch immer kranken Nerven, er sank wieder schlaff und matt in sich zusammen, just, als ziehe die nüchterne und herbe Wahrheit ihm den Boden unter den Füßen fort, auf welchen ihn die Illusion für kurze Stunden gehoben.

„Allerdings, Königliche Hoheit. Ich habe in dieser Angelegenheit dem jesuitischen Grundsatz gehuldigt, daß der Zweck die Mittel heiligt, und erreichte auf dem krummen Umweg mehr, als auf der geraden Straße."

„Durch Geldmittel?"

„Lediglich durch solche."

„Seltsam, ich habe Unsummen auszahlen lassen zu dem gleichen Zweck, ohne Erfolg zu erzielen! Wieviel opferten Sie meinen Interessen?"

Aurel lächelte seltsam. „Alles, was ich hatte und besaß, Königliche Hoheit, aber ich vertraute es keiner fremden Hand an, ich bezahlte selber. Krumme Wege

haben auch noch Abwege, auf welchen schon mancher Dukaten spurlos davon rollte!"

„Nein, nein — in diesem Fall absolut ausgeschlossen. Gräfin Vare leitete die Angelegenheit persönlich. Also alles, was Sie hatten und besaßen —" Der Sprecher strich tiefatmend über die Stirn und senkte den Blick. „Jetzt allerdings weiß ich, wo das Vermögen Ihres Bruders blieb. Beim Himmel, ein wertvoll Stücklein Papier, und ein seltener Triumph für eine Frau, daß sich ein Mann ihretwegen zum Bettler machte."



Er sah plötzlich wieder scharf in Aurels Antlitz, die Leidenschaft der Eifersucht zitterte durch seine Stimme. Stolz und kalt hob der junge Offizier das Haupt.

„Was geschah und was ich that, geschah lediglich zur Ehrenrettung meines armen, geächteten Bruders, Königliche Hoheit", entgegnete er gepreßt.

„Ihres Bruders? Was hat der junge Dahlen mit dieser Angelegenheit zu thun?“

„Ich glaubte durch Enthüllung dieses Geheimnisses Mittel und Wege an die Hand zu bekommen, zu erfahren, inwieweit die Koketterie der Gräfin Vare meinen unglücklichen Bruder in das Verderben trieb!“

Das Haupt des Großherzogs neigte sich vor, als habe er nicht recht gehört. Fahle Blässe überzog sein Antlitz, er wollte zornig emporfahren, aber er beherrschte sich.

„Sie erachten die Gräfin für schuldig, weil sich ein überspannter junger Mensch, dessen Liebesanträge sie als anständige Frau weder erhören wollte noch durfte, um ihretwillen erschoß?“

„Allerdings, Königliche Hoheit. Durfte sie seine Anträge nicht erhören, so durfte sie vor allen Dingen seine Leidenschaft nicht bis zur Sinnlosigkeit schüren. Wäre sie in der That eine anständige Frau, so hätte sie nicht voll schamloser Eitelkeit die Macht ihres Raffinements an einem derart jungen und naiven Menschen proben dürfen!“

Der Ausdruck in den Zügen Max Christophs wurde erschreckend, seine Zähne bissen sich in knirschendem Zorn aufeinander. Er rang nach Atem, den verwegenen Sprecher zu zerschmettern, aber Buchfeld fuhr hastig, mit beinahe rauher Stimme fort: „Es handelt sich jedoch absolut nicht um ein Opfer unglücklicher Liebe bei dieser Angelegenheit, denn für Weibereitelkeit gibt es leider Gottes immer noch schwache Entschuldigungen — Gräfin Vare hat meinen

Bruder nicht in den Tod getrieben, weil sie sich ihm versagte, sondern weil sie ihm durch einen Schurkenstreich die Ehre nahm!"

„Buchfeld!" Der Großherzog stand ihm kerzengerade gegenüber, sein Auge sprühte. „Sie wagen es, solch empörende Verdächtigungen gegen eine Frau auszusprechen, die mir, wie Sie wissen, innig befreundet ist? Wehe Ihnen, wenn Sie nicht im stande sind, diese ungeheuren Anklagen zu begründen! Ich verlange es bei meinem fürstlichen Wort, und ich werde der Rächer der verleumdeten Unschuld sein, so wahr mir Gott helfe!"

Ruhig und furchtlos sah Aurel in das Auge seines Fürsten. „Und so, wie Eure Königliche Hoheit die verleumdete Unschuld rächen, werden Sie auch die Schuldige strafen!" erwiderte er mutig. „Der Zettel, welchen Königliche Hoheit in der Hand halten, ist der erste Beweis für die Wahrhaftigkeit meiner Aussagen."

Max Christoph sank in die Polster zurück; Fieberglut lag auf seiner Stirn. Seine lang verhaltene, wildzornige Erregung kam zum Ausbruch, aber sie richtete sich nicht im mindesten Verdacht gegen das Weib, welchem all seine Pulse in leidenschaftlichem Verlangen entgegenschlugen, sondern gegen ihn, den Angreifer, den Mann, auf welchen er eifersüchtig war, für welchen sich Judith in rührendster Güte so oft verwandt, dessen ganzes Glück sie begründet, und der sie nun voll krassesten Undanks in den Kot treten will, sie, die ihn zur Sonnenhöhe des Lebens erhob!

„Dieser Zettel . . . ah, laßt sehen . . . die Handschrift

wird zu ermitteln sein . . . was sagen Sie? Erklären Sie sich deutlicher. Dieser Zettel ein Beweis ihrer Schuld?!"

Aurel stützte sich schwer auf die marmorne Tischplatte. „Ich kenne die Schrift, sie ist von der Hand meines verstorbenen Bruders auf dieses Papier gebracht."

„Ihres Bruders?"

„Meines Bruders Ortwin von Dahlen."

„Und Dahlen hat die Schandartikel geschrieben? Ihr eigner Bruder hat mich und mein ganzes Land zu beschimpfen gewagt?! Ihr Bruder, der verschmähte Liebhaber der Gräfin, hat diese Racheangriffe gegen sie geschrieben?!" Ein schneidendes Lachen gellte auf. „Und weil Ihr Bruder der Bube gewesen, der diesen Schurkenstreich beging, darum verurteilen Sie die Unglückliche, welche seiner Schamlosigkeit zum Opfer fiel?"

Aurel bebte an allen Gliedern, kein Blutstropfen kreiste in seinem Antlitz. Er biß die Zähne zusammen und krampfte die Finger um den kalten Marmor, seiner Gelassenheit gewaltsam Herr zu bleiben.

„Wollen Königliche Hoheit den Zettel genauer prüfen. Er trägt noch andere Schriftzüge außer denen meines Bruders!"

„Noch andere? Oh . . . ich bin begierig . . . haha, vielleicht die Ihren? Soyons donc . . . wo? Ich sehe nichts!"

Wie eine Pagode neigte sich der junge Offizier und deutete auf die Korrekturen. „Königliche Hoheit kennen

die Schrift der Gräfin Vare? Diese Abänderungen in dem Manuskript stammen von — ihr!“

„Unmöglich! Sind Sie toll geworden?!“

„Gestatten mir Königliche Hoheit eine Erklärung?“

„Zum Teufel . . . reden Sie!“

Seine Lippen zitterten, schwarze Schatten senkten sich tief um die Augen — Aurel aber erklärte mit keuchendem Atem die einzelnen Korrekturen und den früheren Wortlaut des Manuskriptes und fuhr lebhaft fort, seine Kombinationen auseinander zu setzen, in welcher Weise einzig diese Doppelarbeit entstanden sein könne. Der Großherzog hatte zuerst still und jäh entsetzt zugehört; auch er mußte sich von der Ähnlichkeit der Schriftzüge überzeugen, als aber sein Adjutant in schärfsten Worten den Plan der Gräfin entwickelte und sie schonungslos der raffiniertesten aller Intriguen beschuldigte, da flammten Zorn und Empörung abermals in ihm auf, Partei nehmend für die verfolgte und allseits angefeindete Frau, welche seinem Herzen so teuer war, und deren vollster, verführerischer Zauber ihn noch so frisch und lebendig umfangen hielt.

Eine maßlose Heftigkeit überkam ihn. „Weil sie meine Gattin werden wollte, weil sie nach Krone und Thron strebte?“ keuchte er mit loderndem Blick. „Schon hierin kann ich Ihre infamen Anschuldigungen widerlegen, mein Herr von Buchfeld. Jetzt gilt es die Ehrenrettung einer Unglücklichen, an welcher Sie in blindem Fanatismus den Tod Ihres leichtsinnigen, schamlosen Bruders rächen wollen, und darum treten meine eignen Interessen in diesem Augen-

blick zurück. So erfahren Sie es aus meinem eignen Munde, daß Judith Vare weder einst noch jetzt danach strebte, meine Gemahlin zu werden, denn Sie wies meine Hand zurück, welche ihr Krone und Purpur bot, sie verzichtete freiwillig darauf, mir je mehr zu sein, als meine treue, opfermutige Ratgeberin und Vertraute. Und diese Aussage verbürge ich mit meinem königlichen Ehrenwort! Was sagen Sie jetzt, Herr Hauptmann?"

Aurel griff wie schwindelnd nach seinem Kopf. „Ich muß gestehen, Königliche Hoheit, daß ich eine solche Eröffnung nicht erwartete", stammelte er, „aber gleichviel, so wird sich ein anderes Motiv finden."

Abermals ein zorniges, spottendes Auflachen. „Gewiß, mit etwas Phantasie läßt sich vielleicht ein neuer Strick zusammendrehen! Aber vorerst, mein Herr von Buchfeld, gestatten Sie mir wohl, daß ich mich überhaupt erst überzeuge, ob diese Schriftzüge, die vermeintlichen Korrekturen der Gräfin, auch echt sind! Wie leicht läßt sich von boshaft geschickter Hand solch ein kleiner Schnörkel ziehen . . . also, Sie gestatten wohl, daß ich das Urteil eines Sachverständigen befrage. Selbstverständlich werden Sie auch einen solchen stellen, damit von keiner Parteilichkeit die Rede sein kann. Und somit wären wir am Ende unserer Unterredung. Sie werden in Ihrer Wohnung weitere Verfügungen erwarten."

Eine kurze Geste — Max Christoph setzte die silberne Klingel auf seinem Schreibtisch in stürmische Bewegung. Aurel war entlassen.

Er wollte noch sprechen — er konnte nicht. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, die Kehle war wie zugeschnürt. Bleich wie ein Mondsüchtiger schwankte er über die Schwelle.

Er sah nicht die Herren und Damen, welchen er in den Gemächern begegnete, er hörte nicht Gruß noch erstaunte Anrede — er starrte mit verglasten Augen vor sich hin ins Leere und stieg mit schweren Schritten, wie ein alter Mann, die Treppe zu seiner Wohnung empor.

Vom Turm schlug die Uhr — sie schlug seine Stunde. Eine kurze Stunde später durcheilte ein Gerücht wie auf Sturmesschwingen die Residenz: Heusch von Buchfeld war mit kolossalem Eklat in Ungnade gefallen! In Ungnade! War's möglich? Manche schüttelten ungläubig die Köpfe, viele nickten schadenfroh: „Natürlich! Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!" Einzelne fühlten heimliches Mitleid, keiner aber sprach ein Wort zu seiner Verteidigung. In Ungnade! Kein Pestkranker ist so einsam und verlassen, so bar aller Hilfe und allen Zuspruchs, als ein Mann, der in Ungnade fällt.

Wer so hoch herabstürzt, der fällt mit Centnerlast, und was sich in seine Nähe wagt, wird mitgerissen; einsam, — wie vom Sturmwind gefegt ist die Bahn, welche von den Stufen eines Thrones herab in die Verbannung führt.

Gräfin Vare hatte sich noch im letzten Moment bei dem Minister entschuldigen lassen; plötzlich eingetretener Migräne halber konnte sie leider nicht von seiner so gütigen Einladung zum Gabelfrühstück Gebrauch machen! Sie lag daheim auf der Chaiselongue, die Arme unter dem Haupt

verschränkt, und starrte nachdenklich zu dem Plafond empor. Sie ersann Pläne und verwarf sie wieder, sie glaubte oft das richtige gefunden zu haben und war im nächsten Moment unschlüssiger wie je. Ein Sturm von Gefühlen durchtobte sie, und das war nicht gut. Ruhe, — volle, kaltblütige Ruhe, eher läßt sich kein Gedanke fassen, darum still, du ungestümes, wildes Herz! Gräfin Judith hat einen Käufer für ihre Hand gefunden, der bietet hohen Preis, nun gilt es mit nüchternem Verstand überlegen, was aller Liebe Seligkeit und was aller Welt fürstliche Pracht wert ist, und was sich eventuell thun ließe, um beides zu eigen zu gewinnen!

Die Kammerfrau stand nach zaghaftem Klopfen auf der Schwelle. Die Legationsrätin hatte jede Störung streng untersagt, dennoch ward sie nicht zornig, sondern strich nur langsam mit der Hand über die Stirn und blickte apathisch nach dem silbernen Teller, auf welchem Frau Lorenz einen Brief präsentierte.

„Von wem?"

„Königliche Hoheit der Großherzog lassen um alsbaldige Antwort bitten!"

„Gut, — ich werde klingeln." Mit hastigem Griff nahm Judith das Schreiben entgegen. Heiße Glut flammte in ihre Wangen empor, und ihr Auge blitzte voll Genugthuung, als sie auf das länglich weiße, durch roten Wappenstempel verschlossene Billet niedersah. Wie eilig! — Brennt die Glut denn plötzlich gar so hoch?! Noch ist die Adressatin nicht ins reine gekommen mit ihrer Rech-

nung. Also Geduld, Sir, Judith Vare hat auch lange Geduld haben müssen!!

Sie las. Plötzlich schrak sie empor, Leichenblässe bedeckte ihr Antlitz. Buchfeld im Besitz eines Stückes Ma-



nuskript, Buchfeld als ihr Ankläger vor dem Großherzog.

Sie richtete sich auf, mit weitgeöffneten Augen starrte sie einen Augenblick wie eine Sterbende auf das Blatt nieder, — — **und Buchfeld in Ungnade! Max Christoph nimmt voll fanatischem Eifer für das Weib seines Herzens Partei. —**

Was nun! — Judiths Pulsschlag stockt, sie ringt verzweifelt nach Fassung. Eine tödliche, zitternde Angst erfaßt sie, jetzt hat sich die Situation auf das äußerste zugespitzt, nun würfelt das Schicksal um Sein oder Nichtsein. Hat sie für sich selber zu fürchen? Ihr vertrauter Freund Sellkow hatte ihr damals guten Rat gegeben, sie war wohl sicher, aber — was ist noch Sicherheit? Sie steht auf einem Vulkan! Und fällt sie nicht zum Opfer, so ist Buchfeld gerichtet, für ewige Zeiten in der Umgebung des Großherzogs unmöglich geworden! In Ungnade! der Donnerkeil schwebte drohend in der Luft; er muß jetzt herniederwuchten und einen zerschmettern, ihn oder sie. Muß?! — Nein! — Die Denkerin sprang leidenschaftlich empor, noch wagt sie den Kampf gegen die verderbenden Mächte, noch wird sie einen Ausweg finden, das Unheil abzuwenden! Hat sie nicht aus jeder Situation bislang Vorteil gezogen? Auch diese muß sich biegen, kneten und verarbeiten lassen, eine Form anzunehmen, wie Gräfin Vare sie just braucht. Aber vorerst eine Antwort. Samiel hilf! sie ist nicht leicht. Max Christoph drängt auf ihre Entscheidung, er verlangt voll stürmischer Leidenschaft nach ihrem Kommen.

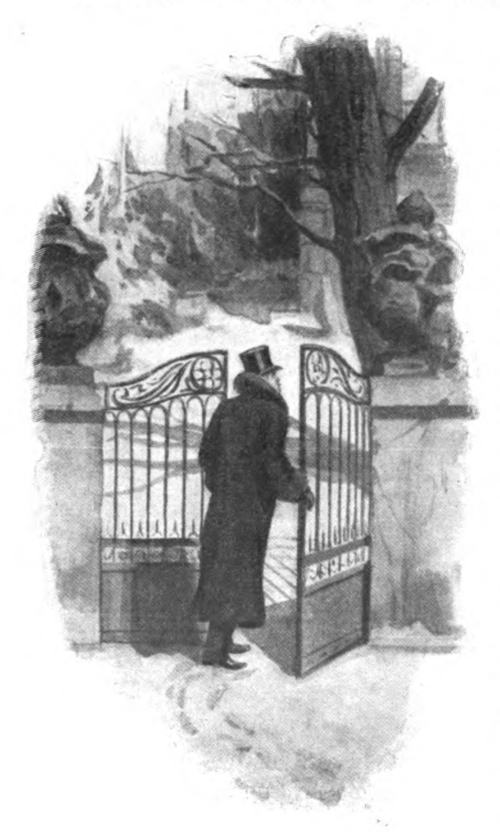
Einen Augenblick schloß die Legationsrätin sinnend die Augen und preßte die eiskalten Hände gegen die Schläfen. Dann schnellte sie wie mit gewaltsamem Ruck empor und ergriff die Feder auf dem Schreibtisch. Ein paar hastige unsichere Schriftzüge: „Königlicher Gebieter, unendlich teurer Herr über mein Leben und meinen Tod! — Aufs

neue angeklagt stehe ich vor Eurer Königlichen Hoheit. Der allbarmherzige Gott segne Sie für Ihren Glauben an meine Unschuld und stärke mein schwaches, liebekrankes Herz, noch kurze Zeit stark zu sein, bis ich gerechtfertigt vor Euere Königliche Hoheit treten kann. — All meine Gedanken, mein ganzes Sein und Wesen ist bei dem Mann meiner heißen, so inbrünstigen und doch so reinen Liebe! Aber ich flehe meinen Allergnädigsten Herrn an, auf mein Kommen zu verzichten, bis die Entscheidung der Sachverständigen über meine vermeintliche Schrift eingetroffen! Ich kann nicht unter dem Schein der Schuld und der furchtbaren Wucht solcher Anklage vor Sie treten, — beim ewigen Himmel — ich kann es nicht! — Ich leide unsäglich. — Darf ich aber nach erwiesener Unschuld erhobenen Hauptes wieder meinem geliebten Herrn ins Auge schauen, — dann rufen Sie mich, — und ich werde mich jauchzend vor Ihre Füße niederstürzen, in demütiger Liebe hoffend, an das edelste und herrlichste aller Herzen emporgehoben zu werden! — Dazu helfe mir Gott. Unwandelbar in ehrfurchtvollster Ergebenheit stets und immer meines Königlichen Herrn treueigenste Judith Vare."

Hochatmend schloß sie den Brief, zog nach kurzem Besinnen eine rote Rose aus dem Krystallkelch und fügte sie den Zeilen bei. Dann ein Siegel auf den Umschlag, und die Legationsrätin rührte die Schelle.

„Hier die Antwort. — Jean soll augenblicklich zu dem Herrn Kammerherrn von Sellkow gehen und bestellen, ich ließe unverzüglich um seinen Besuch bitten. — Bis dahin

unterbleibt jede weitere Störung. Sagen Sie, daß ich mich in meinen Zimmern eingeschlossen hätte, — gleichviel wer auch nach mir fragen sollte. Ich riegele den Salon hinter Ihnen ab, Frau Lorenz, und nur im Fall Herr von Sellkow kommt, schlagen Sie zum Zeichen an das Tamtam. Jeglich anderen Besuch, falls es verlangt wird, melden Sie durch einfaches Klopfen, — jeglichen — und wäre es der Großherzog selber!"



„Befehl, gnädigste Gräfin. — Darf nicht das Frühstück aufgetragen werden?"

„Lassen Sie eine Tasse Bouillon im Speisesaal bereit stellen."

Frau Lorenz knixte mit etwas beruhigterer Miene

und verschwand, — hinter ihr schnappte der Riegel vor die Salonthür.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es kursierten die seltsamsten und alarmierendsten Gerüchte in der Residenz. Irgend ein Eklat bereitete sich am Hofe vor. Der Großherzog sollte in einer unglaublich gereizten, hochnervösen Stimmung seiner Umgebung geradezu rätselhaft erscheinen. Er war ersichtlich krank, aber er hielt sich voll zäher Energie gewaltsam empor. Fast kein Mensch hatte bei ihm Zutritt, als unerklärlicherweise nur der junge Kammerherr von Sellkow, welchem, wie es schien in wichtigen Missionen, selbst zu den ungewohntesten Stunden in den Gemächern des hohen Herrn Eintritt gewährt wurde.

Gräfin Vare war ebenso urplötzlich wie Heusch von Buchfeld von der großen Schaubühne abgetreten. Man sagte, sie sei an heftiger Erkältung ganz urplötzlich erkrankt und müsse auf etliche Tage das Bett hüten. Keinerlei Besuch, selbst nicht die befreundetsten Damen wurden angenommen, ja man munkelte, daß sogar der Großherzog, welcher gegen Abend im grauen Palais vorgesprochen, sehr erregt und unverrichteter Sache zurückgefahren sei. — Die Krankheit der Gräfin war selbstverständlich fingiert, denn da es nicht an unermüdlichen Beobachtern fehlte, hatte man erforscht, daß auch hier der Kammerherr von Sellkow „im nächtlich schwarzen Mantel“ durch die kleine Gartenpforte seine Visiten abstattete. Als dritte Person

in diesem so plötzlich bewölkten Dreigestirn mußte Heusch von Buchfeld eine gewichtige Rolle spielen.

Der Großherzog hatte ihn an jenem ominiösen Vormittag mit allen Zeichen höchster Ungnade entlassen, Buchfeld selber war wie ein geisteskranker Mann nach seinem Zimmer geschritten, hatte sich eingeschlossen und war den ganzen Tag über nicht sichtbar gewesen. Gegen Abend mußte sein Bursche einen Stoß Briefe zum „Einschreiben" auf die Post besorgen. Für die Herren der Gesellschaft war Buchfeld nicht zu sprechen, aber er empfing geheimnisvolle Besuche, mit welchen er sehr laut und heftig debattierte, zumeist in französischer Sprache. Zur Tafel erschien er nicht und war doch nicht krank. — Stubenarrest? Sein Bursche hatte sich voll Sorge geäußert: der Herr Hauptmann sähe erschrecklich aus, — wie einer, der schon acht Tage im Grabe gelegen. Von Schlaf sei keine Rede mehr, — ruhelos wandere er die ganze, lange Nacht durch sein Zimmer, oft auch sitze er stundenlang und starre finster vor sich nieder, — immer auf einen Fleck. — Was war da geschehen?

Sicherlich ein häuslicher kleiner Zwist zwischen dem Großherzog und seiner „heimlichen" Gemahlin, und Buchfeld war die unschuldige oder schuldige Ursache daran. War es doch allgemein aufgefallen, in welch unbegreiflicher Weise die Legationsrätin den widerhaarigen Gesellen verwöhnte und auszeichnete, welch einen schier unfaßlich kühnen Ton der junge Offizier in seinem Verkehr mit ihr anschlug.

Sollte da doch noch ein kompromittierendes Geheim-

nis stecken, welches auf den Tod des jungen Dahlen Bezug hatte? Sollte die Gräfin zu weit gegangen sein? Sollte der junge, blondlockige Page eine zu große Rolle neben dem „armen, alten König" gespielt haben?! — Vielleicht waren jetzt dem Großherzog Enthüllungen gemacht, und sein zorniger Haß der Eifersucht überträgt sich auf den Bruder! Wieviel gab es da zu mutmaßen, zu kombinieren und zu zischeln!! Die ganze Gesellschaft befand sich in fieberhafter Aufregung, und jedes, selbst das kleinste Gerücht vom Hofe wurde mit brennendem Interesse aufgegriffen. Die Neugierde flammte lichterloh, und das Publikum konnte es kaum noch erwarten, bis sich der Vorhang heben würde, um was zur Kritik zu bringen? Ein Lustspiel oder eine Tragödie?!

Es war schon zu vorgerückter Abendstunde, als Max Christoph regungslos, wie aus Stein gemeißelt, in seinem Schreibsessel saß und auf die Thüre starrte, als könne er kraft seines Blickes diejenigen citieren, deren Erscheinen er erwartete. Er sah leichenhaft blaß aus; die Augen lagen tief im Kopf, rotumrändert und etwas angeschwollen, wie bei einem Menschen, der matt und übernächtigt dem neuen Tag entgegen schaut.

Kammerherr von Sellkow stand seitwärts an dem Fenster. Auch seine Züge zeigten eine ersichtliche Spannung, und bei jedem Geräusch hob er jählings das Haupt, als könne er seine Ungeduld kaum noch meistern.

Kein Wort wird gewechselt.

Endlich schlug die erlösende Stunde; die beiden sach-

verständigen Herren, welche ihr Gutachten über die Schriftprobe abgeben sollten, standen vor ihrem Fürsten.

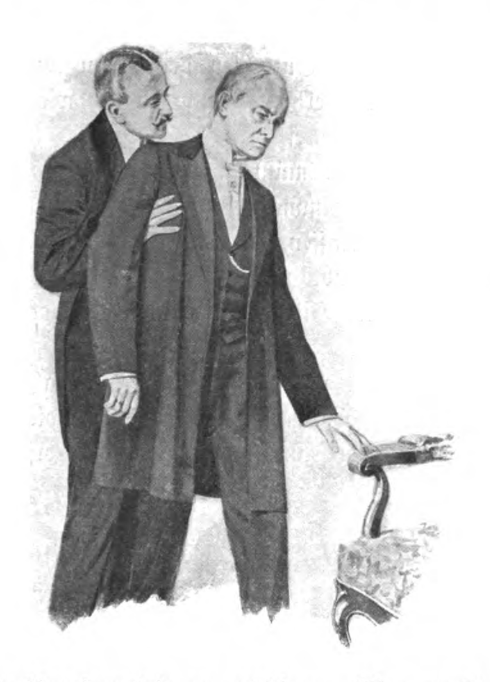
Max Christoph hatte sich erhoben; er stützte sich schwer auf den Diplomatentisch, die Füße versagten ihm beinahe den Dienst. Sein Blick lag groß und brennend, wie in angstvollem Forschen auf den Mienen der Herren. Dieselben kündeten Gutes; er atmete tief auf.

Und ebenso hob sich die Brust des Kammerherrn von Sellkow, als auch diese beiden Sachverständigen aus vollster Überzeugung und nach bestem Wissen bestätigten, daß die Schrift der Gräfin Vare — gefälscht sei, falls hier überhaupt angenommen werden solle, daß dieselbe aus der Feder der Legationsrätin stammen solle. Eine Ähnlichkeit der Schriftzüge sei vorhanden, aber die Abweichungen so plump und ins Auge fallend, daß man es ohne jeden Zweifel mit dem gröbsten Falsifikat zu thun habe.

Diese beiden Herren waren durch Herrn Hauptmann Heusch von Buchfeld veranlaßt, ihr Gutachten abzugeben, und da dieselben Studiengenossen und zuverlässige Freunde des jungen Offiziers waren, so fiel ihr Urteil doppelt schwer in die Wagschale.

Max Christoph dankte voll warmer und herzlichster Freude, und als die Überbringer dieser erlösenden Botschaft sich verabschiedet, stand er noch einen Augenblick wie in regungslosem Nachschauen. Er atmete ein paarmal tief und stoßweiße auf. „Sellkow!" und dann tastete er schwindelnd nach einer Stütze. Der Kammerherr sprang zu und fing den Sinkenden in den Armen auf. — — —

Der Großherzog war an nervösem Fieber erkrankt. Als man ihn zu Bett gebracht, fühlte er sich etwas wohler und verlangte voll beinahe eigensinniger Energie noch eine

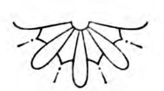


dienstliche Angelegenheit zu erledigen. Man mußte ihm nachgeben. Er befahl die augenblickliche Versetzung seines Adjutanten Heusch von Buchfeld nach einer der entferntesten kleinen Garnisonen. — In Ungnade! für immer und ewig rettungslos in Ungnade.

Tags darauf war der Zustand des hohen Herrn Besorgnis erregend, die Krankheit schien sich schon längere Zeit vorbereitet zu haben und kam mit voller Heftigkeit zum Ausbruch. Es war eine Zeit voll hoher Aufregung für die Residenz.

Als Aurel das Gutachten der beiden ihm völlig zuverlässigen Herren erhielt, rang es sich wie ein halberstickter, heiserer Schrei aus seiner Kehle. „Ihr lügt!" schrie er auf, „Ihr müßt lügen, wenn es noch einen gerechten Gott im Himmel gibt! Wohlan denn — mögt ihr mich alle verlassen, mag die ganze Welt gegen mich sein, — ich glaube noch an eine Vergeltung, und ich werde mit Gottes Hilfe der Wahrheit dennoch zum Sieg verhelfen!"

Die Nachricht von seiner Versetzung nahm er völlig gelassen, hocherhobenen Hauptes entgegen, die Wucht der Ungnade traf sein Haupt, — wird sie ihn zerschmettern?!





XVII.

> . . . In der Wüste trat
> Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.
> Schiller.

Wie ein wilder, unsinniger Trotz war es über Aurel gekommen. Hatte man ihn thatsächlich durch das Manuskript düpiert, — war thatsächlich Ortwins Schrift echt und die der Gräfin gefälscht? Nach dem Gutachten von vier Autoritäten konnte er nicht mehr zweifeln, und dennoch war es ihm unmöglich, an diese Wahrheit zu glauben. Seit Jugend auf war er bereits ein nervös gereizter Starrkopf, welcher mit der Stirn durch die Wand ging, galt es eine Ansicht zu verfechten. Der Tod des Bruders hatte ihn völlig aus dem Gleichgewicht gerissen, und die darauf folgenden Veränderungen, welche ihn in den verhaßten Wirbel großstädtischen und höfischen Lebens schleuderten, nährten seine Absonderlichkeit. Der letzte große Wechsel aber nahm ihm momentan noch den letzten Rest aller Besonnenheit.

Sein Plan war fehlgeschlagen; die langgesuchte Lösung des Rätsels, welche er für eine unumstößliche Thatsache

hielt, wurde ihm als Täuschung widerlegt, und jenes Weib von dessen Schuld er überzeugt war, zog abermals den Kopf aus der Schlinge, an welcher er mit Einsatz all seines Hab und Guts gearbeitet! — Sollte sie wahrlich in diesem falschen Spiel den Sieg davon tragen? Sollte sie auch ihn unter die Füße treten, hohnlächelnd über seinen selbst bereiteten Untergang, über den himmelhohen Sturz in den Abgrund der Ungnade?! — Nein! bei allen Himmeln und bei allen Teufeln, nein! — — —

Sie wähnte ihn zerschmettert, macht- und kraftlos im Staube, ohnmächtig es zu wehren, daß ihr Fuß auch über ihn dahin schritt, wie jüngst über den blutenden Leichnam des Bruders! — Die Zungen logen, welche sie schuldlos nannten! Hier tief innen in seinem Herzen sprach eine heilige, niemals trügende Stimme den Richterspruch über sie! — Und wahrlich, solange noch das Blut lebenswarm in seinen Adern rollt und wie wilder Kampfruf an den Schläfen hämmert, so wahr und gewiß wird er, der Zerschmetterte, sich aufbäumen wider sie, im letzten verzweifelten Kampf für Wahrheit und Recht einzustehen! — Jenes Stücklein Manuskript war durch verschiedene Hände gegangen, ehe es unter der Lupe des Forschers lag, — und Gräfin Vare hatte sich viele Freunde in ihrer Machtstellung geschaffen, und es gab soviel jammervoll erbärmliche Wichte, welche jeder That fähig sind, können sie sich darauf zum Günstling einer Allmächtigen des Hofes machen!

Das Geheimnis der Presse war nun so wie so verraten, man hielt jetzt wohl nicht mehr so ängstlich mit

dem Manuskript hinter dem Berge und lieferte für Geld und gute Worte auch noch ein zweites Stück und Briefe des Einsenders und Verfassers aus! — Heusch von Buchfeld war nicht der Mann, der die Flinte ins Korn wirft, wenn er einen Fehlschuß gethan.

Für Geld und gute Worte. Geld! Geld! Woher dieses Geld aber nehmen?! Er war arm, ärmer denn je zuvor, denn er hatte bereits Schulden. Das heißt, nein, er hatte keine Schulden mehr. Hier war ja ein ganz mysteriöser Brief von Scheuner & Co. eingetroffen, welcher ihm die überraschende Mitteilung macht, daß ein ungenannter Gönner diesen Wechsel abgetragen. Gestern noch hatte er diese Handlungsweise null und nichtig erklären, ihr gleich einer schweren Beleidigung nachforschen wollen, jetzt lachte er plötzlich rauh und heiser auf.

Gut, vortrefflich! der unbekannte Gönner soll leben! — er gibt ihm ja die Mittel an die Hand, seinen Weg zum Ziel zu betreten.

Er muß Geld haben, muß es. Auf welche Garantie hin? das ist ihm in diesem Augenblick völlig gleichgültig. Sein ganzes Wesen schäumt über in Haß, Rache und Trotz, er überlegt nicht mehr. Warum auch noch? Sein Dasein ist zu Ende, er ist überflüssiger, armseliger, gleichgültiger auf der Welt geworden, wie ein Stein auf der Straße. Es ist alles aus. Nur noch den Triumph seiner Rache will er feiern, nur noch den Schild der Gerechtigkeit über das Grab seines Bruders decken, und dann? — Wieder dieses heisere, verbitterte Lachen. Was liegt an

ihm? Was fragt die Welt danach, ob noch ein Narr weniger auf der Welt herumläuft oder nicht? —

Geld! Geld muß er haben!

Vor einer Viertelstunde hat man ihm seine Versetzung in das kläglichste kleine Heckennest, dicht bei der Grenze, mitgeteilt. Dahin schickt man in der Regel die jungen Offiziere in die „Verbannung“, welche eine scharfe, sehr scharfe Lektion verdienen. Am Ende aller Kultur, unter den Augen eines Kommandeurs, der ein gut, aber streng Regiment führt, der schon manchem mit Erfolg den Kappzaum über das widerhaarige Haupt gelegt.

Wie das schmerzt! wie das gleich ätzendem Gift in das Herz träufelt! Haha! Homo sum! ja, wir alle sind schwache, eitle Menschen, und wenn wir noch so weltverächtlich über Gnade und Ungnade sprechen, in dem Augenblick, wo der Stachel das Fleisch trifft, zuckt es doch zusammen in bitterem, aufschreckendem Weh. Damals, als er seine Einberufung zu Würde, Rang und Auszeichnung erhielt, da hob er ingrimmig das Haupt über diese unverdiente Beförderung, da sah er kalt und gleichgültig seiner lockenden Zukunft entgegen, und jetzt, da er hinausgestoßen wird, wieder zurück in die Sphäre, welche er einst so ungern verließ, jetzt greift es ihm doch wie eine kalte Hand an das Herz, und er fühlt doch, daß er nicht anders ist, wie alle anderen. Ja, es thut weh, wenn das zweischneidige Schwert der Ungerechtigkeit solchen Hieb führt; der schlägt nicht nur zu Boden, der vergiftet Blut und Mark, der mordet den Glauben an alles Gute! Was

hatte er gethan? Kraft seiner festen Überzeugung für die gesteinigte Ehre des Bruders gekämpft, in selbstlosem Verleugnen seiner eignen Person, mutig der Natter Haupt gesucht, um es zu zertreten.

Und dafür schickt man ihn in die Strafverbannung, dafür reißt man ihm sein gleißend Höflingsgewand vom Leibe und peitscht ihn mit Nesseln.

Aurels Hände ballen sich, sein Atem keucht.

Geld! Geld! und müßte er sich dem Bösen selber verschreiben für dieses Geld, durch welches er sich Sieg und Triumph erkaufen muß, soll er nicht am Wahnsinn zu Grunde gehen.

Vor einer Viertelstunde hat man ihm seine Versetzung mitgeteilt. Noch ist wohl die Nachricht nicht in den weiteren Kreisen der Residenz bekannt geworden. Noch trägt er sein prunkend Kleid, vor welchem sich diensteifrig Thür und Thor öffnen! Auch Scheuner wird die Hand nicht zuhalten, wenn ein Mann bei ihm anklopft, welchem „hohe Gönner" die Schulden bezahlen. Er wird ihm das Darlehn nicht verweigern, die goldnen Tressen blenden ihm ja noch die Augen. Vorwärts! Jetzt ist jede Minute kostbar. Mit unsichern Händen tastete Aurel nach seinem Paletot, kleidete sich in fliegender Hast an und stürmte die Treppe hinab.

Spät gegen Abend erst kam er wieder heim.

Ein seltsamer Ausdruck der Befriedigung lag auf seinem aschfahlen Angesicht. Er hatte Schulden gemacht, so hohe Schulden, wie er sie vielleicht nie im Leben abtragen kann,

falls auch diesmal sein Plan mißlingt. Führt er zum Ziel, so ist er überzeugt, daß der Großherzog abermals dieses Schmerzensgeld für ihn bezahlen wird, und weil er eine fast fanatische Zuversicht in das Gelingen seines Planes setzt, so beruhigt ihn dieser Gedanke. Jetzt, nachdem das Geld erhoben, nachdem es bereits in dieselben zuverlässigen Hände gelegt ist, welche schon einmal ein so Außerordentliches für ihn geleistet, nun überkommt ihn eine starre, unheimliche Ruhe, die Ruhe eines Spielers, welcher glanzlosen Blicks der Roulettekugel nachschaut, wie sie surrt und surrt und läuft ... Auf einer einzigen Nummer steht sein alles, was er hat, sein Blut und Leben als Einsatz.

— — — — — — — — — — — - - — — — —

Als Buchfeld von seinem bedeutungsschweren Gange zurückgekommen, hatte er seine prunkende Uniform schier gehässig von sich geworfen. Es war ihm, als trüge er ein Nessusgewand an dieser goldgestickten und verschnürten Herrlichkeit, welche ihm nicht mehr zukam.

Im Schranke hatte — damals mit zusammengebissenen Zähnen dort aufgehängt — sein alter, schlichter Waffenrock dieses Tages geharrt. Schon waren die Abzeichen auf den Achselstücken geändert, sorgsam hatte der Bursche die sämtlichen Stücke der Uniform zur Meldung bereit gelegt.

Welch ein wundersam, unaussprechliches Gefühl, als Aurel sein schmucklos und nüchtern Bild im Spiegel erblickte! Ja, es schmerzte, es schrie etwas wild auf in

seiner Brust. Eiskalt lag der ehemals so ungern vertauschte Rock auf seiner Brust, der rote Kragen, ohne die



breite Goldstickerei, stach ihm wie ein Henkerkleid grell in die Augen und schnürte ihm die Kehle zu mit einem Ge-

fühl fast unerträglicher Demütigung und Scham. Wie spöttisch hatte er oft auf die Schnüre, auf die breiten Streifen der Beinkleider niedergeblickt, jetzt, da sie fehlten, deuchte es ihm, er stehe in einem Sträflingskleid, gebrandmarkt vor aller Welt. — Homo sum! — Ja, wir sind alle schwache, eitle Menschen, und wir kleben zumeist an irdischer Pracht und Größe, wenn sie uns entrissen wird. Das sind des Satans Ketten und Knebel, mit welchen er schon manches Herz gefangen hat, das sind die zähen unlöslich kleinen Widerhaken, welche ganz unbewußt ins Fleisch wachsen und unheilbare Wunden reißen, werden sie gewaltsam losgelöst. Man ahnt sie oftmals nicht, bis man sie fühlt.

Wie heiße, brennende und blutige Thränen der Erbitterung stieg es in Buchfeld empor. Er griff nach dem Helm und starrte mit zusammengebissenen Zähnen darauf nieder. Wie kahl, wie nüchtern, wie armselig. — Da er zum erstenmal jenen anderen mit dem prunkenden Gardestern aufsetzte, zuckten seine Lippen voll Ironie über solchen Glanz — „und ward auch bald Minister, und trug den großen Stern" — und jetzt, da dieser Stern erlosch und unterging in Nacht und Vergessenheit, da war's, als reiße man ihm ein Stück Hirn und alles Selbstbewußtsein und alle Lebensfähigkeit mit ihm aus dem Kopfe heraus.

In Ungnade! — Er hatte niemals den Klang dieses Wortes recht begriffen, jetzt, da er die Ungnade gewissermaßen mit Augen sah, jetzt ward sie ihm klar, und sein

Herz krampfte sich zusammen, wie bei einem Menschen, den man unschuldig an den Schandpfahl stellt.

So hinausgehen unter die Menschen! So vor die



Augen derer treten, die ihn geschaut haben in dem ganzen Nimbus einer Stellung, deren Höhe er jetzt erst ermessen kann, seit er sie, tief gestürzt, aus dem Staube der Erbärmlichkeit schaut!

Aurel deckte keuchend die Hand über die Augen; gekränkt bis auf den Grund seines stolzen Herzens, gedemütigt bis zur Schmach. Er will sich emporraffen und mit Aufgebot all seiner Männlichkeit fest und sicher den erniedrigenden Weg durch die höhnende Menge schreiten, er will die Spießruten laufen ohne mit einer Wimper zu zucken . . . und doch . . . O, die Menschen, mit ihrem grausamen Spott und Hohn!

Er sinkt zurück auf den Stuhl, seine geballten Hände pressen sich gegen die schmerzende Brust. O, daß jetzt eine rettende Hand käme, ihm diesen bitteren Kelch von den Lippen zu nehmen, er würde sich dem Bösen selbst dafür verschreiben mit Leib und Seele!

Da stand Heusch von Buchfeld auf jener Stelle, wo schon viele andere Schicksalsgenossen zum Verräter an sich selber wurden, wo der Sturz sie zerschmetterte, wo sie Schaden nahmen an Leib und Seele.

Auch er war zusammengebrochen unter der Last unverdienter Schmach und Beleidigung, entmutigt, schwach, feige, elend zum sterben. Auch er war ein Mensch, nicht besser und stärker als alle anderen, auch er rang in der Stunde der Anfechtung. Ach, daß sich eine Hand böte, ihm den Kelch von den Lippen zu nehmen! Welch eine es auch sei, er würde sich daran anklammern mit dem Aufschrei wilder Verzweiflung: „laß mich nicht sinken, heb' mich zurück in mein verloren Paradies!"

Leises Klopfen. Der Bursch steht auf der Schwelle. Haftet selbst dessen Blick in mitleidig staunendem Schauen

auf der prunklosen Gestalt seines Herrn? Dieser Blick ist der erste Geißelhieb; wie viele Hunderttausende werden ihm noch folgen! Buchfeld will fragen: „Was gibt's?" Er kann nicht; kein Laut ringt sich aus seiner röchelnden Kehle. Er macht stumm eine Bewegung mit der Hand.

„Herr Hauptmann verzeihen, ein Lakai ist hier im Auftrag der Frau Gräfin Vare. Gräfliche Gnaden befinden sich im Vorgemach bei königlicher Hoheit dem Großherzog und lassen den Herrn Hauptmann sogleich zu einer dringenden Unterredung herüberbitten."

Buchfeld hat sich emporgerichtet; wie ein Zucken geht es durch seine Glieder. Die Gräfin! Sie, die ihn schon so oft vor dem Sturz bewahrt . . . diesmal kommt sie zu spät! Oder sollte sie doch etwa? Wer kann's wissen? Er hat den Teufel um Hilfe angerufen . . . und nun bietet sich vielleicht eine Hand, welche dieses Sträflingskleid noch einmal in blendend Gold tauchen will.

Sein erloschenes Auge glüht auf wie bei einem Ertrinkenden, der plötzlich wieder Boden unter den Füßen spürt. Er nickt hastig. „Ich komme."

„Frau Gräfin sind beschäftigt und lassen um Eile bitten."

„Ich folge!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Wolken waren momentan verzogen; ein milder, goldiger Glanz der untergehenden Sonne strahlte durch die gestickten Vorhänge des Schloßgemachs, in welchem Judith Vare auf das Kommen Buchfelds harrte.

Feine Lichtstreifen zitterten auf den orangefarbenen

Brokatmöbeln und malten zackige Spitzenmuster auf weichen Smyrnateppich; die Bronzerahmen an den Wänden leuchteten auf, und auf dem Nixenhaar der Gräfin brannten die Goldfunken, als habe sie gleich einem Aschenbrödel unter zauberischem Wunderbaum gestanden.

Sie hielt die schlanken Hände krampfhaft verschlungen. Wird er ihrem Rufe folgen? Hat ihn das Schicksal nun tief genug gebeugt, so tief, daß noch ein kleiner, weicher Fingerdruck seinen Nacken vor ihre Füße beugt? Lächerlich! er — der erbitterte Feind, der Mann, welcher als ihr Ankläger soeben erst vor den Großherzog getreten, er soll plötzlich ihr bester Freund werden — ein Freund, wie ihn nur die Zeit der romantischsten und heißblütigsten Minne gekannt, ein Freund, von welchem nur die schwüldustenden, giftigsüßen Lieder der Troubadours sangen: „O, Herrin, laß den Armen, — den Freund so liebeskrank — an deinem Herzen erwarmen, — er weiß dir süßen Dank! — Bis daß von hoher Zinne — der Wächter mahnt zurück, — Laß uns, o Königinne, genießen treuer Minne, — so hold verschwiegen Glück!“

Ist solch ein Gedanke nicht Wahnwitz? Nein! Gräfin Judith atmet tief auf; sie ist Menschenkennerin, sie steht seit Jahren auf dem Parkett und hat schon manchen stürzen sehen, sie weiß, wie solch ein Sturz oft das halsstarrigste Genick gefüge gemacht, wie aus manchem Saulus ein Paulus wurde, aus dem wütenden Verfolger ein begeisterter Anhänger. Bah . . . nicht allein auf religiösem und tugendhaftem Pfad!



Wird er kommen? Sie tritt vor den Spiegel, sie schaut befriedigt ihr Bild.

Der Lakai meldet, daß der Herr Hauptmann ihm auf dem Fuße folge. Sie nickt halb abgewendet, ihr Auge schillert. Nun, va banque! Vor der Thür steht Aurel und atmet noch einmal schwer und tief. Er hat das Gefühl als sei er trunken. Alles geht wirr und irr in seinem Kopf durcheinander. In dem einen Augenblick glaubt er fest und steif, daß er bis auf das Blut gegen die Gräfin kämpfen müsse, im nächsten zittert die Hoffnung auf ihre rettende Hilfe durch sein Herz, und er nennt sich einen sinnlosen Narren, daß er Schulden machte, um sie zu verderben. Es ist ja doch vergebens, man soll nicht wider den Stachel löcken, sondern sich ihm fügen. Die Gräfin steht nun einmal sicher und behauptet das Feld, was nützt es, sich den Schädel an dem Felsen einzurennen? Man endet höchstens in diesem Sträflingskleide, in welchem Aurel auf Umwegen die Säle und Korridore mied, wo er Menschen wußte. Je nun, noch läßt sich die ganze Sache redressieren! . . . er gibt Gegenbefehl, alle Bemühungen bei dem Journal einzustellen; sollte die Gräfin ihm wirklich zu Hilfe kommen, dann, ja dann . . . o, sein armer Kopf! Wie ein Sturmwind braust's daher, der faßt und schleudert ihn hin und her wie ein mark-, saft- und haltloses Rohr!

Mit fiebernden Pulsen tritt er über die Schwelle; das Blut schießt ihm in die Wangen, da er vor ihr steht, und Judith Vare lange — lange und ernst ihn vom Scheitel bis zur Sohle mustert.

Schon will er gereizt empor fahren, da reicht sie ihm plötzlich beide Hände entgegen, wie Glockenton schlägt ihre bestrickende Stimme an sein Ohr: „Armer, armer Buchfeld, ach daß ich Sie hätte warnen können!“

Das hatte er nicht erwartet. Er schließt herb die Lippen und neigt das Haupt. „Ich glaube, Sie haben gar Mitleid mit mir, Gräfin, mit mir, der sie soeben noch des schlimmsten angeschuldigt!“

Sie zieht ihn mit sanftem Druck der Hand auf den Diwan nieder. „Das haben Sie im Herzen ja stets gethan, Buchfeld, und ich fand nicht das Mittel, Sie vom Gegenteil zu überzeugen. Solange Sie von mir nur schlecht dachten, drohte Ihnen keine Gefahr, denn ich kenne keine Rache, am wenigsten Ihnen gegenüber; sobald Sie aber auch schlecht von mir sprachen, entwichen Sie meiner Hand, die Sie schützen konnte. Ich habe nicht geglaubt, daß Ihr unseliger Wahn so fanatisch sein könne, Sie zu derartigem Schritte hinzureißen, daß Sie thatsächlich so fest von meiner Schuld überzeugt seien, mich vor einen Richter zu stellen. Dennoch war es so, und dennoch zürne ich Ihnen nicht darum, denn Sie kämpfen für die Ehre eines Toten, und solch ein Kampf ist edel! Mehr aber, daß gerade ich abermals den Anlaß geben mußte, diese herbe und schmerzliche Stunde über Sie herauf zu beschwören, über Sie, von dem ich so gern jedes Leid fern halten wollte, um zu sühnen, was ich an dem Bruder gefehlt — — —.“

Aurel zuckte empor. „Gefehlt? So haben Sie doch — — —?“

Sie schüttelte mit schmerzlichem Lächeln das Haupt. „Ich habe Ihnen nie die volle Wahrheit sagen wollen, Buchfeld, weil ich Ihnen durch dieselbe den idealen und so selten treuen Glauben an Ortwin gemordet hätte, ein Glauben, welcher mich entzückt und beglückt hat, denn er lehrte mich einen Mann kennen, wie ich ihn zuvor wohl in liebem Traume, nie aber in der Wirklichkeit fand. Ihre Liebe zu Ortwin hatte etwas so rührendes, überirdisches, daß ich nicht den Mut fand, Ihnen ein Ideal zu zerstören, in welchem all Ihr Glück und Ihre Lust zum Leben wurzelte. Nun haben Sie selber den Schleier gelüftet und auch mir das Siegel von den Lippen genommen, hören Sie nun alles, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich noch grimmer hassen werden, wenn Sie hören, daß auch Ortwin mich haßte — bis in den Tod."

Sie machte tief atmend eine Pause, Aurel aber stützte den Arm auf die Ebenholzplatte des Tisches und neigte das farblose Antlitz wie gebrochen darauf nieder. Wie ein Schüttern und Schluchzen ging es durch seine hohe Gestalt.

Nahe, ganz nahe beugte sich Judith zu ihm; ihre leise Stimme klang fast an seinem Ohr, der süße Syringenduft wehte berauschend um seine Stirn. „Nicht immer hat er mich gehaßt, Buchfeld. Es gab eine Zeit, wo ich mit sorglosem Lachen entdeckte, daß der Fähnrich, mein „Pflegesöhnchen", voll begeisterter Überschwenglichkeit in mir seine Göttin besang. Ich habe schon viele Knaben schwärmen sehen und überzeugte mich stets, daß solch eine


C.H. KUECHLER

ideale Begeisterung für eine Dame der Gesellschaft nur veredelnd auf sie einwirkt. Die Tugend muß noch an Lichtgestalten glauben, Buchfeld, sie stellt sich selber dadurch ihren guten Engel an die Seite. Und so war es wohl mein Fehler, daß ich den Charakter Ortwins nicht völlig erkannte, daß ich ein Samenkorn ersprossen ließ, welches mir schließlich über den Kopf wuchs. Ortwins Liebe zu mir war keine Flamme auf dem Altar des Idealismus, sie war eine gefährliche, begehrliche Leidenschaft. Und dieselbe fand mit der Zeit Worte. Buchfeld, können Sie es mir verargen, daß ich nicht aus Mitleid das Weib eines — Knaben wurde, daß ich nicht aus Mitleid ein Flehen erhörte, welches meine Ehre forderte? Es waren giftige Blüten, welche der Lebensbaum dieses jungen Menschen trug. Meine Worte thuen Ihnen weh, Buchfeld? Wollte Gott, ich hätte sie Ihnen ersparen können!" Judiths Hand legte sich weich und kühl auf seine Rechte, er zuckte unmerklich zusammen.

„Sprechen Sie weiter, Gräfin!" stöhnte er auf. „Ihre Worte treffen nicht mich, sie treffen meine Mutter wie ein Fluch. Blut bleibt Blut — und Art bleibt Art."

„Ich änderte mein Wesen gegen den jungen Mann, ich wies ihn herb und energisch in seine Schranken. Eine maßlose Eifersucht gegen den Großherzog erfaßte ihn. Dieselbe diktierte ihm, genährt vom Haß gegen mich, jene verleumderischen Artikel in die Feder, und jene Korrekturen sind sein eignes Machwerk, er änderte anfangs eine Novelle um, welche vordem mir zur Verherrlichung geschrieben war,

jetzt sollte sie mein Richtschwert werden. Warum er meine Handschrift dazu nachahmte, ist unaufgeklärt geblieben, er verweigerte uns die Auskunft."

Aurel schnellte empor. „Gräfin!" schrie er auf, „Sie sprachen noch mit ihm über diesen Schurkenstreich . . . Sie . . . Sie wußten bereits davon?"

Sie streichelte wie beruhigend seine Hand. „Ja, ich wußte davon, Buchfeld, und ich nicht allein. Nachdem der erste Artikel erschienen war, verschafften wir — ich meine den Kammerherrn von Sellkow und mich — uns auf dem Weg der Bestechung das Manuskript. Vermögen Sie sich den Schmerz vorzustellen, den ich empfand, als ich in meinem grausamen, unwahren Verleumder einen jungen Menschen erkannte, welcher — wahrlich wie ein Sohn! — in meinem Hause aufgenommen war?! O, nichts reißt tiefere Wunden, als der Undank. Sellkow berief Ortwin zu mir, es kam zu einer sehr erregten und heftigen Scene, welche damit endete, daß der Kammerherr erklärte, dem Großherzog die ganze empörende Angelegenheit zu melden, wenn Ortwin nicht binnen acht Tagen alle weiteren Artikel von dem Journal zurückfordere. Mag dies nun eine Unmöglichkeit gewesen sein, oder mag der arme, verblendete junge Mann doch die Anklage gefürchtet haben, auf dem Heimweg aus meiner Wohnung erschoß er sich."

Ein leises Aufstöhnen Aurels, dunkle Glut brannte auf seiner Stirn, er richtete sich fast wild empor. „So mein Bruder in fast unmenschlicher Weise gegen Sie ge-

fehlt, Gräfin, warum baten Sie seine vermeintliche Erscheinung angstvoll um Vergebung?"

Auch Judith hob ernst das Haupt. „Buchfeld!" sagte sie mit zitternder Stimme, „ich bin ein Weib. Der Gedanke, wenn auch schuldlos, die Ursache zu eines Menschen Tod gewesen zu sein, ist eine furchtbare Bürde des Gewissens. Wir waren wohl zu schonungslos gewesen, wir hatten ihn durch eine unmögliche Forderung zum Äußersten getrieben. Dieser Gedanke hat mich gefoltert und mich vor mir selber schuldig gesprochen, obwohl ich nur menschlich und gerecht gehandelt."

Aurels Haupt brach tief zur Brust hernieder. „Und warum enthüllten Sie nach seinem Tode nicht den Sachverhalt?" murmelte er wie im Traum.

„Verlangen Sie auch dies Geständnis?!" Judiths kleine Hand bebte, sie preßte sie gegen die Brust, ihr Blick brannte seltsam heiß in dem seinen.

„Ja, ich verlange alles zu hören."

„Geloben Sie mir, daß Sie meine Worte nur als erzwungene Beichte, nicht als taktloses und unweibliches Bekennen erachten wollen."

„Ich gelobe es, Gräfin."

„Sehen Sie mich nicht an dabei."

Er schaute erstaunt auf, schüttelte und senkte jählings wieder das Haupt, da er in ihr glühendes, verwirrtes Antlitz sah. Sie zog ihre Hand von der seinen zurück. „Warum ich schwieg, Buchfeld? warum ich alle Angriffe, alle Anfeindungen, alle Qual geduldig ertrug?" Sie

flüsterte leis wie ein Hauch: „Weil ich Sie schonen wollte, weil ich nicht auch Ihr Herz und Leben durch eine Thatsache vergiften wollte, welche nun doch nicht mehr zu ändern war.“

„Sie glaubten Ihr Gewissen zu erleichtern, indem Sie den Bruder Ihres Angreifers schonten!“ antwortete er, um es ihr an die Hand zu geben, den Klang ihrer Stimme durch ein nüchternes Wort zu annullieren. Er täuschte sich. Noch erregter denn zuvor schüttelte sie das Haupt. Das Sonnenlicht sprühte in grellen Funken auf den leise zitternden Löckchen und bannte plötzlich seinen Blick. Katzenhaar! schoß es ihm wie eine jähe Mahnung durch den Sinn. Sie verschlang, wie überwältigt von ihren Gefühlen, die kleinen brillantblitzenden Hände vor dem Busen. „Nein!“ rief sie fast heftig, „in dieser Stunde will ich die volle, ganze Wahrheit bekennen, und auch das soll ein Teil der Sühne sein, welche ich Ihnen schulde, Buchfeld! Nicht dem Bruder des Toten galt meine Schonung, sie galt Ihnen — ganz allein Ihrer Person! Als ich zum erstenmal an jenem Abend nach der unseligen That vor Sie trat, glühte noch Haß und Erbitterung gegen die mir angethane Schmach und Undankbarkeit im Herzen! Ich kam als Gegnerin zu Ihnen, in der Hoffnung, weitere Artikel Ortwins in dem Nachlaß zu finden, um sie entweder zu vernichten oder sie zu meiner Rechtfertigung dem Großherzog vorzulegen. Ich sah Sie, ich lernte Sie kennen. Buchfeld, wer so lange in der Welt gelebt hat wie ich, der verliert den Glauben an treue, auf-

opferungsfähige Liebe; ich war eine Pessimistin im herbsten Sinne des Wortes. Ihre Trauer um den Bruder, Ihre Liebe, Ihre Treue, die sich selber opfern wollte, um des Verstorbenen Ehre zu retten, staunte ich an, wie eine Blinde, die zum erstenmal einen Stern am Himmel erstrahlen sieht. Meine Augen wurden aufgethan. Ich sah, und ich glaubte wieder! Da ging es wie ein Aufschrei der Eifersucht durch mein Herz, ich gönnte dem Toten nicht solch eine Liebe und Treue, nach welcher ich mein Lebenlang gelechzt hatte gleich einer Verdurstenden! Es zog mich zu Ihnen hin wie mit zauberischer Gewalt, immer mehr und dringlicher, je feindseliger Sie sich von mir abwandten! Sie hielten mich für schuldig und folterten damit mein Herz, welches sich Ihnen heimlich zu Füßen geworfen hatte und um Ihre Freundschaft und Liebe bettelte, ich war ja so arm, so einsam und arm, und Sie so reich an dem köstlichsten aller Kleinodien, nach welchem ich mich sehnte. Ein Wort von mir hätte Ihnen die Augen öffnen können, aber ich brachte das entsetzliche Wort nicht über die Lippen, ich zitterte davor, Ihnen solch unermeßliches Weh zu bereiten! Ich hoffte, daß die Zeit mir helfen werde. Ach, daß ich hätte in die Zukunft schauen können, daß mein thöricht Herz den qualvollen Gedanken hätte fassen mögen, wie groß und erbarmungslos Ihr Verdacht gegen mich war! Ich hätte wohl das Schlimmste verhindert; so aber war ich mit Blindheit geschlagen. Ein Weib, welches sein Lebenlang mit totem Herzen den einsamen und toten Weg ging und lernt plötzlich

fühlen und empfinden, dessen Wesen muß überschäumen in aufbrausenden Wogen sinnloser Leidenschaft, wie ein eisbedeckter Strom in der Frühlingszeit. So auch jetzt, in dieser Minute, wo ich kaum noch weiß, was ich sage!" — Sie schlug die Hände vor das Antlitz, wie ein Aufschluchzen rang es sich von ihren Lippen.

Eine seltsame Veränderung war in Buchfelds bleichen Gesichtszügen vor sich gegangen, er sah aus wie ein Träumer, der aus dem Schlaf erwacht. Er neigte sich näher, seine Lippen bebten, mit eiskalter Hand faßte er ihre Rechte. „Und das sagen Sie mir jetzt noch, jetzt, tief unten im Abgrund, wohin mich das Schicksal geschleudert? Es ist dasselbe Blut, welches in Ortwins und meinen Adern kreist — und Sie sind ein Weib, das man nicht nur liebt, sondern auch begehrt! Haben Sie meine Worte vergessen? Ich bin ein wüster Gesell, ich reiße voll sehnsüchtigen Verlangens auch eine Rose zu mir in die Tiefe herab!"

Sie richtete sich empor, schüttelte das wirre Haar zurück und sah ihm mit einem Blick, darin ein ganzer Höllenbrand flammte, in die Augen. Die Teufelshörnchen stachen plötzlich durch den Lilienkranz ihrer Engelsmilde. „Ich fürcht' mich nicht davor!" stieß sie kurz durch die Zähne, „denn ich lasse Sie nicht in dem Abgrund der Ungnade, ich hebe Sie wieder empor, ich dulde es nicht, daß Sie diesen Rock tragen, denn er reißt Sie los von mir, er macht Sie in niedriger, armseliger Welt zu einem vergessenen Mann!" Sie schmiegte sich dichter an ihn,

das sonnendurchleuchtete Haar flimmerte ihm vor den Augen.

„Zu spät!“ murmelte er gepreßt, mit flackerndem Blick. Ich war ein Narr und habe mein Glücksschiff in den Grund gebohrt.“

„Nein, noch nicht zu spät! So jener alte Mann dort hinter der Thür noch einmal die Glieder vom Krankenbette hebt, sind Sie gerettet vor der Schmach dieses Sturzes!“

Er neigte sich, als wolle sein Ohr gierig ihre Worte aufsaugen; krampfhafter preßte seine Hand die ihre, aber nicht wie die eines Weibes, welches man zu seines Lebens heiliger Krone machen, sondern wie einen Dämon, den man mit eisernem Griff fassen und halten will, ehe er wieder entschlüpft. „Ich verstehe nicht . . . was wollen Sie für mich thun?“

Da glitt sie neben ihm nieder, breitete wie in einem Paroxismus höchster Liebesinnigkeit die Arme aus und rief mit halb erstickter Stimme: „Das Größte will ich für Sie thun, Aurel, was je ein Weib seiner Liebe opfern kann! Mich selber will ich hingeben für Ihr Glück!“

„Judith! wie soll ich das verstehen?!“

Sie faßte seine beiden Hände und zog sie an sich, ihr Antlitz rötete sich wie bei einer Berauschten; sie war nicht mehr Herrin der Rolle, welche sie spielte. Ein leises, seltsames Auflachen: „Ich will die junge Frau dieses alten Königs werden“, flüsterte sie, „die Rose, welche du begehrst, Aurel, soll auf einem Throne blühen!“

Er sprang empor. Jede Fiber an ihm bebte, sein Auge flammte beinahe wild auf sie herab. „Die Rose, welche ich begehre, und welche sich mir zuneigt, und welche sich dennoch von anderer Hand pflücken lassen will?! Welch ein Glück könntest du geben, Judith Vare, welches mich für solch einen Verlust entschädigen könnte? Sind die Goldtressen auf einem Höflingskleid etwa wertvoller wie diese Hand?!"

Sie stand neben ihm und schlang die Arme um seinen Nacken, wie eine glänzende Schlange sich emporringelt, schmiegte sich ihr geschmeidiger Körper umstrickend an ihn, der hoch und starr stand, wie ein leblos Erzbild.

„Nein, du wüster Gesell!" flüsterte sie in sein Ohr, „die Tressen sollen dich nur fest und ewig an diese Hand fetten! Kennst du nicht das Liedlein von dem alten König, der eine junge Frau nahm? und von dem jungen Pagen, der seiner Herrin Schleppe trug? Va banque, Aurel! — des Glückes Schifflein sitzt auf dem Felsenriff, nur ein sehr leichter und flotter Wind kann seine Segel wieder schwellen. Wir leben in dem neunzehnten Jahrhundert, und auf einen alten Mann ist man nicht eifersüchtig! Ich fühle Kraft und Mut in mir, solch eine Bürde zu tragen um deinetwillen. Bin ich die Gemahlin des Großherzogs, so bin ich in der That die Allmächtige; ich kann dir alles geben, was eines Menschen Glück bedingt. Und nur eins fordere ich dagegen, deine Liebe und Treue, dieselbe große, mackellose Treue, die du bisher einem Unwürdigen — einem Toten hieltest. Gelobst du sie?"

Voll zitternder Leidenschaft umschlang sie ihn, und da er nicht antwortete, beugte sie jäh das Haupt zurück und sah ihn an. Ein Schauer rieselte ihr eiskalt durch die Glieder, da sie in sein so furchtbar verändertes Antlitz blickte. Kalt, voll vernichtender Hoheit wich er langsam von ihr zurück.

„Nein, Gräfin Vare, ich gelobe sie nicht! Sie sprechen von Treue und verlangen selber, daß ich sie brechen soll? Sie sagen, ich hätte sie einem Unwürdigen gehalten, und verlangen, daß ich sie an eine noch viel Verächtlichere und Nichtswürdigere verschwende? Welch eine erbärmliche Treue wäre das doch, die sich blenden ließe von einem goldgestickten Kleid, welches die Schande reicht, eine Treue, die wahrlich in einer Stunde der Anfechtung straucheln möchte."

Ein dumpfer Aufschrei des Entsetzens rang sich von ihren Lippen, Aurel aber fuhr in hoher Erregung fort: „Gott sei gelobt, daß Sie mich an Pflicht und Treue gemahnt haben, Gräfin. Als ich hierher ging, war ich ein Feigling, ein jammervoller Wicht, der sich von seiner eignen Schwäche zu Boden drücken ließ. Sie haben mich wieder stark gemacht. Ich begann an Ihre Unschuld zu glauben, bis Gott selber mir die Augen öffnete. Ein Weib, das fähig ist, mit einer Lüge vor Gottes Altar zu treten, das ist auch fähig einen Toten im Grabe zu beschimpfen und einen Mann zu belügen, den es mit Satansgeld zum Judas machen will. — Möge Gott Ihnen diese Stunde verzeihen, Gräfin, ich danke sie Ihnen und

werde ritterlich genug sein, das Geschehene für eine Versuchung zu halten, mit welcher Sie meine Treue prüfen



wollten. Nie im Leben war mir die geschändete Ehre jenes wehrlosen Mannes, der dort im stillen Grabe schläft, heiliger, wie in diesem Augenblick, da ich beinahe zum Verräter an ihm geworden wäre, und nie war mir dieser schlichte Waffenrock lieber als jetzt, wo ich weiß, daß er zum Schilde gegen eine Versucherin werden wird. Mit Stolz und Genugthuung werde ich ihn tragen und mit dem Bewußtsein, daß ich ein ehrlicher braver Mann geblieben . . ."

„Buchfeld!" Judith faßte seinen Arm und schüttelte ihn wie eine Irrsinnige. „Sind Sie toll geworden? Wollen Sie sich verderben?" kreischte sie drohend auf.

„Nein, Gräfin, mich und mein Gewissen will ich retten", antwortete er verächtlich, „und getrosten Muts in die Verbannung gehen. Wer noch an Gerechtigkeit glaubt, dem wird sie werden, und wen Falsch und Schlechtigkeit in Ungnade stürzt, den wird sie nimmermehr zerschmettern."

Noch einen letzten Blick, und Buchfeld wandte allem verheißenen Liebesglück, aller Pracht und Herrlichkeit der Welt den Rücken.

Einen Augenblick stand Judith Vare regungslos. Ihre Hand krampfte sich zitternd über dem Herzen. Draußen zogen schwarze Wolken über den Himmel, und die Sonnenlichter auf der Gräfin Haupt erloschen.

Es ward Nacht.



XVIII.

„Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben . . .“
Schiller.

Grüne Weihnacht — weiße Ostern“, prophezeit die alte Bauernregel, und in diesem Jahre hatte sie gar bedauerlich recht behalten. Aprilwetter! Hagelschauer brausten noch durch das Land, Frost und Eis wehrten selbst den Schneeglöckchen den Palmsonntag einzuläuten, und die verschiedentlichen Urlauber, Ferienreisenden und Wandervögel, welche das Fest daheim im Vaterhaus verleben wollten, zogen weißbeschneit, in winterlichster Rüste, wie die Weihnachtsmänner zum Bahnhof.

Es war ein großer Zudrang, und Heusch von Buchfeld freute sich des seltenen Glückszufalls, fast die Hälfte der Reise allein mit einem alten Herrn zurücklegen zu können.

Bei Nacht und Nebel hatte er eigentlich der Residenz Lebewohl sagen wollen, als er aber nach seiner letzten Unterredung mit Gräfin Vare durch die Stadt schritt, seine Meldungen zu Fuß zu erledigen, trug er das Haupt

so stolz und selbstbewußt auf den Schultern, als sei ihm in dem schlichten Waffenrock das höchste Ehrenkleid verliehen. Und er nahm in seiner kühlen, förmlichen Weise Abschied von allen, deren Gespött er jüngsthin noch so gefürchtet, daß er um seinetwillen beinahe zum Verräter an sich und seinem heiligsten Gefühl geworden, und er scheute sich nicht vor dem Blick dieser Menge, sondern begegnete ihm so kühn und frei, wie ein Adler, der aus engem Käfig, die goldene Kette vom Fuß streifend, wieder empor zu Licht und Freiheit fliegt. Zum letztenmal stand er an Ortwins Grab. Da kam ihm der Gedanke an jene Stunde, da Anneliese Billstein ihren Kranz hierselbst niederlegte, da er in ungerechtem Haß ihn beiseite schleuderte, als könne er nur dieses Heiligtum entweihen. Wie unrecht hatte er ihr gethan. Noch sah er in Gedanken die schlichte, nonnenhafte Gestalt mit gefalteten Händen hier stehen. Wie ein Gefühl tiefer, reuevoller Schuld überkam es ihn. Herb und schroff war sie stets gegen ihn gewesen, aber wahr und aufrichtig. Sie fühlte und empfand wohl so; er war ihr unsympathisch um eines Bruders willen, welcher ihr die Cour machte, um eine andere zu reizen. Sie hatte es wohl durchschaut, sie, die niemals jung gewesen, die stets scharf und klar hatte denken müssen, zum Wohl für andere. Die einzige war sie gewesen, welche sich nicht der rücksichtslosen Unliebenswürdigkeit des gefeierten Mannes, des Glückskindes im Tressenkleid beugte. Und doch war sie jetzt vielleicht die einzige, die nicht über seinen Sturz triumphierte, die viel zu stolz und redlich war, dem toten

Löwen noch den Eselsfußtritt zu versetzen. Er hätte sie so gern noch einmal wieder gesehen, lediglich, um sich von dieser Annahme zu überzeugen. Aber er hörte, daß Gräfin Villstein ganz plötzlich zu einer erkrankten Cousine auf das Land abberufen sei. Wieder zu einer Kranken. Welch ein Vertrauen mag man in sie setzen, daß jeder Ruf aus der Not ihren Namen nennt. Und sie ging ohne Weigern und Bedauern, mitten heraus aus den bunten Freuden der großen Welt. Das war ein wahrhaftes Hochstehen und Erhabensein über alles, was sonst Mädchenherzen fesselt, was ihre Sklavenketten sind, gleich wie die Schnüre, Orden und Tressen den Mann in Satansbande schlagen. Sie stand darüber, sie hatte ihre Seele freigemacht von der Welt. Wie sollte es auch anders sein? Sie kannte keine Jugend, ebensowenig wie er, und doch hätte er beinahe Schiffbruch gelitten, als er dem Hafen trügerischen Glückes den Rücken kehren sollte.

Ob Anneliese nie in ihrem Leben gekämpft und gerungen hat! Ihm scheint's fast unglaublich. Ihr Antlitz ist so still, so kühl und ruhig, als sei es nie von einem Sturmwind leidenschaftlicher Gefühle gestreift. Ohne Sang und Klang, ohne großes Freundesgeleit und ohne jeglich äußeres Zeichen nachtrauernder Sympathie war sie geschieden, unbemerkt und unvermißt, ganz wie er, der auch davon ziehen wird, ohne daß sich ein einziger das Kleid im Trennungsweh zerreißt. Wird er aber ebenso resigniert, ebenso fest und sicher seinen einsamen Weg gehen, wie sie? — — Seltsam, wie hätte er je zuvor geglaubt, daß ihm

einmal ein Weib als tröstend und ermutigend Vorbild voranschreiten werde.

Während dieser Gedanken hatte Aurel langsam das Grab umschritten. Noch lag alles wirr und wüst, tief verschneit, so wie er damals den Blumenschmuck ingrimmig auseinandergerissen hatte, als ihn Annеliesens Hand sorgsam geordnet. Keines Menschen Fuß, außer dem seinen, hatte wohl seit jener Zeit wieder den Weg zu diesem Hügel gefunden, nur der Wintersturm fegte einsam darüber hin und breitete eine weiße Decke mitleidig über diese verwilderte Ruhestatt.

Aurel entsinnt sich noch genau, daß der kleine Kranz der Komtesse hier zu Füßen lag, daß er denselben aufnahm und ihn voll zorniger Abscheu dorthin auf den Rasen schleuderte. Richtig . . . da hebt sich unter dem Schnee eine unbestimmte Form ab.

Er schreitet tief in Gedanken näher und lüftet den flockigen Schleier. Frostgebräunt und verwittert liegt der kleine Lorbeerkranz zu seinen Füßen. Er kennt ihn wieder — ein Schleifchen schloß ihn — — dieses hier! . . . die Rosen vergingen längst. Buchfeld hat den Kranz empor gehoben, einzelne Blätter wirbeln von dem rostigen Draht hernieder. Regungslos steht er und schaut ihn an.

Scheiden muß er von seines Lieblings Grab. Gern nähme er ein Andenken mit sich. Welch eines? Mechanisch fast streift er Anneliеses Kranz über den Arm, und doch weiß er genau, daß er's thut. Ihm ist, als habe er ein Unrecht gut zu machen, an ihr und an dieser

letzten Liebesgabe. Von Ortwins Füßen hatte er ihn einst voll ungerechten Hasses fortgeschleudert ... nun soll



er ihm selber zu Häupten hängen, wenn er künftighin sein fried- und freudlos Haupt in der „Verbannung“ zur Ruhe legt.

So schied er von des Bruders Grab.

Und jetzt saß er in der Eisenbahn, in die äußerste Fensterecke zurückgezogen, den Reisehut tief in die Stirn gedrückt, den Pelzkragen hochgeschlagen und eine Zeitung dicht vor den Augen, stumm, regungslos und unkenntlich, wie in trotzigem Ablehnen jeder außenweltlichen Berührung.

Sein Mitreisender, ein alter Herr mit breitem, behäbig gerötetem Gesicht, lehnte sich, gleichfalls sein Gegenüber ignorierend, in die Polster zurück, entfaltete auch seinerseits eine gigantische Zeitung und las.

Zwei, drei Stunden mochten so vergangen sein. Da lief der Zug abermals mit schrillem Pfiff auf einer kleinen Station ein, und nach wenigen Augenblicken riß der Schaffner die Thür auf. „Ja, ich bedaure sehr, meine Dame — im Nichtraucher- und Damencoupé ist alles besetzt — wenn Sie mit wollen, steigen Sie ein —“ und jede Erwiderung durch ein hastig geschrienes: „Georgenhöh' . . . drei Minuten!“ abschneidend, stampfte er in riesigen Pelzstiefeln weiter.

„Na, zum Deiwel Donner . . . dann klettere doch mal in den Affenkasten rinn, Anneliese!“ krähte ein helles Stimmelein, welches sich die erdenklichste Mühe gab, einen möglichst „majorhaft kolkenden“ Ton anzunehmen; „Rauchcoupé? — Is janz Wurscht! Ich bin zwar Nichtraucher, aber wenn 'man uns zu feste einknällert, dann räuchere ich die Kerle binnen fünf Minuten zu Knackwürsten! Kraut führe ich bei mir! — He! Pitter! — hier!! Anneliese, schrei mal das dumme Luder rann, ich muß ein-

pallern!" — und als erste Aktion des „Einpallerns" flog eine kleine Reisetasche in das Coupé. Kindergeschrei näherte sich.



Der alte Herr und Aurel hatten jählings aufgeschaut. „Anneliese?“ Wer war das?! Sehr gespannt schaute der Hauptmann dem Sprechenden entgegen. Der kam bereits den Wagentritt heraufgeklettert. Ein Herr Kadett. Nicht höher wie ein normaler Kartoffelsack, mit einer riesigen Mütze auf den blaurot abstehenden Ohren und einem Paletötchen, welches für Buchfeld vielleicht gerade einen Seelenwärmer abgegeben hätte. Das kleine spitze Mausegesicht mit den schwarzen Funkeläuglein und dem listig verschlagenen Zug um den großen Mund, musterte das Coupé und seine Insassen, wie ein sieggewohnter Feldherr über ein neues Schlachtfeld blickt.

„Morgen, meine Herren!“ grüßte er, die Finger halb lässig, halb huldvoll kordial in militärischem Gruß bis knapp an den Rockkragen hebend, warf sich gewaltig in die Brust und wandte sich abermals der Wagenthür zu, wo eine hohe Frauengestalt etwas ungeduldig die weiteren Reiseeffekten zureichte. „Lipps! wird's bald?!“

„Man immer sachte mit die jungen Pferde! . . . Wenn de anfängst zu hetzen, steige ich einfach um und lasse euch Heul- und Brüllbagage sitzen!“

Aha! der Herr Kadett reiste mit Familie. Ein heftig schreiendes Baby erschien soeben auf dem Arm einer Sturmschritt laufenden alten Frau, gefolgt von einem kleinen Mädchen und pausbäckigen Jungen, ebenfalls an der Waggonthür.

Buchfeld schaute mit einem gewissen Entsetzen empor. Die Stimme der Dame war ihm bekannt gewesen. Aber

unmöglich — hier handelte es sich wohl um eine beklagenswerte junge Mutter.

„Anneliese! — stopp mal der Göhre den Buttel in' Hals, mir platzt das Trommelfell", schimpfte der Kadett und schleuderte voll Vehemenz zwei Hutschachteln in das Netz empor.

„Halt den Mund und mach' mir den Kopf nicht noch heißer, dummer Junge!" war die energische Antwort, und nun stieg die Dame selber ein und schlug den dichten, schwarzgestickten Schleier von dem echauffierten Antlitz zurück.

Anneliese Billstein! Wahrlich — sie war es selbst.

Aurel neigte sich schnell wieder hinter seine Zeitung; es war ihm plötzlich hoch interessant, die junge Dame in ihrer eigenartigen Situation zu beobachten, und dann widerstrebte es ihm, sich zu erkennen zu geben, weil ihr Verkehr nie ein derartiger gewesen, daß er eine gemeinschaftliche Reise angenehm erscheinen ließ. Sie hatte auch in ihrem Eifer gar keine Augen für die Mitreisenden, und so lugte Aurel über den Zeitungsrand herüber, die erregte Scene des weitern zu verfolgen.

Der Kadett, welchen sie Lipps — wohl eine Abkürzung von Lipphardt, dem Namen ihres Bruders — genannt, hatte die nicht übermäßig vielen Gepäckstücke teils im Netz, teils auf den Sitzen untergebracht und ergriff jetzt, wie man einen jungen Dachshund beim Ratzfell nimmt, den zweiten kleinen Burschen im rund abstehenden Überzieherchen, welcher den Tritt mühsam

und phlegmatisch erklimmte, und zerrte ihn in das Coupé.

„Au . . . Lipps . . . du kneifst mich!" heulte er auf und hob die gutmütig wasserblauen Äuglein vorwurfsvoll zu dem unzarten Strategen empor; statt aller Antwort bekam er einen so verächtlichen Schupps der Weiterbeförderung, daß der alte Herr mit einem leisgebrummten: „Na, nu!" die Beine zurückzog.

„Grete! — willste etwa in die Hände spucken und hinten am Zuge anfassen? — Trapp! — rein!"

„Lipps, sei nicht so rüde!" schalt Anneliese. Bitte Frau Lindblatt, heben Sie mir erst mal Kurtchen herauf, daß Sie die Hände frei haben!"

Das Kind wurde empor gereicht, und die Komtesse placierte es, unbekümmert seines Geschreis, neben sich in die Polsterecke. „So! und nun Gretchen!" rief sie atemlos.

„Nimm du doch das Brüllgewächse da! Die Grete kann ich doch beim Wickel fassen. He! Lindblattsche, laden Se mal uff! . . . Olles Trampel! . . . wenn Sie die Grete allerdings koppskegel hier 'rein schieben, muß der Schabbesdeckel natürlich unter die Räder segeln."

„Lipps, betrag dich anständig. Ist Gretchens Hut heruntergefallen, Frau Lindblatt? Hier, nehmen Sie den Schirmhaken, ziehen Sie ihn unter dem Wagen vor . . . nicht etwa selber darunter kriechen. Der Zug kann jeden Moment anrucken."

„Heil'ger Brahma! jetzt arbeitet die Alte wohl selber unter den Waggon drunter. Pitterli! . . . guck' dir mal

die Lindblattsche an! die is grade ein so jroßes Kamel wie du."

„Anneliese . . . er schimpft mich Kamel! Tante Anneliese . . . hörst du nicht?!" klagte der kleine Mann im Überzieher und riß in seinem beleidigten Ehrgefühl der lieben Tante ein paar Troddeln vom Mantel, um ihre Aufmerksamkeit zu erzwingen. Ein tüchtiger Klapps auf seine Hand antwortete vorerst; Anneliese sah dunkelrot aus vor Aufregung. Baby schrie in der Ecke, Gretel zeterte nach ihrem Hut, und Pitterli heulte los.

„Himmel Donnerweter, ihr kleine Gesellschaft! wollt ihr wohl ruhig sein! seht ihr nicht, daß eurer armen Mama die Reise grad' sauer genug wird?" schrie der alte Herr, welcher die Anrede „Tante" wohl überhört hatte, mit Löwenstimme dazwischen, und da die beiden Größern ganz erschrocken verstummten, unterbrach Anneliese ihren Abschied mit der „Lindblattsche" und sah den Ruhestifter mit dem gewaltigen Organ sehr höflich und freundlich an.

„Ich danke Ihnen tausendmal, mein Herr, und bitte um Verzeihung, wenn die ungebärdigen Kleinen Sie genieren, es wird sofort besser."

Der Zug setzte sich in Bewegung, und Anneliese stiftete mit energischer Hand Ruhe. Sie setzte das kleine Volk in Reih und Glied, griff nach der Handtasche und händigte jedem einen Honigkuchen aus. Da ward's still. Baby aber nahm sie zärtlich in den Arm, wiegte es und schob ihm die Flasche in das rosige Mäulchen, da neigte es bald sein Blondköpfchen gegen ihre Brust und lächelte in süßem Schlaf.

Das war ein reizendes Bild, und Buchfeld wußte schon lange nicht mehr, was in der Zeitung stand. Es war ziemlich warm in dem Coupé, und Lipps veranlaßte durch Ablegen seines Paletots den Pitterli zu einem gleichen. Langeweile macht geduldsam, darum waren der Herr Kadett jetzt eitel Großmut gegen den kleinen Genossen. Es war wenigstens in Pitterlis Augen eine hohe Gunstbezeugung, daß der uniformierte Vetter sich mit untergeschlagenen Armen sehr grandios auf der Länge des Polsters ausstreckte und seine Füße, der Wärme halber, gegen Pitterlis Magen stemmte. Der Kleine saß bummstill und ließ sich aus lauter Respekt mit den Stiefelabsätzen aus königlicher Montierungskammer Muster in die Haut drücken.



Herr Lipps sah im Waffenröckchen noch viel spaß=

hafter aus wie im Mantel. Die vorschriftsmäßige Anzahl Knöpfe hatte bei der Kürze der Taille so eng gesetzt werden müssen, daß sie wie eine Schuppenkette übereinander saßen, seine silberne Uhrkette mit gigantischer Verlocketroddel flößte jedem Beschauer eine unbezwingliche Ehrfurcht ein, und all seine Allüren waren so selbstbewußt, und sein Wesen so großschnauzig, daß Aurel gar nicht satt werden konnte, sich über den kleinen Herrn Graf zu amüsieren. Ihm fiel plötzlich eine Geschichte ein, welche man ihm erzählt hatte, als über die absonderlichen Familienverhältnisse der Komtesse Anneliese gesprochen ward.

Der Lebenslauf des kleinen Lipphardt Billstein, so kurz und jung er auch sein mochte, war eben nicht ganz so vorwurfsfrei, wie man wohl annehmen konnte. Er war bereits . . . „vorbestraft", und dieses schreckliche Ereignis hatte sich folgendermaßen zugetragen. Als Lipphardt kaum sechs Wochen alt geworden, verordnete der Arzt seiner Mutter eine schleunige Badereise. Die Gräfin, verwöhnt und unselbständig wie ein Kind, verlangte energisch die Begleitung ihrer Stieftochter Anneliese, und der Säugling blieb mit der Amme, einer alten Kinderfrau und seinen beiden älteren Zwillingsschwestern bei dem Vater zurück.

Graf Billstein war ein Gelehrter, ein Mann, welcher nur in den Sternregionen lebte, und auf seiner heimatlichen Erde am wenigsten zu Hause war. Nie hatte er sich um irgend welche häuslichen Angelegenheiten bekümmert und stand jeder außergewöhnlichen Situation hilf- und ratlos wie ein Verzweifelter gegenüber. Kaum waren die

Gräfin und Anneliese abgereist, als die Amme des kleinen Lipps wegen eines früher begangenen Diebstahls in Haft genommen wurde.

Wohin nun mit dem Jungen?! Der Graf rang die Hände und blickte hilfeflehend zu den Sternen empor, und da dieselben ungerührt auf ihrem Fleck verharrten, und die Milchstraße nicht die mindesten Anstalten traf, sich rettend in das rosige Mäulchen des Säuglings zu ergießen, so entschied er in seiner Aufregung: „Der Junge soll mit der Amme sitzen!" und so geschah es. Beide wurden auf vierzehn Tage eingelocht, und Lipphardt, Graf von Billstein lernte schon in zartester Jugend den grausamen Ernst des Lebens kennen. So begann seine nicht mehr „vorwurfsfreie" Laufbahn, und mochte es nun der Einfluß der bösen Gesellschaft gewesen sein, der kleine Bursche wuchs zu einem ganz unglaublich ungezogenen Strick heran. Da war auch niemand, der ihn erzogen hätte. Einmal hatte sich die Gräfin durch allzu heftige Anklage aus ihrem Phlegma reißen lassen, nahm den kleinen Thunichtgut vor und zog ihm das Höschen straff. Lipps wehrte sich bis auf das äußerste, da er aber dennoch seine Strafe empfangen, richtete er sich trotzig empor, stemmte die Fäustchen in die Seiten, und sagte, ohne eine Thräne zu vergießen, halb vorwurfsvoll und halb verächtlich in seinem süddeutsch angehauchten Dialekt: „Dös is mer grad mal a Ruhm, wenn so 'ne groß', dick' Frau so ein arm klein Bübele verhaut, dös sich net mal wehren kann!!"

Daß Lipps diese Scene einfach als eine Art von Ring-

kampf um das Recht des Stärkern auffaßte, verblüffte und beschämte die Gräfin sehr, und sie ging zu ihrem Mann und hielt ihm eine ausnahmsweise lange Rede: „Lieber Gert, Du weißt, ich habe nie besondern Wert auf Nachkommenschaft gelegt, du und dein Eigensinn sind ganz allein verantwortlich dafür, daß wir jetzt einen so sehr ungezogenen Jungen haben. Ich habe ihn soeben geprügelt, aber mich dabei so alteriert und echauffiert, daß ich einen Schlaganfall fürchtete. Ich ersuche dich also als gewissenhaften und für die Existenz dieses Sprossen ganz allein zur Rechenschaft zu ziehenden Vater, daß du ihn künftighin abstrafst.“

Der Graf schaute ganz entsetzt mit den rot- und dickgelesenen Augen von seinen Büchern auf.

„Aber Adelchen . . . ich . . . ich soll ihn prügeln?“

Seine Frau schritt bereits wieder zur Thür, die Dielen zitterten unter ihr. „Ja, du sollst ihn prügeln!“ wiederholte sie im unverkennbaren Imperativ, und da der Graf sich im vollsten Schuldbewußtsein solchem Befehl nicht zu entziehen wagte, meditierte er: Was thun? Die Unarten meines Sohnes sind leider nicht bestimmten Gesetzen von Raum und Zeit unterworfen, er kann gerade der Strafe bedürfen, wenn ich recht beschäftigt bin und nicht gestört sein will. Ergo wäre es praktisch, ich versetzte ihm seine Prügel pränumerando für kommende Fälle.“ Er nahm die alte Reitgerte aus dem Schranke und beorderte den **filius** vor sich. Der hatte noch unter den Nachwehen der mütterlichen Züchtigung zu leiden. Ingeniös wie er war,

hatte er sich in den Hof zu einem großen Sandhaufen begeben, hatte das Höschen herabgezogen und saß nun, seinen schwergeprüften Körperteil kühlend, auf dem feuchten Sand.

„Zum Alten? Soll dös ‚Gewimmse‘ etwa nochmal losgehen?“ fragte er ingrimmig, nahm aber die Herausforderung an und begab sich abermals in die Schranken.

Das ging aber denn doch über den Spaß! Der Graf hatte die ganz bösartige und veraltete Methode, ohne ein zeitraubendes Verhör voran gehen zu lassen, den Kopf seines kleinen Gegners zwischen die Beine zu klemmen, und weiter zu führen, was die Mama bereits so schnöde begonnen. Gegen Damen nahm Lipps allenfalls noch Rücksicht, aber bei dieser erneuten Auflage durch Männerhand, ging ihm der Scherz denn doch zu weit. Alle Vorteile gelten. Mit jähem Schrei des Schreckens ließ Graf Billstein den Sohn los und fuhr mit beiden Händen nach seinem Bein. Sprachlos stand er und rieb sich die Stirn, und erst als Lipps längst durch die Lappen gegangen war, untersuchte er den Schaden. Die dünne Sommerhose war durchbissen, und die scharfen Mäusezähne hatten so tief in das Fleisch geschnitten, als es die auffallende Magerkeit des „Professors aus Passion“ erlaubte. Das war ja ein infamer Schmerz — und das Schlimmste — die kleine Wunde genierte sehr beim Sitzen. Ja, wenn man eine Specklage auf den Knochen trägt, welche Nerv und Muskel gegen derartige Vorkommnisse

schützt, kann man solch einen Bengel wohl schon mal züch-
tigen, aber bei der Magerkeit des Grafen?



Tief in Gedanken, vollständig aus der Contenance gebracht, stand Graf Billstein und schüttelte ratlos das Haupt. Da that sich die Thür auf, und Anneliese brachte den Kaffee. Mit einem Aufatmen der Erlösung eilte ihr der alte Herr entgegen.

„Anneliese, die Mutter ist zu dick, ich bin zu dünn, ich bitte dich von Herzen, prügele du ihn.“

Und Anneliese erzog den kleinen Unband, so gut sie konnte, aber auch ihr wuchs er mit der Zeit über den Kopf. In erschreckender Weise mehrten sich die Anzeigen im Kreisblättchen: „Ein schwarzes Huhn abhanden gekommen. Gegen Belohnung u. s. w.“ „Eine dreifarbige Katze entlaufen“, „Ein Enterich entflogen“, und Anneliese biß die Zähne ärgerlich zusammen und hielt im Reich des Bruders Lipps gründliche Nachsuche. Natürlich! Das schwarze Huhn, der Enterich und die Katze lagen durch sichern Schuß gemordet, längst vergraben im Gartengebüsch, Flügel und Felle aber zierten als indianische Trophäe den Wigwam des pflichtvergessenen Schützen. Da trat denn die Komtesse eines Tages vor die Eltern und erklärte, den ungezogenen Jungen nicht mehr bändigen zu können, er müsse der strengen Zucht wegen in das Kadettenkorps.

„Meinetwegen!“ nickte die Mama, gähnte und nahm ihre Stickerei wieder empor, und der Graf frisierte sich mit den Fingern seinen alteriert in alle Lüfte starrenden Schopf, rannte ein paarmal fassungslos in der Stube auf und ab — blieb beim Schreibtisch stehen — starrte auf

die neueste Karte des Mars hernieder . . . setzte sich . . . faßte gedankenvoll die Feder — —



„Papa — bist du einverstanden?“ wiederholte seine Tochter.

Er nickte zerstreut vor sich hin. „Hm . . . meinet=

wegen!“ und schrieb . . . und rechnete und schrieb. Da spedierte Anneliese das Brüderlein mit eiserner Energie in das Korps.

Solche Details hatte man Buchfeld erzählt, als er sich eines Tages voll Interesse nach der Familie der Gräfin erkundigte, und jetzt, da er in der Eisenbahn dem Herrn Lipps gegenüber saß, kam ihm die Erinnerung an das Gehörte. Er lächelte und beobachtete über den Rand der Zeitung hinweg die kleine Gesellschaft. Die Langeweile ist eine lange Vermittlerin, sie schlug sogar hier die Brücke der Intimität und Verbrüderung zwischen einem wirklichen und wahrhaftigen königlichen Kadetten des Vorkorps und dem um drei Jahre jüngeren A-B-C-Aspiranten Pitterli. Die ausgestreckte Stellung ward dem Grafen Billstein jun. bald unbequem. Nach einem letzten kräftigen Bedanke-michstritt in Pitterlis Magen, schwang er die Füße in hohem Bogen zur Erde. Mit höhnischer aber nicht feindseliger Grimasse riß er den Kleinen, welcher mit begehrlichen Händen nach dem „Freßkober“ hastete, von demselben zurück. „Gierschlund, infamer, hört das Gefutter bald auf? Du weißt, daß du auf ein Kinderbillet unter sechs Jahren reist, wenn de aber futterst wie ein Lümmel von zwölfen, dann blamierste Anneliesen höchstens als Lügenmaul und kannst nachblechen! Hierher, setze dir mal an meine Jrüne!!“

Der kleine Peter gehorchte sehr verlegen und schien das Gesprächsthema flugs wechseln zu wollen: „Sag mal Lipps . . . du sprichst ja jetzt so komisch?“ informierte

er sich und rückte hochachtungsvoll näher, „früher redetest du doch ganz wie deine Leute zu Hause, isch . . . und misch . . . und alles ganz breit, und jetzt klingt's ganz anders?!"

Lipps lehnte sich mit verschränkten Armen zurück und schob seine Urlaubsschnute noch weiter und noch arroganter vor. „Is so Usus im Korps", erklärte er und blies sich dabei auf, wie der Frosch in La Fontaines Fabel, „Jehört so zum Jardeton. Muß der Krapüle zu Hause doch imponieren und etwas verändert auftreten, wenn ich auf Urlaub komme!"

„Haben die andern Jungens im Korps auch Respekt vor dir?!"

„Man feste!"

„Weil du ein Graf bist?"

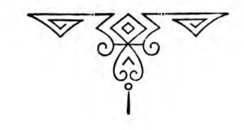
„Titel machen's heutzutage nicht mehr, heute reden man bloß die ‚Knöppe' — —" und Lipps machte eine drastische Bewegung des Geldzählens, „in Privatstellungen mit! Se wissen aber alle, daß ich außern Grafen och Majoratsherr bin, und vor son' feudalen Jroßkotze haben se doch noch'n höllischen Bammel!!"

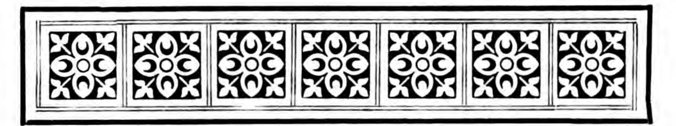
„Lipps! Menagier dich und halt' den Mund! Baby will schlafen!" klang Anneliese's Stimme streng dazwischen.

„Na natierlich!" höhnte der Gemaßregelte. „Schlafen und een Liter Vollmilch um den andern lutschen, weiter thut die Range ja nischt!" aber er dämpfte doch seine Stimme, zog Pitterlis weißblonden Dickkopf kordial an sich und tuschelte heimlich weiter. Seine schwarzen Äug-

lein funkelten so listig, als sei es irgend ein neues Gauner-stückchen, welches er ganz im stillen vorbereite.

Buchfeld beobachtete ihn schärfer und bemerkte, daß das Interesse der beiden Büblein dem lesenden alten Herrn galt. Aha, ein Racheplan, wegen des kräftigen Anschnauzers von vorhin! Das kann interessant werden! Lipps redet sehr eifrig — und Pitterli grinst halb verständnisinnig, halb ängstlich. Aber er wird völlig für das Attentat gewonnen. Einesteils wagt er nicht zu demonstrieren, anderenteils macht ihm die Sache allem Anschein nach selber einen ungeheuren Scherz. Lipps blinzelt nach Anneliese hinüber. Sie hat die Augen geschlossen und sitzt regungslos mit Baby im Arm. Wie der Blitz steht Pitterli auf dem Polster, und Lipps unterstützt ihn lautlos, das Netz, welches auf dieser Seite frei von Gepäckstücken war, zu erklettern. Holla! was soll das geben?!





XIX.

Blumen, Vögel, Sonnenlichter
Ziehn in meine Träume ein, —
Weh! schon wallt der Nebel dichter . . .
Heinrich Vierordt.

Wie ein dicker Karpfen im Netz liegt, so zappelte Pitterli droben in dem Gepäckhalter, welcher sicher noch niemals eine solch lebendige Bagage expedierte. Anneliese schaut auf: „Aber Peter!“ ruft sie ganz erschrocken, „was soll das heißen?! komm sofort da herunter!“

„Jotte doch, laß ihn man da oben een paar Frei-übungen machen!“ begütigte Lipps mit pfiffigem Zwinkern, „durch die Maschen wird der Pomuchelskopp schon nicht durchrutschen!“

Baby regt sich und beginnt leise zu weinen, Komtesse Billstein muß ihm die Flasche nachfüllen, und das lenkt momentan ihre Aufmerksamkeit von dem sonst so braven Pitterli ab.

Lipps schneidet ihm eifrige Grimassen zu, und der Kleine rutscht ganz sacht und vorsichtig weiter, bis er

just über dem Haupt des ahnungslos lesenden alten Herrn schwebt. Wie eine Dohle über die Dachfirst hernieder lugt, so schiebt er den weißblonden Kopf vorsichtig über die Brozestange. Seine wasserblauen Äuglein schauen nach Lipps, halb triumphierend, halb ängstlich glotzend.

Der Herr Kadett sitzt da, wie die verkörperte Würde, aber sein Mienenspiel telegraphiert desto eifriger zu dem Mitverschworenen herauf.

„Mitten uff den Hut drauf!“ raunt er leise empor.

Buchfeld schaut voll höchster Spannung. Da geschieht ein Unerhörtes. Pitterli schluckst und knurkst erst leise, als gälte es, im Munde einen gewissen Vorrat zu sammeln und dann streckt er den Kopf grinsend vor und spuckt den alten Widersacher mitten auf den samtenen Pelzmützenboden. Einen Augenblick hat Aurel das Gefühl, als müsse er hindernd dazwischen springen; aber das Unheil ist bereits geschehen.

Lipps ist eitel Anerkennung. „Noch 'mal feste!!“ animiert er.

Allzugroße Sicherheit ist meistens das Verderben der kleinen und großen Leute. Pitterli ist kühn und allzu eifrig geworden, sein „Segen kommt zum zweitenmal von oben!“ aber dieses Mal hat er schlecht, sehr schlecht gezielt — anstatt der Kopfbedeckung, trifft er mitten auf das Lesebuch des Heimgesuchten!

„Himmelschockdonnerwetter!!“ — Pitterlis angstverzerrtes Gesichtchen scheint wie versteinert. Der alte Herr



ist emporge-
sprungen und
starrt mit
furchtbaren
Augen zu dem
Missethäter
empor.

„Lipps hat's
gesagt!“ heult
dieser in seinem
Todesschreck
kläglich auf.

„Olle Petze!
daß du dum-
mes Tier auf
den Schmöcker
spucken sollst,
hätt' ich ge-
sagt?! er lügt,
Anneliese!“

Ehe der schwergekränkte Mitreisende Worte findet, steht Komtesse Billstein bereits auf den Füßen. Mit kurzem Dachsgriff hat sie Pitterli erfaßt, schwingt ihn herab und — klitsch — klatsch — klitsch — klatsch — spielt ihre Hand die Nemesis, und ehe es sich der Herr Kadett versieht, glühen auch seine Wänglein unter ihren energischen Fingern. Peterchen ist in seinem Unglück schwach und gebrochen, er sitzt auf dem Fußboden und bohrt unter größtem Jammergeschrei die Fäuste in die Augen, Lipps aber hält es unter seiner Würde, sich von Weiberhänden strafen zu lassen, er pufft, tritt und schlägt nach der Schwester.

Der alte Herr will zu Hilfe springen, aber Anneliese wehrt hastig ab. „Oh, da habe ich ein Mittel!" sagt sie kurz. Ehe es sich der uniformierte Herr versieht, faßt sie ihn und nimmt sein hageres Figürchen in die Arme, — in die starken, kraftvollen Mädchenarme.

„Anneliese . . . nicht drücken . . . laß mich!" schreit der zukünftige Feldherr sehr ängstlich.

Aber die energische Schwester preßt ihn fest und fester an sich, wie weiland die eiserne Jungfrau ihr Opfer faßte.

Lipps schimpft und schreit.

„Willst du sofort ganz still und artig sein?!"

„Nee, du dumme . . ."

Die Arme der Komtesse schließen sich noch fester, dem zappelnden Bürschlein geht der Atem aus.

„Willst du sofort dem Herrn hier Abbitte thun?"

Noch sträubt sich der Delinquent.

„Ob du willst, frage ich?!“

Da kann er nicht mehr, sein Trotz ist gebrochen. „Ja! ja! — loslassen!“ brüllt er.

Anneliese stellt ihn auf die Füße. Er ist ganz blaß, und seine Augen klappen beim Luftschnappen.

„Sag' dem Herrn, daß du deine Unart sehr bereust und um Verzeihung bittest — du ebenfalls, Peter!“

Der Letztgenannte stammelt in seiner Angst sofort los und streichelt sogar sehr flehend die Hand des Fremden; Lipps besinnt sich noch.

„Willst du noch einmal in die Arme, Lipps?“

„Nein, du Grobian!“ — und der Herr Kadett hebt sehr kleinlaut die Finger an die Mütze, macht ein Dienerchen und sagt: „Es ist mir sehr fatal, mein Herr — ich habe dem Peter keinen Deut befohlen, daß er auf Ihren Schmöcker spucken soll.“

„Aber auf den Kopf!“ rechtfertigt sich der Kleine.

„Na, warum bist du so ein Kamel und thust's!“ und Graf Billstein jun. wendet sich zum Fenster, stützt den Kopf auf die Fäuste und verharrt in dieser Position völlig teilnahmlos während des Restes der Fahrt.

Anneliese entfernt Peter mit noch einigen guten Ermahnungen in die andere Wagenecke, beruhigt Gretchen und Baby und wendet sich, nachdem der wahre Höllenspektakel etwas verstummt, mit sehr herzlicher Entschuldigung an den alten Herrn.

Dieser lacht. „Hut ab vor Ihrer Erziehungsmethode, gnädige Frau! Ich wollte dieselbe nicht stören, sonst hätte

ich Ihnen versichert, daß mich das Attentat nicht so grimmig beleidigte, als Sie annehmen. Ich war auch einmal ein ebenso ungezogener Bub, wie ihre beiden Söhnchen."

Aurel hatte sich völlig hinter seiner Zeitung versteckt, jetzt blickte er wieder heimlich auf. Anneliese ist weder prüde noch verlegen wie andere junge Damen; ein herber Zug liegt um ihre Lippen. „Meine Söhne? — an denen würde ich gewiß derartige Scenen nicht erleben, mein Herr, denn ich würde mich beizeiten um meine Kinder bekümmern und sie erziehen. Ich bin in diesem Fall nur eine unverheiratete Schwester und Tante; eine Schwester, welcher stets die Hände gebunden waren, welche die Erziehung des Bruders leiten sollte und doch von keinerlei elterlicher Autorität unterstützt wurde. Im Gegenteil, beide Eltern arbeiteten mir in ganz verkehrter Weise entgegen!"

„Ah — die übergroße Zärtlichkeit für den Stammhalter!"

Anneliese lachte. „O nein, wenn auch das nicht. Die Eltern sind durchaus nicht blind für Lipphards Unarten, aber sie strafen oder loben stets zur unrechten Zeit, und das ist für die moralische Bildung eines Kindes von direkt vernichtendem Einfluß."

„Sehr war! Es taugt manchmal gar nichts, wenn die Mütter sich zu viel um die Erziehung der Söhne bekümmern, das ist das Amt einer derben und energischen Männerhand!"

Annelieses große, klare Augensterne hoben sich wie in starrem Staunen. „Dieser Ansicht muß ich wider-

sprechen", schüttelte sie sehr energisch den Kopf, eine brave und gewissenhafte Mutter muß sich um ein jedes ihrer Kinder bekümmern, sie muß an der Erziehung der Knaben beinahe noch mehr arbeiten, als an derjenigen der Mädchen, denn je härter und spröder ein Marmor ist, desto zarter und sorgsamer muß die weiche Hand der Liebe ihn meißeln." Sie neigte das Haupt tiefer, ein weher Zug lag um die frischen Lippen, und ihre Stimme ward leiser. „Ich habe nie eine Mutter gekannt, ich weiß es am besten, was ein Kinderherz an ihr entbehrt, und ob Knabe oder Mädchen, jedes Kind verlangt nach Liebe und sorgender Pflege. Auch die kleinen Menschenpflanzen verkümmern, wenn sie nur unter Unkraut oder dornigen Zuchtruten aufwachsen!"

Aurel atmete schwer auf; das Zeitungsblatt in seiner Hand zitterte. Die Stimme der Gräfin Vare hatte ihm einst in das Ohr geklungen, wie melodischer Glockenton — aber es waren die trügerischen Glocken Vinetas gewesen, welche den Schiffer bethören und in den Abgrund ziehen. Das Organ Annelieses hatte nichts Einschmeichelndes und Bestrickendes, aber es hatte einen Klang, der nicht Aurels Ohr, sondern sein Herz traf. Dies war auch Glockenläuten, aber es hallte aus schlichtem Dorfkirchlein und war ein Gruß aus lang gesuchter Heimat. Auch sie hatte keine Mutter gekannt. Die ihre nahm der Tod, die seine das Leben, und beide Kinder waren arm und verlassen gewesen, eines wie das andere. Er, der harte Marmor, war eckig, starr und schroff geblieben, das weiche Wachs ihrer Mädchenseele aber hatte sich dem Dasein an-

gepaßt und zugeformt — eine strenge, ernste Form, unter welcher jedoch noch immer das sehnende, unbefriedigte Kinderherz schlug, wie auch in seiner Brust — das hörte er an dem leisen Beben ihrer Stimme. Ja, Anneliese wird einst eine brave Mutter werden, ihre Kinder werden nicht nach Liebe und sorgender Pflege dürsten müssen! Da wird es keinen bunten Karneval des Lebens geben, welcher diese hohe, ernste Frauengestalt der Kinderstube entfremdet. Und doch bei aller Strenge, wie frisch, wie lebenswarm, wie mitfühlend! Es klingt beinahe wie etwas Übermut und Humor durch ihr Lachen, als der alte Herr ihre drastische Art und Weise, Lipps zu bändigen, heiter anerkennt. — „Was bleibt mir andres übrig?" entgegnet sie heiter. „Man kann kein Füllen mit der Angel dirigieren und kein Fischlein an die Trense nehmen. Da es bei meinem unartigen Brüderlein leider versäumt ist, ihn mit der Kraft des Wortes zu leiten, so muß es die Kraft der Muskeln thun! Ihm imponiert nur noch physische Kraft, darum muß man sie ihm zeigen. Perterchen wird eines solch gewaltsamen Mittels nie bedürfen, er hat Gottlob vortreffliche Anlagen, welche von einer klugen vernünftigen Mutter in rechter Weise gepflegt wurden."

„Die drei kleinen Trabanten sind Geschwisterchen? wie kommen dieselben um jetzige Zeit auf die Reise?"

„Leider Gottes durch eine recht herbe Notwendigkeit. Meine arme Cousine ist durch einen schweren Sturz von der Treppe heftig erkrankt. Ich pflegte sie drei Wochen,

bis sie außer Gefahr war, dann mußte ich scheiden, weil mich die Pflicht nach Hause rief. Da Anny aber vollständigster Ruhe bedarf, so nahm ich die Kinder kurz entschlossen mit mir, damit alle Dienstboten sich lediglich der Pflege ihrer kranken Herrin widmen können. Morgen abend wird mein Vetter, der leider bisher auf einer Dienstreise abwesend war, zurückerwartet und kann seinem Hause selber wieder vorstehen.

Pitterli hatte sich so sachte näher geschmeichelt. Er lehnte sich gegen die Specherin und sah sie aus seinen rotgeweinten Augen vergebungflehend an. Anneliese nickte ihm freundlich zu, und dieweil Baby in seiner Ecke wohlgebettet schlief, hob sie den reuigen kleinen Sünder auf den Schoß, küßte ihm die letzten Thränen von den Wimpern und liebkoste ihn. — Wie weich war doch da wieder die Hand, welche ihn soeben noch gezüchtigt hatte! Alle Schmerzen waren vergessen, und da gar Tante Anneliese mit ihm und Gretchen spielte „Ich sehe was, was du nicht siehst", da war der Jubel groß, und selbst Herr Lipps schielte zeitweise aus seinem Schmollwinkel herüber und schien nicht übel Lust zu haben, sich an der allgemeinen Fröhlichkeit zu beteiligen.

Aurel hatte selten, fast nie Gelegenheit gehabt, solche Scenen aus der Kinderstube zu beobachten. Anneliese saß abgewandt von ihm, und so ließ er die Zeitung sinken und schaute wie tief im Traum auf dies herzige Treiben.

Es überkam ihn beinahe wie ein Schreck bei dem Gedanken, daß er sobald schon davon scheiden sollte. Er

möchte so gern im Frieden von Anneliese Abschied nehmen, er möchte ihr danken . . . für was? — Ja, das läßt sich nicht in Worte kleiden. Ihm ist's, als sei ein Sonnenstrahl in sein dunkles, winterliches Herz gefallen, es zieht ihn wie durch Zaubergewalten zu ihr hin, als müsse er ihr beide Hände reichen und sprechen: „Wir verstehen uns; wir sind eins so arm und verlassen wie das andere." Aber seine Kehle ist ihm wie zugeschnürt, und er bleibt mutlos und ferne stehen, wie ein Bettler vor reichem Haus. Noch eine halbe Stunde — dann ist er am Ziel, dann muß er von ihr scheiden, wohl für ewige Zeit. Seltsam, er hatte sich doch so völlig in sein Schicksal ergeben — jetzt mit einem Mal deucht es ihm wieder, als ginge er einem dunklen, trostlosen Ziel entgegen.

Anneliese sieht nach der Uhr. „Gott sei Dank, nun ist die Fahrt bald überstanden!" wendet sie sich lächelnd wieder zu dem alten Reisegefährten, „Sie werden aufatmen, uns fünfköpfige Plage los zu werden!"

„Im Gegenteil, mein Fräulein, ich werde diese heitere Gesellschaft schmerzlich vermissen. Bis wohin fahren Sie?"

Gräfin Billstein nennt die Station, und Buchfeld zuckt jählings zusammen. „Unser Gut grenzt bis dicht an das kleine Städtchen, ja unser altes Landhaus steht sozusagen dicht vor dem Thor desselben Schildwacht! Da haben wir glücklicherweise keine weite Wagenfahrt mehr!"

Aurel strich langsam mit der Hand über Stirn und Augen. Hat er recht gehört? Narrt ihn ein Traum? Annelieses Heimat seine neue Garnison?! — Es ist doch

Winter draußen, der Schnee wirbelt dicht hernieder, und der Sturm fegt die Felder, aber vor Buchfelds Augen



steht die Welt plötzlich in Frühlingsgrün und Blütenpracht. Er atmet tief auf und schließt lächelnd die Augen. Er

gibt sich keine Rechenschaft über sein Empfinden, er weiß nur, daß es wie eine milde, wohlthuende Beruhigung über ihn kommt. So sinkt ein Kranker in friedlichen Schlumer, wenn der Arzt und Retter sich neben das Bett setzt und sagt: „Ich bleibe bei dir!"

Anneliese rüstet hastig das Gepäck, da steht plötzlich eine hohe Männergestalt neben ihr, hebt grüßend den Hut und faßt nach ihrem kleinen Koffer, der noch im Netz liegt. „Grüß Gott, Gräfin, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen helfe!" — Er sieht ihr freundlich, beinahe lachend in die Augen.

Einen Moment ist die Komtesse sprachlos; die Überraschung treibt ihr das Blut in die Wangen. „Herr von Buchfeld!" ringt es sich leise, wie in staunender Frage von ihren Lippen.

Er entschuldigt sich mit keinem Wort, daß er sie nicht früher begrüßte, er hebt den Koffer herab und blickte sie abermals an. „Sie vermuteten den Adjutanten des Großherzogs nicht hier? Sie haben noch nichts davon gehört, daß es mit all meiner Herrlichkeit aus ist, daß ich tief in Ungnade gefallen und nach Birkenfeld in die Verbannung geschickt bin?"

Sie erwidert voll und ernst seinen Blick. „Ja, ich hörte davon, Herr von Buchfeld!"

„Und was sagten Sie dazu?"

Sie lächelt ganz seltsam. „Ich bin ein einfaches Landkind, das niemals dem Treiben einer Residenz und dem Leben bei Hofe Geschmack abgewonnen hat. Ich liebe

meine schöne, weltvergessene Heimat und preise jeden glücklich, der in unserm Frieden bei uns leben kann!“

Er reicht ihr herzlich die Hand entgegen. „Ich komme gern zu Ihnen und freue mich auf diese friedliche Einsamkeit, wie ein Verdurstender sich an frischem Wasser gesund trinken möchte!“

Sie hat momentan etwas gezögert, dann legt sie voll ruhiger Freundlichkeit ihre Hand in die seine. Nicht steif und leblos, sondern mit warmem, ehrlichem Druck. „Seien Sie willkommen!“ antwortet sie schlicht. Er will weiter reden, aber sie zieht ihre schlanke Rechte wieder zurück und hüllt Baby hastig in seine warmen Tücher. „Wir sind sogleich am Ziel!“ sagt sie und nimmt das Kind empor. „Lipps und Peterchen, ihr nehmt jeder eure Schachtel, Gretel, du bekommst wieder das kleine Täschchen! Gretel!! — ei, ich glaube wahrlich, du kleines Ding schläfst mir ein!!“

In demselben Moment ein schriller Lokomotivpfiff.

„Gretel! — wach auf!!“

„Lassen Sie, Komtesse, ich trage die Kleine zu Ihrem Wagen!“

„Oh — Herr von Buchfeld . . .“

Er neigt sich und hebt das schläfrige, kleine Fräulein auf den Arm. Ganz wunderlich ist's ihm zu Mute, als das Blondköpfchen, schwer aufseufzend, sich gegen seine Schultern neigt.

„Ich danke Ihnen!“ nickt Anneliese, und ihre Augen sind nie so schön gewesen, wie in diesem Augenblick.

Der Zug hält. Ein junger Mann in flottem Jagdcivil springt an das Coupé. „Anneliese!“ jubelt er, „Gott sei Lob und Dank, daß du wieder da bist!“ Sein frisch gerötetes Gesicht mit den blauen Augen und dem blonden Schnurrbart lacht voll strahlender Freude zu ihr empor; er läuft neben dem Waggon her und faßt nach dem Thürgriff. Hastig reißt er auf. „Anneliese! liebe Anneliese!“ wiederholt er abermals, „du bist ja eine wahre Ewigkeit ausgeblieben! Holla, Lipps! — Pitterli . . . Gretel . . .“ er sieht plötzlich Buchfeld und zieht höflich den Hut.

„Mein Vetter Roland Wendorff!“ stellt Gräfin Billstein noch oben aus dem Coupé vor, „Herr Hauptmann von Buchfeld! Roland — nimm, bitte, Gretel ab!“

Der junge Landwirt verneigte sich sehr zuvorkommend. „Wie liebenswürdig, Herr Hauptmann; ich danke tausendmal!“ und damit ergreift er Gretchen und hebt abermals dankend den Hut, dann aber faßt er in herzlichster Freude Annelieses dargereichte Hand und drückt sie mehrere Mal an die Lippen.

„Grüß Gott, lieber Roland, wie freue ich mich, dich wieder zu sehen. So Gott will, ist alles wohlauf daheim?“

Aurel neigt sich in stummem Abschiedsgruß. Sein Blick ruht plötzlich wie erloschen in Annelieses leuchtenden Augen, und dann trifft er Wendorff. Noch einen Gruß, und er wendet sich ab. Der Wind saust daher und jagt ihm die Schneeflocken eisig in das Gesicht. Ihn fröstelt's, er wickelt sich fest in den Mantel. Ein Soldat tritt vor

ihn und meldet in strammer Haltung ihm, dem einzigen hier aussteigenden Herrn: „Keller; als Bursche kommandiert zum Herrn Hauptmann von Buchfeld!“

Aurel blickt wie geistesabwesend auf und nickt. Dann greift er nach der Börse und entnimmt ihr den Gepäckschein. „Gut, Keller; besorgen Sie!“

Der Soldat eilt mit respektvollem „Befehl, Herr Hauptmann!“ davon, Aurel aber schreitet tief in Gedanken die Perrontreppe hernieder. Eine kleine, dorfähnliche Straße liegt vor ihm, weißverschneit, still und einsam. Er geht mit geneigtem Haupt geradeaus. Ist's richtig? — Führt hier sein Weg? — Gleichviel. Ob kreuz oder quer, wo ist noch ein Ziel, welchem er entgegen strebt? „Anneliese! liebe Anneliese!“ klingt Wendorffs Stimme vor seinem Ohr.

Er schaut plötzlich auf. Was hat er, Narr, vorhin von Lenz und Blütenpracht geträumt? Es ist ja Winter rings, eisiger, kalter Winter, und das immergrüne Pflänzlein der Hoffnung ist erfroren.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Allee mächtiger, breitkroniger Linden verbindet das kleine Landstädtchen Birkenfeld mit dem Gut des Grafen Billstein. Kaum fünfzehn Minuten von dem Thor entfernt, erhebt sich das uralte Haus hinter kahlem Vorgarten, welcher, im Halbkreis sich öffnend, Raum zur Auffahrt läßt. Die Front, ein langgedehntes Hochparterre, erste Etage und Giebel, zieht sich dicht unter den Lindenzweigen der Chaussee hin, übersponnen und bis unter das

Dach hinauf bedeckt von Kletterrosen, Ephen und wildem Wein. Parkanlagen dehnen sich, nicht sonderlich kultiviert, hinter dem Gebäude aus, während rechts und links von demselben große Nutzgärten und Obstplantagen die Straße säumen.

Es ist alles praktisch in Damnitz, und Gräfin Anneliese stiehlt dem Park von Jahr zu Jahr ein Stücklein mehr ab, um statt schöner, aber nutzloser Rotbuchen und Platanen ein Apfelstämmchen neben das andere in Reih und Glied zu stellen. Die Güter rentieren sich heutzutage so wie so nicht, ein großer Park ist immer Luxus, aber die Äpfelbäume haben es zur Genüge bewiesen, daß sie mit ihren Wurzeln, wenn auch kein Gold, so doch immerhin noch Silber aus dem Boden ziehen. Der Apfelwein ist ein Landesgetränk, welches auch im hohen Norden immer mehr in Mode kommt, und die Wirtschaftskasse der Komtesse weiß davon ein Loblied zu singen.

Jetzt lag alles noch im tiefsten Winterschlaf; Eis und Schnee fußhoch, wo man in anderen Jahren die Ostereier schon unter hohen Kaiserkronen, im üppigen Schneeglöckchenkraut, zwischen blühenden Cillas und Krokus gesucht hatte. Der Schornstein dampfte in die neblige Schneeluft, die Fensterläden hatten sich bei anbrechender Dämmerung geschlossen, und in dem großen, viereckigen Wohnzimmer brannte die Lampe.

Dort war's gemütlich. Die Zeit hatte ein Weilchen stillgestanden und alles so erhalten, wie es einst Großmütterlein als junge Frau hier eingerichtet. Das breite,

scharfwinklige Sofa füllt, mit Kissen belegt, die eine Zimmerecke; ein großer, runder Mahagonitisch steht davor, und drum her die altväterischen Sessel, die mehr bequem wie schön sind. Glasschränke und Konsolen schmücken die Wände, ein altes Spinett steht auf verblichenem Teppich,



und die erhöhte Schwelle vor den Fenstern trägt unverändert den weidengeflochtenen Blumentisch und die braunen Korbsessel, auf welche noch die alte Urgroßtante Henriette Schondeckchen gestickt hat. Eine Windmühle zeigt das verblichene Muster, und vor derselben ein Kind mit erhobenen Armen, welches sich ersichtlich über solch närrisches Ding verwundert. Der Chinese sitzt unverändert neben

der alten Säulenuhr auf der Kommode und nickt genau so phlegmatisch mit dem Kopf, wenn Lipps ihn anstößt, als wie dazumal, als noch die Gräfin-Mutter als Baby gern ein gleiches that.

Gepuderte Herren und Dämchen schauen schläfrig aus ihren gedunkelten Rahmen, lang vergessene Ereignisse fristen neben ihnen in wertvollem Stahlstich ihr Dasein, und in dem Kamin knistert und flammt ein trauliches Feuerlein.

Lipps treibt sein Unwesen irgendwo in der Gesindeküche oder den Ställen, Pitterli, Gretchen und das ganz Kleine sind soeben bei Annelieses Erzählung vom Däumelinchen sanft entschlummert, und die greise Dorta sitzt neben dem Bettchen, strickt die verschiedenfarbigsten Ringe in ihren Strumpf und zirpt mit zahnlosem Munde selig lächelnd ein Liedlein, welches ihr Schatz vor fünfzig Jahren gesungen, da sie selbander ins Heu fuhren.

Am runden Tisch im Wohnzimmer aber haben sich alle versammelt, die für gewöhnlich hier zu sitzen pflegen. Die Gräfin, eine sehr starke Dame, hat sich mühsam bis zu ihrem Sessel geleitet, wo sie apathisch und gelangweilt den Zeitungsneuigkeiten zuhört, welche Roland, in behaglich warmer Friesjoppe, die Cigarre zwischen den Fingern, vorträgt. Neben ihm im Schaukelstuhl wippt sich seine Cousine Lorchen, eine Zwillingsschwester der bleichen, engelhaft zarten Lyta, welche noch immer krank und leidend etwas weiter zurück im Zimmer auf ihrem Diwan liegen muß. Lorchen, Lyta und Lipps sind rechte Geschwister,

und das muß man gesagt bekommen, sonst glaubt man es nicht. Sie sind grundverschieden. Lorchen gleicht einer schwellenden Rosenknospe, frisch, kräftig, keck und übermütig, die reizendste Verkörperung jener Poesiegestalt, welche zwischen Jungfrau und Backfisch auf goldener Grenze schwankt. Die lichtbraunen, lockigen Haare sind absolut nicht zu bändigen, so oft Anneliese auch schon darüber gescholten, der schwere, greulich schwere Zopf schaukelt sich immer zerzaust, meist ohne Schleife, welche „irgendwo" hängen geblieben, im Nacken. Das Gesichtchen gleicht einem Borsdorfer Apfel, Grübchen senken sich schalkhaft in Wangen und Kinn, und die großen, unruhigen, ungeduldig blitzenden Augen über dem Stumpfnäschen erzählen von gar vielem, nur nicht von einer Thräne des Kummers über zerrissene Kleider, Schürzen und Schuhe.

Siebzehn Jahre alt und noch ein solch bubenhafter Wildfang! Mit der Büchse schießen, Peitsche und Zügel führen, ein Angelgerät herrichten, das können die sonnenverbranten, unnützen Fingerchen, aber Handarbeiten fertigen, stricken, nähen, kochen, o, beileibe nicht! Es ist Lorchen absolut gleichgültig, wie viel von ihren Kleidern in den Dornen hängen bleibt, ob hier ein Riß klafft und da ein Flecken sich breit macht, — wie ein kleiner Irrwisch huscht sie hin und her, und wenn Roland auf dem entferntesten Feld steht, dann flattert es plötzlich über den Sturzacker herzu. Lorchen schwenkt ihm schon von weitem ein Körbchen entgegen. Der Deckel davon ist natürlich unterwegs verloren, aber sie lacht mit perlenweißen Zähnchen: „Landy! guck

mal! in der Küche haben sie Speckkuchen gebacken, ich stibitzte der Mamsell ein Stück . . . da hast du's!" und schwenkt auf den Hacken um, überläßt das Körbchen mitten auf freiem Feld seinem Schicksal und streift durch das schönste Kornfeld, um nach Wachteln oder Rebhühnern zu spüren. Und wenn Roland auf dem Anstand steht, raschelt es plötzlich hinter ihm. Ohne Hut und Schirm, gleichviel bei welcher Witterung, huscht Lorchen herzu: „'Tag Landy! — Die Anneliese hat mir mein Gewehr eingeschlossen, ich kann heut nicht schießen, aber ich bleibe ein Weilchen bei dir, ob du was kriegst." Und dann setzt sie sich neben ihn in Gras und Heidekraut, schlingt die Hände ums Knie und sieht still zu ihm auf. Oft treibt sie ihm das Wild herzu, — oft ist sie sein Apportierhündchen, oft verdirbt sie ihm durch ihr quecksilbriges Wesen die ganze Jagd. Aber er mag sein, wo er will — Lorchen ist sein Schatten. Dennoch duldet sie keinen Ritterdienst von ihm. Will er sie durch den Bach tragen, schlägt sie ihm auf die Hände und springt flugs ins Wasser, daß es ihr um die Ohren spritzt, und will er ihr den Arm bieten, reißt sie sich los und jagt ihm wie ein Wirbelwind voraus, so unbändig, daß ihr Gesichtchen wie Feuer glüht. Ein närrisches kleines Ding, — und doch hat Roland sie schon droben auf dem Feldhügel sitzen sehen — regungslos in das Abendgold starrend — lange, lange Zeit — ein Bändlein lyrischer Gedichte im Schoß. —

Lyta ist ganz das Gegenteil. Die Zwillingsschwester Lorchen strotzt in Gesundheit und Lebensfrische; lachen,

singen, scherzen und jubilieren den ganzen Tag, sorglos wie eine Heidelerche, über nichts sich Kummer und Sorge machend, — und Lyta, ein zartes, stilles, in sich gekehrtes Gemüt, durch eine Krankheit schon seit zwei Jahren meist einsam auf ihr Lager gebannt, geduldig, sorgsam, anspruchslos, holdselig wie ein Engel. — Die blonden Haare mußten abgeschnitten werden, nun wehen sie wie ein goldner Heiligenschein um das süße Gesicht.

Als schon die Lampe im Wohnzimmer entzündet war, klangen Sporen und Säbel auf der steinernen Freitreppe des Hauses. Wie ein ganz Selbstverständliches meldete der Diener: „Herr Oberst Bergmann und Leutnant von Adolphi, welche Gräfin Anneliese gern noch begrüßen möchten.“

Diese beiden Herren waren die häufigen, zeitweise fast täglichen Gäste im Billsteinschen Hause, und als solche wurden sie auch begrüßt. Lorchen sauste ihnen jubelnd entgegen, drückte dem Oberst neckend die kleine Gummischlange, welche Lipps als „patenten Witz“ mitgebracht, in die Hand und beobachtete nach der entsprechend lebhaften Scene das Ablegen der Herren voll besonderen Interesses.

Die schweren Kragenmäntel waren naß beschneit, der saalartige Korridor frisch gescheuert und mit Sand bestreut. An dem einen Thürpfosten befand sich ein großer, nach oben gekrümmter Hakennagel, an welchen die beiden Gäste regelmäßig die Paletots hingen. Der Oberst weitete die Schlinge an dem seinen und angelte damit nach dem sehr

hoch sitzenden Nagel. Der hatte sie gefaßt, aber trotzdem lag der Mantel klatschend auf der Erde, als Bergmann ihn losließ.

„Gestatten Herr Oberst —!" und Adolphi sprang höflich zu, nahm den Paletot auf und wiederholte dasselbe Manöver, ihn an den Nagel zu bringen.

Lorchen hatte die Hände erwartungsvoll auf den Rücken gelegt und stand mit lustblitzenden Augen dabei. Ihr Blick huschte schnell hinüber nach der Treppe, an deren Biegung die Galgenphysiognomie des Herrn Lipps mit einer unbeschreiblichen Grimasse auftauchte.

Plautz — lag der Mantel wieder unten.

„I was! geben Sie mal her, Adolphi, da kann ich's am Ende doch noch besser!" und der Oberst zielte abermals mit der Schlinge sorgsam nach dem Haken. Hoppala! — unten lag er.

„Teufel Donner . . ., ist denn das Ding rein verhext heut?"

„Wollen der Herr Oberst nicht näher treten — ich besorge es!" — und schon hat sich der junge Offizier nach dem Mantel gebückt und häkelt nun seinerseits wieder nach dem Nagel. „Ah — jetzt . . . oh ha!!" — Platsch — unten lag er.

Lorchen prustete los vor Lachen, und an der Treppe ward ein ersticktes Grunzen laut. — „Ei da soll doch gleich ein Dutzend lahmer Esel dreinschlagen!" lachte Bergmann und griff abermals, jedoch erregter wie zuvor, nach dem Mantel. In der Thür erschienen Anneliese

und Roland, nach dem langen Verbleib der Herren auszuschauen. „Gehen Sie mal beiseite, Adolphi — Sie stehen mir im Licht. — Na — wird's nun bleiben?! — Potz Kuckuck! da liegt er wieder!"

Mit schnellem Schritt stand Roland neben dem Sprecher. Der auffallend große Mann griff tastend nach dem Nagel empor. Ein lautes Auflachen, welches bei Lorchen und an der Treppe ein quiekendes Echo fand, und Wendorff riß den vermeintlichen Haken ab. „Natürlich! der infame Bengel der Lipps!! — Da hat er hier dieses abgezogene, noch oben gekrümmte Hasenschwänzchen anstatt des Haken angenagelt!"

Große Heiterkeit. Roland verfolgte mit heftiger Drohung den Attentäter die Treppe herunter, die beiden Herren aber begrüßten unter liebenswürdigstem Lachen Anneliese, welche tausendmal für den Gaunerstreich des Herrn Kadetten um Verzeihung bat. —

Der Kessel sang über der Spiritusflamme, und Anneliese waltete seitwärts als Hausfrau an dem Theetisch. Der Graf ließ, wie gewohnt, sehr lange auf sich warten, und dieweil ward im Wohnzimmer nach nie verändertem Programm die Zeit gekürzt. Der Oberst, die Gräfin und Roland spielten Skat, und wenn Anneliese ihren häuslichen Pflichten genügt, so verstand sie den flehenden Blick Lytas, trat zum Klavier und rückte das Geigenpult für Adolphi zurecht.

Auch heute abend ging alles seinen althergebrachten Gang. Bergmann mischte mit kräftiger, wohlgepflegter

Hand die Karten. Die Lampe warf ihr helles Licht über sein Haupt. Er war ein stattlicher, selten jugendlicher Oberst. Obwohl das gewellte Haar schon leicht ergraut war, umrahmte es dennoch ein frisches, blühendes, kraftvoll schönes Männergesicht. Kurzgeschnittener Vollbart deckte Wangen und Kinn, kluge, wohlwollende Augen schauten frei und offen in die Welt, und der hohen Denkerstirn sah man es an, daß Bergmann seine Karriere nicht durch Konnexionen, sondern durch Verdienst gemacht. Seine Gestalt war von mittlerer Größe, stramm, eisern muskulös, jede Bewegung elastisch und jung, jede Handlung ruhig und energisch.

Selten hatte ein Regiment einen strengeren, aber auch selten einen gerechteren und liebenswürdigeren Kommandeur besessen, welcher in jeder Weise so wohlwollend für seine Offiziere eintrat, wie Bergmann. Er war nicht verheiratet; er lebte ausschließlich den Interessen seines Regimentes. Einen wundersamen Kontrast bildete Adolphi zu seines Obersts ritterlicher Erscheinung.

Der junge Offizier war sehr stiefmütterlich von der Natur bedacht worden, was seinen äußern Menschen anbelangte. Hoch aufgeschossen, überschlank und mager, neigte seine Figur trotz aller militärischen Erziehung immer etwas vornüber. Auf fleischlosem Hals saß ein auffallend häßlicher Kopf, dessen rötlichblondes Haar, trotz aller Pomade in keine Frisur zu zwängen war, darum hatte es sein Besitzer bis beinahe zur Wurzel abrasieren lassen. Große Ohren starrten dadurch noch weiter vom Haupte

ab, ein langes, farbloses Gesicht neigte sich meist tief zur Brust. Die Nase war so flach und ausdruckslos, daß einst eine böse Zunge behauptet hatte: „Herr von Adolphi sieht aus, als habe sich einmal jemand aus Versehen auf sein Gesicht gesetzt!“ und diese Charakteristik war grausam, aber entschieden sehr bezeichnend. Es lag ein ernster, fast wehmütiger Zug um seine meist schweigsam und herbe geschlossenen Lippen, und die Augenlider sanken so schlaff und tief über die Pupillen, als seien sie es müde, in eine Welt zu blicken, welche die Häßlichkeit meistens, und meistens sehr ungerecht, zur Zielscheibe ihres Spottes und ihrer Anfeindungen macht.

Adolphi lebte still und zurückgezogen. Er that seinen Dienst brav und gewissenhaft, aber er glich einem abgestorbenen jungen Stamm, welcher blüten- und fruchtlos inmitten der frühlingsfrischen Genossen steht. In Damengesellschaft war er völlig unbrauchbar, und er hatte nur eine einzige Geliebte, auf welche er all die Liebe und Zärtlichkeit übertrug, die von andern Damen nie begehrt und stets verschmäht worden war. Diese einzige Freundin war seine Geige. Und wenn er sie im Arm hielt, ward er ein anderer Mensch. Dann bekam sein müdes Auge Glanz, dann strahlte es auf in Glück und Begeisterung, dann hob sich die eingesunkene Brust, dann stählte sich sein schlaffer Körper. Niemand wußte das besser wie Lyta. Die hatte oft in stillem, entzücktem Lauschen dagelegen und hatte den Künstler von Gottes Gnaden angeschaut, wie sich ein jeder Saitenklang voll Wonne, Weh und ernster

Frömmigkeit in seinem Antlitz spiegelte. Dann war Adolphi nicht mehr häßlich, dann lag ein ganzes Himmelreich voll seelischer Schöne in seinem lächelnden Angesicht.

Es hatte viel Mühe gekostet, bis er ein lieber vertrauter Freund im Billsteinschen Hause geworden. Aber Bergmann glich einer treuen Mutter, welcher die Schmerzenskinder immer die liebsten sind. Er wußte, daß er dem einsamen jungen Menschen einen Hafen friedlichen Glückes mit dem gräflichen Hause erschloß, und darum sagte er eines Tages zu ihm: „Lieber Adolphi, die arme, kleine Komtesse Lyta ist heute zum erstenmal nach ihrer Krankheit wieder auf die Chaiselongue gebettet. Lesen darf sie nicht, und die Langeweile ist quälend. Musik aber ist ihre Leidenschaft, und weil Anneliese keine Zeit hat, ihr den ganzen Tag vorzuspielen, so läßt sie recht herzlich bitten, daß Sie diese Mission durch Ihre Geige unterstützen. Ich gehe heute nachmittag nach Damnitz hinaus, — begleiten Sie mich?"

Er ward blutrot und stammelte verlegene Worte, aber er fügte sich dem Wunsche seines Obersts.

Er konnte kaum spielen, so bebten ihm die Finger, denn er hatte den Geigenbogen noch nie vor Damenpublikum geführt. Er nahm sich vor, es solle dies auch das erste und letzte Mal sein! — Als er aber die Geige sinken ließ, da schaute er in Lytas glückverklärtes Gesichtchen. Sie streckte ihm die zarte kleine Hand entgegen. „Spielen Sie auch: Harre meine Seele?" flüsterte sie halb fragend, halb bittend. Just sein Lieblingslied. Schweigend griff

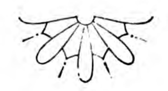
er abermals zur Geige, und da er gespielt hatte, war er selber tief ergriffen, wie schön doch diese Geigenklänge zu



Annelieses Klavierbegleitung paßten. Die Damen waren auch gar nicht wie die anderen jungen Mädchen, deren

spottendes Lachen er floh. Lyta war wohl überhaupt kein lebend Wesen mehr, ihrer Seele wuchsen bereits die Engelsschwingen. „Kommen Sie morgen wieder! ach, es war so schön!" bat sie. Und er kam und kam Tag für Tag, und das trauliche Wohnzimmer mahnte ihn an daheim — an liebe, ferne, ferne Zeiten, da Mütterchen noch lebte. — Nun war's ihm, als sei ihm hier die Heimat aufs neue aufgethan.

Völlig wandeln konnte sich sein Wesen nicht mehr, aber es änderte sich. Sixt von Adolphi ward ein stiller, aber stillvergnügter und warmherziger Genosse in dem kleinen Skatkreis zu Damnitz.





XX.

> Wieder möcht' ich dir begegnen,
> Wieder schauen deinen Blick,
> Aber was auch mein Geschick,
> Deine liebe Seele will ich segnen!

Roland war für einen Augenblick in den Pferdestall abgerufen, und die Gräfin legte die Karten hin und schloß momentan ermattet die Augen. Da erhob sich Bergmann und trat in das Nebenzimmer zu Anneliese. Sie schnitt just auf einem weißen Holzbrettchen Schinken auf, und der Oberst nahm die kleine Fleischgabel und legte, ganz als gehöre sich das so, die Scheiben auf der Porzellanplatte zurecht.

„Es ist noch kein Pfeffer auf dem Tisch, Fräulein Anneliese!“

„Habe soeben schon danach geschellt.“

„Wie war's denn in der Residenz?“

Sie zuckte lächelnd die Achseln. „Ganz so, wie Sie es mir prophezeit hatten; langweilig, lärmend, unruhig und . . . nun — ganz anders eben, wie hier bei uns, und dann kann's mir doch gar nicht gefallen!“

Er nickte wie völlig überzeugt. „Wirklich langweilig? Geselligkeit gab es doch genug, Sie schrieben sogar von Theaterproben!“

Sie griff ruhig nach dem großen Schwarzbrot und stand da wie Werthers Lotte, nur die hungrigen kleinen Geschwister fehlten. „Ja, beinahe hätt' ich Theater gespielt, aber es kam der Hoftrauer wegen nicht dazu; glücklicherweise, ich fühlte mich unbehaglich in meiner Rolle und übernahm sie, weil die andern jungen Mädchen sich genierten, die Frau eines Fähnrichs zu sein.“

„So, also eine junge Frau sollten Sie repräsentieren? Warum war Ihnen diese Rolle unbehaglich? Eigentlich müßte sie Ihnen sehr passend erschienen sein.“ Er sah ihr ganz seltsam lächelnd dabei in die Augen.

Sie lachte harmlos mit. „Nicht Inhalt und Charakter der Rolle waren mir unsympathisch, ich hätte just so gut eine alte Muhme gegeben, aber es kam mir so unsinnig vor, daß ich Worte sprechen sollte, die ich absolut nicht empfand, und Empfindungen heucheln sollte, die ich nicht fühlte.“

„Ich verstehe Sie. Ehrlich gestanden, könnte ich es mir auch um die Welt nicht vorstellen, daß Sie jemals eine gute Schauspielerin sein könnten. ‚Gott sei Lob und Dank‘ möchte ich hinzusetzen!“

„Vielleicht irren Sie! Ich müßte nur das sein dürfen, was ich auch sonst bin, mich selber spielen.“

„Dann wäre es auch keine Komödie, sondern Wahrheit. Wie Sie sind, sehen wir voll inniger Freude alle


C. H. KOECHLER

Tage, dazu brauchen wir Sie nicht auf die Bretter zu stellen. Hm! also langweilig! Warum kamen Sie dann nicht früher zurück?"

„Weil ich bei der armen Tante nicht eher abkömmlich war!"

„Bei uns waren Sie auch nicht abkömmlich. Wir haben auch Rechte an Sie!"

„Gottlob, keine ernsthaften! Waren Sie etwa krank, daß auch Sie der Pflege bedurften?"

Er schob langsam einen Serviettenring über den Finger und drehte ihn. „Unglaublich! Sie thuen immer als wären Sie nur auf der Welt, um kranke Menschen zu pflegen. Man soll doch nicht nur für andere, sondern auch für sich selber leben — und . . . ja du liebe Zeit, oft sind die Leute recht ernsthaft krank, todkrank, man sieht's nur nicht, oder haben Sie mir's schon angemerkt, daß ich eine tiefe, unheilbare Wunde mit mir herumtrage?"

Sie sah erstaunt auf, und da er voll nervöser Unruhe das Serviettenband zurücklegte und nach einem Messer gegriffen hatte, lachte sie neckend auf, „oh — haben Sie sich geschnitten? Nur unbesorgt! Arnika und Englisch Pflaster helfen selbst bei einem solch verzweifelten Fall."

Der Diener brachte den Pfeffer, und Bergmann wechselte das Gespräch, er schraubte die Spiritusflamme etwas tiefer. „Sie sind mit unserm neuen Hauptmann zu gleicher Zeit angekommen?"

„Ja, wir fuhren in einem Coupé, erkannten uns aber erst im letzten Augenblick."

„Ah —! wie ist das denkbar?“

„Er bemerkte mich wohl schon früher, das ist möglich, aber wenn man Zeitung liest, läßt man sich nicht gern stören.“

„Er ist ein Weiberfeind und Sonderling; und durch sein unglaubliches Benehmen am Hof unmöglich geworden?“

Anneliese legte das Brot nieder und sah dem Sprecher voll und ehrlich in die Augen. „Nein, Herr Oberst, er ist ein unglücklicher, einsamer, verbitterter Mann, mit welchem das Schicksal ein grausames Spiel getrieben. Wenn andere Menschen einen herben Verlust erleiden und wenn ihnen das Herz zerrissen wird von Leid und Weh, dann läßt man ihnen in Einsamkeit und Stille Zeit, sich zu sammeln und ihr Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Herrn von Buchfeld aber hat man das blutende Herz mit einem Galakleid zugedeckt, man hat ihn in eine lachende, tobende, fühllose Menge gestellt und ihm zugemutet, daß er sein heiligstes Empfinden mit Füßen trete Wenn einer krank an Leib und Seele ist und wird aufgerüttelt und hinein in ein fremdes Karnevaltreiben gestoßen, dann darf man sich nicht wundern, wenn er sich wie im Fieberwahn benimmt. Meiner Ansicht nach ist es eine unmenschliche Grausamkeit, einen Mann voll eitel Willkür erst zu heben, um ihn dann zurückzustoßen in das Nichts, weil er nicht so schnell auf dem Parkett gehen lernte, wie man es verlangte!“

Bergmann hatte voll lebhaften Interesses aufgeschaut,

jetzt senkte er wieder nachdenklich den Kopf, ein schnelles Lächeln ging um seine Lippen.

„Die ganze Art und Weise seiner Versetzung läßt auf die höchste Ungnade des Großherzogs schließen. Es müssen also Sachen vorgekommen sein, welche für Buchfeld gravierend waren. Keine Lappalien, sondern ernsthafte Vergehen!"

Anneliese trat einen Schritt näher, ihre Stimme klang sehr weich. „Herr Oberst, Sie haben ehedem selber in der Residenz gelebt, Sie kennen das Leben an Fürstenhöfen. Wo wurzeln die Giftpflanzen Intrigue und Verleumdung zahlreicher als just dort? Die Ungnade hat eine Zwillingsschwester, die heißt Ungerechtigkeit; beide gehen oft, leider Gottes sehr oft, Hand in Hand. Wer soll auch die Wahrheit enthüllen? Ein Mann, der in Ungnade fiel, ist gerichtet: selbst Sie, der rechtschaffene, brave, redliche Menschenfreund empfängt den Gestürzten voll Mißtrauen und sagt: „Er ist in Ungnade gefallen, er muß schuldig sein!" — — — Sie faßte seine Hand und schloß sie wie beschwörend zwischen die ihren.

„Nicht wahr Sie sagten diese Worte nur, um mich zu prüfen, ob ich auch noch einen Stein heben würde, ihn dahin zu schleudern, wo schon so viele schmerzlich getroffen haben. Nein — ich thue es nicht, und ich weiß, daß auch Sie es nicht thun werden, Herr Oberst, ich sah es ja unlängst mit eignen Augen, daß Sie Ihr eigen Leben einsetzten, einen Ertrinkenden zu retten. Buchfeld ist auch ein Ertrinkender, halten Sie ihn nicht, so sinkt er zu Grund."

— Sie neigte das Haupt, ihr Blick tauchte tief in den seinen. „Sie sind bisher für mich der Inbegriff und die Verkörperung alles Edelmuts gewesen, Herr Oberst, und weil ich an Sie glaube und Ihrer Gerechtigkeit vertraue, spreche ich Ihnen jetzt die erste — und so Sie wollen, die letzte Bitte im Leben aus: Reichen Sie auch diesmal dem Ertrinkenden die Hand und helfen Sie ihm! Retten Sie ihm Leib und Seele, denn beide ringen mit dem Verderben: Und so Sie es nicht um seinetwillen thun, so thuen Sie es für mich, um mir den süßen Glauben zu erhalten, daß es noch Männer auf der Welt gibt, die mutig und hochherzig genug sind, ihren Schild selbst über den zu decken, der . . . in Ungnade fiel!"

Bergmann hatte das Haupt gehoben, sein leuchtender Blick umfaßte, wie in zärtlicher Bewunderung, das Angesicht der Sprechenden. Er atmete hoch auf und drückte ihr die Hand, fest und ernsthaft wie im Schwur. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Anneliese, mit dem Sie sich nie in mir getäuscht haben sollen, das gelobe ich Ihnen!"

Seltsam, der Schneesturm brauste gegen die Fenster, und er klang plötzlich im Ohr des Obersts wie ehemals das Rauschen der Wogen, da er dem verunglückten Fischer nachsprang in das Wasser. Und er fühlt es auch jetzt so eisig durch seine Glieder gehen, wie damals, und ihm ist's, als fasse er den Sinkenden und hebe ihn hoch empor in Annelieses Arme. Dann wird's ihm dunkel vor den Augen — ein brennend Weh im Herzen . . . und die

Kräfte verlassen ihn, er selber sinkt, tief — tief — bis zum Grund.

Getreu bis in den Tod.

„Ich danke Ihnen, Gott wird es lohnen!" flüstert Anneliese erregt, da zuckt er leicht zusammen und streicht lächelnd über die Stirn. Närrisch! Hat er mit offnen Augen geträumt?

Roland steht in der Thür und hebt lachend die Karten. „Sie haben verspielt, Herr Oberst — gegen diese vier Jungens kämpfen Götter selbst vergebens!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich will's Frühling werden. Vierzehn Tage sind seit dem Osterfest vergangen, und der Tauwind hat seine träufenden Flügel ausgespannt und ist sausend durchs Land gestrichen wie ein fahrender Mann, der gute Kunde von Thür zu Thür trägt. Lipps ist an heftiger Halsentzündung krank gewesen und befindet sich mit prolongiertem Urlaub noch daheim, da hat Anneliese wenig oder nichts von der Außenwelt gehört und gesehen. Heusch von Buchfeld hat in Birkenfelde seine Karten bei den Kameraden abgegeben, sonst hat man in Privatkreisen nichts von ihm gemerkt. Er lebt völlig zurückgezogen, finsterer, pessimistischer wie je vorher. Nur einmal, am ersten Osterfesttag, sah Anneliese ihn in der Kirche. Er saß der Billsteinschen Loge gerade gegenüber, und Anneliese erschrak über sein Aussehen. Bleich, müde, wie gebrochen an Leib und Seele.

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und be-

laden seid!“ Da schaute er auf, zum erstenmal, und er sah direkt in Annelieses Augen. Es war, als schrecke er empor. Er grüßte sie nicht, selbst nicht durch die leiseste Regung des Hauptes, aber sein Blick haftete unverwandt auf ihr. Und dieser Blick war so glanzlos und traurig, als sei er selbst an dieser heiligen Stätte ein Fremdling, für den es keine Gnadenbotschaft gibt, der mühselig und beladen sich weiter schleppen muß, ohne Trost, ohne Erquickung. Das Herz that Anneliese weh; sie hatte das Empfinden, als müsse sie ihre kühle, ruhige Hand auf seine Stirn legen und ihm den Frieden in das Herz beten. Als sie nach Hause kam, und der Kinderjubel so glücklich durch Flur und Stuben hallte, da gedachte sie des einsamen Mannes, dem heute wohl keine Hand einen Ostergruß geboten.



Sie legte ein Körbchen mit Tannenreis und Immergrün aus, wählte ein paar Ostereier, auf deren farbigen Grund die geschickte Hand des Stellmachers heitere Bildlein vom Osterhas gekratzt, und ließ diese Überraschung dem Hauptmann von Buchfeld heimlich vor die Thür stellen.

Ob er sich darüber gefreut? Das erfuhr sie nicht und forschte nicht danach; sie war beruhigt in dem Gedanken, das Beste gewollt und bezweckt zu haben. Besuche hatte Buchfeld, außer in dem Regiment, noch nirgends abgestattet, auch in Damnitz nicht; er war jedoch dem Jagdklub beigetreten und streifte nun auf den entlegendsten Pfaden durch Wald und Feld. So war und blieb er fremd in Birkenfelde. — — — — — — — — — —

Der Schnee war geschmolzen, das erste Grün ersproß, und die Erde lag so feucht und moorgrundig und duftete so recht nach Frühling, daß man vermeinte, unter den knospenden Gebüschen und am sonnigen Wegraine die Anemonen und Veilchen blühen zu sehen!

Buchfeld hatte die Büchse über die Schulter gehängt und war gedankenvoll hinaus gewandert in die stille, lichte Gotteswelt hinein. Wie im Bann einer unerklärlichen Sehnsucht zog es ihn nach Damnitz. Nicht zum erstenmal schritt er diesen Weg. Als noch Schnee und Eis starrten, hatte er sich gar oftmals in den Mantel gewickelt und war schattengleich unter den Linden daher gegangen, bis vor das erleuchtete Gutshaus. Und da stand er still. Er hörte die Musikklänge, er hörte heitere Stimmen, Jubel und Lachen, und einmal hallte sogar ein ernster Zwiegesang, vom Harmonium begleitet, zu ihm herab. So voll und glockenrein klang nur Annelieses sympathische Altstimme, und der frische Bariton? . . . Sein Herz krampfte sich wunderlich zusammen, das war derselbe Mund, welcher damals so innig: „Anneliese! liebe Anneliese!" gerufen.

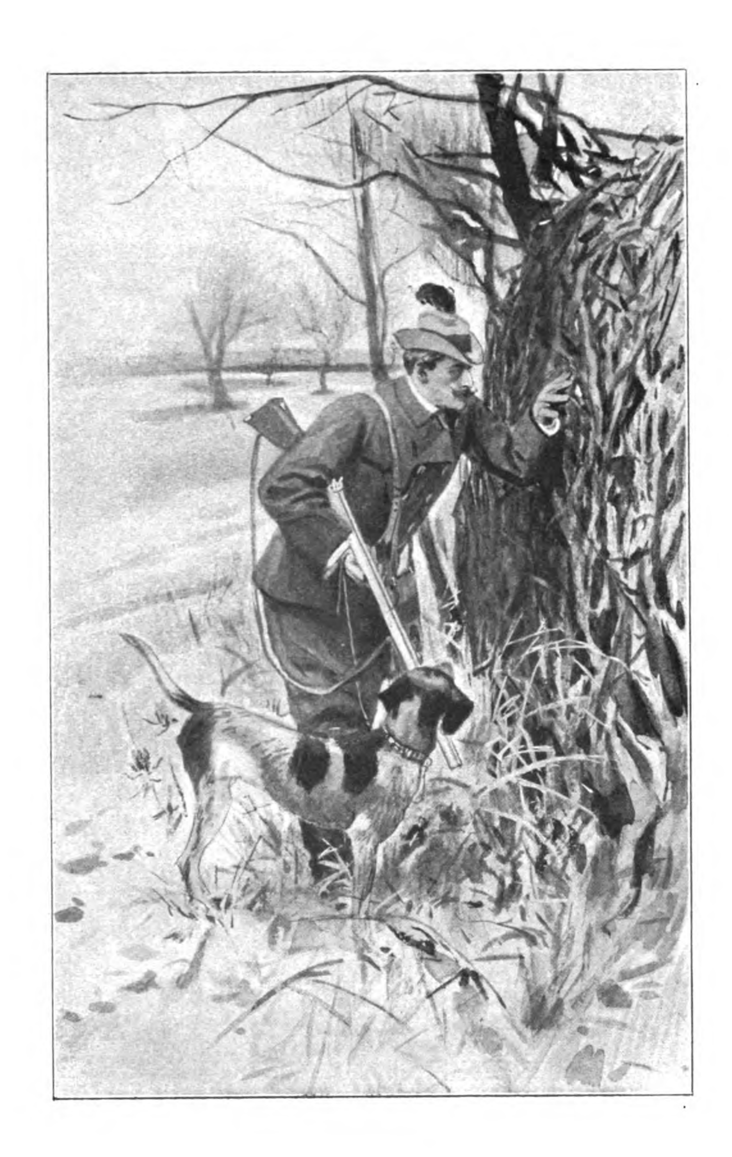
Er hat nie etwas von den Weibern gehalten, er hat voll ironischen Lächelns die Schultern gezuckt, wenn man ihm das unbegreifliche Märchen von Liebe und Eifersucht erzählt. Das war ein ungerecht Verdammen aller um einzelner willen, das war ein trotziges Auflehnen gegen Gottes gnädigen Willen, welcher doch das Weib geschaffen, auf daß sie des Mannes Gefährtin sei. Daß er voll Kraft und Stärke seinen Weg gehen kann, ohne daß eine zarte Hand sich in die seine flicht, Freud' und Leid getreulich zu teilen, das ist wohl unbestritten, ob er aber in solch starrem Eigenwillen einen blumigen Pfad wandelt, das ist eine große Frage. Das wahre Glück ist ein sprödes, unendlich zartes Blümlein. Frauenhand muß es warten und pflegen und es dem Mann zum Kranze winden, sonst welkt und entblättert es oder es entartet und birgt tödlich Gift im Kelche. Der aber, welcher die Hand der Treue und die Christrose echten Glückes von sich stößt, der wird dafür voll Ruh- und Friedlosigkeit ein Dornenreis pflegen und wird zeitlebens als Bettler vor jeder Hütte stehen, darin ein treues Weib des Gatten Glück mit Engelschwingen schirmt. Buchfeld entsann sich plötzlich eines Gesprächs mit einem alten Pfarrherrn. „Heiraten Sie, lieber Freund, Sie bleiben nicht immer jung. Was fürchten Sie? Ein Pantöffelchen ist immer weich und anmutig gegen den tyrannisch geschwungenen Besen der Haushälterin!"

Aurel hatte damals herzlich über diese Worte gelacht, er lächelte auch jetzt, aber ernst und wehmütig. Eine fixe Idee ließ ihn Anneliese und Roland für ein verlobtes

Paar halten, und weil er sie nun plötzlich mit unbeeinflußten, offenen Augen als Eigentum eines andern ansah, da erkannte er erst, wie Anneliese so alles verkörperte, was eine brave Frau in sich vereinen muß. Das sah er vorerst nur mit dem kühlen, nüchternen Verstand ein, aber doch regte es sich wie ein nagend Weh in seiner Brust, wenn er draußen in Sturm und Schnee stehen mußte, und der Lichtschein, welcher eines andern traute Herdflamme war, nur wie ein fernes Sternlein mitleidig zu ihm niederleuchtete. Ja, er hatte oft in der Dunkelheit gestanden und gefroren an Leib und Seele. Einmal sah er sie auch, spät abends noch, mit der Laterne über den Hof nach den Stallungen schreiten. Roland begleitete sie. So hielt sie mit wachsamen Augen letzten Rundgang, um als treuliche Hüterin noch einmal nach dem Rechten zu sehen, ehe ihre fleißigen Hände sich zum Nachtgebet zusammenlegten.

Bei Nacht und Einsamkeit nur war Aurel nach Damnitz gewandert, und heute schien die lachende Frühlingssonne, und es war, als ob all ihre Strahlen ihn umspönnen, ihn hinaus zu locken und zu ziehen, dahin, wo sich die Thür doch nicht gastlich aufthat vor einem Mann, den allerhöchste Ungnade in den Augen der Mitwelt gerichtet hatte. Und doch ging er, allerdings nicht die breite Landstraße, sondern kleine, heimliche Heckenwege, da, wo kein Auge ihn sah, und wo er doch einblicken konnte in ihr friedlich Reich.

Eine Schlehdornhecke umgrenzte den Gemüsegarten, an dessen Ende eine jetzt noch kahle Bohnenlaube stand. Langsam schritt Aurel im weichen Gras hinter der dichten



Umzäunung her, durch das blattlose Gerank in den Garten hinein spähend. — Rolands Stimme! Dort von der Laube klang sie herüber. War es Eifersucht, war es nur Neugierde? Aurel stand still und lauschte.

„So? das nennst du ordentlich und fleißig und gewissenhaft, wie es sich für eine künftige kleine Hausfrau gehört, Lorchen? Sieh' mal, hier liegt der Knäuel von der Häkelarbeit, und dort, ganz zerzaust und schmutzig und zerrissen, liegt der Waschlappen oder Kinderlatz oder Gott weiß, was dieses Jammergebilde werden soll!"

„Nichts soll's werden! Ich habe Anneliese gesagt, daß ich keine solch einfältigen Kniffeleien lerne. Ich mag nicht, ich langweile mich tot dabei! Nun hat die Katz' damit gespielt . . . hahaha . . . sieh doch mal, wie sie den Faden durch den Stachelbeerstrauch gezerrt hat . . . puh, und gerade in die Regenpfütze hinein! Mietz, Mietz, komm mal her, Mietz, du sollst belobt werden!"

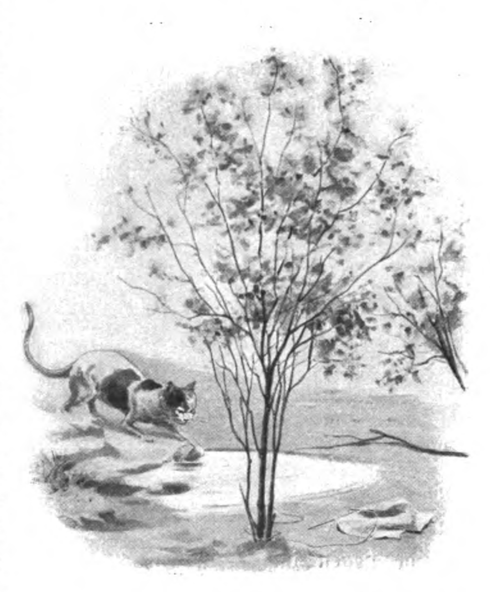
Buchfeld trat auf einen kleinen Steinhaufen und spähte überrascht nach der Sprecherin. Das allerliebste aller Backfischchen lockte eine große, dreigefleckte Katze heran, sich voll wilder Ausgelassenheit wie ein Bube mit ihr zu raufen. Roland stand seitwärts, noch immer die übel zugerichtete Häkelarbeit in der Hand. Welch ein seltsamer Ausdruck in seinem Gesicht! Trotz aller Strenge leuchtet die Zärtlichkeit verräterisch aus seinen Augen. Er streicht langsam den Schnurrbart empor.

„Lorchen!"

Sie blickt sich flüchtig um. „Hm?"

„Lorchen, komm mal her!“

„Ich bin ja da!“ Aber sie richtet sich doch empor, streicht die Löckchen aus dem heißen Gesicht und tritt, die Hände auf dem Rücken zusammenlegend, vor ihn hin. Ihr gleichgültiger Übermut ist fingiert, Aurel sieht, wie die Händchen beben. Auch guckt sie den Vetter nicht an, sondern in den blauen Himmel hinauf.



Roland tritt näher. „Lorchen“, sagt er leise und weich, „sieh mal, du bist doch jetzt ein erwachsenes Mädchen! Wielange wird's dauern, gar eine kleine Hausfrau. Wenn du nun nicht kochen, stricken und flicken kannst, sag', was soll aus deiner Wirtschaft werden?“

Sie bohrt mit dem Hacken eine Kulle in den Sand und atmet sehr schnell, aber sie thut ganz sorglos. „Bah — wenn etwas zerrissen ist, kaufe ich's neu!“

„So?! nun, dann mußt du mal einen reichen Kommerzienrat oder gar einen Millionär heiraten, denn solcher Haushalt, wo nichts erhalten, sondern alles nur erneut wird, kostet sehr viel Geld!“ Er legte die Hand auf ihr Köpfchen, bog es sanft zurück und fuhr mit ganz wunderbar inniger und doch sehr energischer Stimme fort: „Da wünsche ich dir, daß du dich niemals in solch einen armen Landwirt, wie ich einer bin, verliebst, denn siehst du, Lorchen, ich kann zum Beispiel nur einmal ein Mädchen heiraten, die Strümpfe stricken und kochen mag, ein fleißiges, vernünftiges Mädchen, und keine wilde Hummel, die sich bei jeder ruhigen Arbeit langweilt! Lorchen . . . wie wäre es doch so hübsch, wenn du so ein fleißiges, vernünftiges Mädchen wärst!“

Er strich noch einmal über ihr tief geneigtes Lockenköpfchen und schritt dann schnell und spornklingend davon, wie ein Mann, der vor seinen eignen Gefühlen die Flucht ergreift. Die Kleine stand sprachlos und sah ihm nach, wie er so schön und stattlich in seinem flotten Reitanzug durch den Sonnenschein eilte; da preßte sie plötzlich die Hände gegen das Herzchen, und Aurel starrte wie ein Träumender in ihr süßes Kindergesicht, in welchem sich ein ganzer Himmel reinster und glückseligster Liebe spiegelte. Er wollte weiter gehen, aber es war ihm, als versagten seine Füße den Dienst. Also nicht Anneliese? Roland Wendorff ist nicht zum Räuber an Aurels Glück geworden? An seinem Glück? Was faselt er in Gedanken! und doch . . . ihm ist plötzlich zu Mut, als müsse

er mit den jubelnden Vöglein in den offenen Himmel hinein stürmen.

Eine alte Frau kommt mit weidengeflochtenem Korb den Gartenweg herab. „Dorta! Dorta!“ klingt's hastig von Lorchens Lippen. Die Greisin trippelt eifrig näher. „Nun Komteßchen? was soll's denn?“

Die Kleine steht vor ihr, die dunkeln Augen blitzen vor Eifer. „Dorta, kannst du Strümpfe stricken?“

Die Alte schlägt die Augen gen Himmel und faltet Gott ergeben die Hände. „Ach Komteßchen . . . ich hab' sieben Kinder und dreiundzwanzig Enkel und hab' mein Lebtag für all zusammen die Strümpfe gestrickt und stricke sie noch!“

Tödlicher Schreck malt sich in Lorchens Gesicht. „Dreiundzwanzig Enkel — und jedes hat zwei Beine!! Ach Dorta — glaubst du, daß ich auch einmal dreiundzwanzig Enkel haben werde?“

„Gott geb's! Kindeskinder sind des Alters Krone! und wenn ich armes Weib schon so viel durchkriege, na, dann kann es eine Frau Gräfin erst recht!“

Lorchen nickt plötzlich sehr einverstanden. „Natürlich! wenn eine Knechtsfrau schon dreiundzwanzig Enkel hat, kann ich sie doch erst recht verlangen! Ja Dorta, da muß ich mich aber furchtbar eilen, daß ich rechtzeitig fertig werde, denn mit so vielen Enkeln . . . das kann doch sehr plötzlich kommen, nicht wahr?!“

Die Alte schmunzelt. „Je nun! direkt außer Atem kommt man schon nicht, wenn man auch jedem einzeln

„guten Tag" sagt! Aber womit wollen denn Komteßchen rechtzeit fertig werden?! Hm?!"

„Na mit den Strümpfen!!"

„Was der Tausend! Strümpfe stricken!!"

Lorchen rechnete sehr eifrig. „Ein Mann, sieben Kinder — dreiundzwanzig Enkel, das gibt zusammen zweiundsechzig Strümpfe, das ist grauenhaft viel, aber . . . du lieber Gott, es hilft doch nichts! Hör' Dorta — ich komme nachher in die blaue Stube oben und bringe Wolle mit . . da strickst du mir mal so einen Enkelstrumpf vor, damit ich's lerne, ja?"

„Bei Leibe!! Gleich für die Enkel?! ei was, Komteßchen, die haben am längsten Zeit! Erst wollen wir mal für den Herrn Papa ein Paar Socken stricken, damit er so recht seine Freude hat! Vielleicht zum Geburtstag?!"

„Für Papa!!" Lorchen sah ganz entrüstet aus: „Der hat ja selber eine Frau und Anneliese dazu! Nein für Papa nicht — aber . . . für . . . zum Beispiel . . ." und sich plötzlich mit hellem Jubel unterbrechend, schlang sie die Arme um den Hals des braven Weibleins. „Ja, Dorta, ich will zwei Socken stricken, für . . . na, zum Geburtstag! und feuerrot sollen sie aussehen, und gleich nachher fangen wir an! Aber tiefstes Geheimnis, Dorta, allertiefstes Geheimnis!!"

„Ei das versteht sich!!"

Leise schritt Aurel davon. Er lachte über das ganze Gesicht, er griff wie im Rausch in die knospenden Zweige hinein und wußte doch nicht, was er that! Er ging

keinen ruhigen Schritt mehr, er stürmte hinein in die sonnenhelle Frühlingswelt. Sein Jagdhund, welcher zuvor so regungslos an seiner Seite gestanden, bellte laut auf und jagte ihm voran, als sei er von dem ungestümen Sinn seines Herrn plötzlich angesteckt. Der Weg biegt um einen Grashügel herum auf das freie Feld hinaus. Licht und duftig streckt sich's aus, fernhin begrenzt von Tannenwald, durchhallt und umzwitschert von lenzesseligen Vogelscharen.

Aurel schaut jählings auf. Vor ihm auf dem schmalen Rasenweg schreitet eine Frauengestalt. Hoch, stolz und kraftvoll, das Haupt frei auf dem Nacken tragend, als sei Königin Brunhild aufs neue erstanden. Ihr winterlich Kleid wallt lang und faltenreich um ihre Gestalt, und wie die Sonne darauf scheint, leuchtet es viel blauer wie sonst, blau wie die Enzianenblüte, welche demjenigen Glück bringt, der sie auf einsamem Pfade ungesucht findet.

Anneliese! — — Einen Augenblick bleibt Aurel zögernd stehen, das Herz klopft ihm hoch im Halse. Die alte Scheu und Verzagtheit überkommt ihn, er will hastig umkehren, eine Begegnung zu vermeiden. Und doch steht er wie gebannt und umschließt ihr reizendes Bild mit langem, langem Blick. Seltsam, eine Erinnerung kommt ihm plötzlich. Er hört die Stimme der Gräfin Vare, welche ihm sagt: „Hüten Sie sich! wer in Ungnade stürzt, zerschmettert im Abgrund!“ und er antwortete: „Das Glück bindet sich nicht an Krone und Thron. Seine blaue

Blume blüht nicht nur auf der Höhe, sondern oftmals im tiefsten, weltvergessenen Thal!"

Und nun schritt er, tief gestürzt, im weltvergessenen Thale, und vor ihm auf einsamem Pfad leuchtete eine blaue Mädchenblume, die winkte ihm zu in der Farbe der Treue: „Ich bin das Glück! und so du das Glück verdienst, will ich dir blühen!"

So du das Glück verdienst! Hat er es verdient? Hatte er der Zukunft gedacht und jemals sich bemüht, für das Glück ein warmes Nestchen zu bauen, eine Heimstätte, wohin er mit gutem Gewissen ein solch köstlich blaues Blümlein verpflanzen konnte? Nein, er hatte auf sich selber, auf seine Existenz, auf die ganze Zukunft in unverzeihlichster Weise eingewüstet; nun stand er statt auf festen und sicheren Füßen auf den Trümmern seines Daseins, welches er sich mit mehr Vernunft so sonnig und schön hätte gestalten können. Schulden! Schulden, ohne je die Aussicht zu haben, dieselben decken zu können, wenn sein Plan mißlang, wenn der Großherzog nicht zum zweitenmal helfend für ihn eintrat! Zum zweitenmal? Wußte er es denn sicher, daß es der hohe Herr zum erstenmal gethan hatte? Wie eine schwindelnde Angst hatte ihn schon jüngsthin der Gedanke erfaßt, daß auch in dieser Angelegenheit Gräfin Vare seine Vorsehung gespielt! Da war es ihm plötzlich zu Mute, wie einem Trunkenen, der nüchtern wird und die sinnlose Verwüstung sieht, welche er angerichtet. Was nun, wenn er keine Beweise mehr für die Schuld der Legationsrätin aufbringen kann?



Wenn er die hohe Summe verschleuderte, ohne jeden Nutzen davon zu haben, wenn er Schulden machte für nichts und wieder nichts? Dann war er ein verlorener, ein ruinierter Mann, denn nicht genug, daß er die Gelder geborgt, er hatte sich sogar verpflichtet, dieselben in unglaublich kurzer Zeit, zu bestimmtem Termin zurück zu zahlen. — Zwanzigtausend Thaler! Für manchen ist's eine Bagatelle, für ihn ist's eine Last, welche ihn zermalmt, kann er sie nicht rechtzeitig abtragen!

Wie ein eisiges Frösteln schauderte es ihm durch Mark und Bein. Er hob entmutigt den Blick, er sah die liebe Mädchengestalt vor sich schreiten, so nah, daß er nur näher zu eilen, nur die Arme nach ihr auszubreiten brauchte, um das Glück an die Brust zu schließen. Aber ihm war's, als sei plötzlich ein Abgrund zwischen ihnen aufgerissen, als trete ein Cherub mit flammendem Schwerte zwischen sie, sprechend: „Nein, du verdienst sie nicht mehr, du selber hast sie dir verscherzt!“ Begehrt er sie denn zu eigen? Liebt er sie denn? Es ist ihm so; er weiß, daß er sie lieben wird, wenn er sie öfters sieht und spricht, daß er sie begehren wird, wenn er's auch jetzt noch nicht thut. Ist das aber ehrenhaft und recht? Die Liebe ist egoistisch und leidenschaftlich, sie fragt nicht, ob sie's darf, sie will Liebe fordern und Gegenliebe erwecken. Aurel beißt in wildem Schmerz die Zähne zusammen. „Sie ist so gut, sie ist zu edel für dich, noch einen Blick von fern — und dann Abschied nehmen für immer!“ Er steht und sieht sie an — ehe er aber umkehren kann, ist sein Hühnerhund

voraus geeilt und springt kosend an ihrer schlanken Gestalt empor. Sie streichelt seinen Kopf und wendet sich zurück, . . . sie sieht ihn. Auge ruht in Auge. Lächelnd bleibt sie stehen. Da gibt's keine Flucht mehr, — er will nicht, er muß zu ihr! —





XXI.

Das ist der Liebe mächt'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet.
Da ist kein Widerstand und keine Wahl!
Schiller.

Anneliese ging Buchfeld ein paar Schritte entgegen. Ihre linke Hand ruhte noch am Halsband des Hundes, die Rechte bot sich dem Nahenden in freundlichem Gruß entgegen: „Wir haben uns lange nicht gesehen, und doch hätte ich gern gewußt, ob Sie sich gut in Birkenfelde eingelebt haben?"

Er umschloß ihre schlanken Finger mit kurzem, beinahe krampfhaftem Druck: „Hätte ich solch freundliche Teil=nahme voraussetzen dürfen, Gräfin, würde ich vielleicht den Mut gefunden haben, an Ihre Thüre zu klopfen!"

„Gehört zu der einfachsten Form der Geselligkeit Mut?!"

„Für einen Mann meiner Art, ja. Wenn man nicht weiß, ob man der Geselligkeit willkommen ist, so wird man ihr gegenüber zum Feigling. Ich habe traurige Erfahrungen im Leben gemacht, und wenn man mit hun=

gerndem Herzen und hungernder Seele Brot suchte und doch immer nur Steine gereicht bekam, dann fürchtet man schließlich die Enttäuschung und verlernt es, noch an der Menschen Thür zu klopfen!

Sie sah mit mildem Lächeln in sein herbes Angesicht. „Sie suchten Brot, Herr von Buchfeld, haben Sie auch jemals offen und ehrlich darum gebeten, oder warteten Sie es im scheuen Stolze ab, daß man es Ihnen bieten solle? Sie haben immer nur von den Menschen verlangt, aber nie selber gegeben, und die Welt ist mit tausend Riegeln verschlossen, man muß sich Mühe geben, will man sie offen sehen!" Er schaute groß und erstaunt auf, nickte aber sehr einverstanden mit dem Kopf. „Das heißt mit anderen Worten: Wie man in den Wald hinein ruft, so hallt's zurück. Sie haben recht, es lag wohl zumeist an mir selber, daß ich unliebenswürdiger und schroffer Gesell es nicht verstand, mich den Menschen richtig anzupassen. Es ist ein ewiger Fluch, wenn man von Kind auf allein und unwissend nach dem rechten Weg tasten muß, und keiner da ist, der ihn zeigt!"

„Ist's nicht ein viel größerer Fluch der Selbstverschuldung, wenn man sich durch solch ein Alleinstehen verbittern läßt und trotzig der Welt abschwört, anstatt sie durch nimmermüdes Vertrauen und Werben zu eigen zu gewinnen?"

Wieder war seine Antwort ein fast betroffener Aufblick. „Wo gehen Sie hin, Gräfin, darf ich mich Ihnen ein Stück Weges anschließen?"

„Gewiß. Ich muß Vetter Roland vertreten und nach dem Vorwerk hinaus gehen. Eine Scheune bedarf der Reparatur, doch möchte ich zuvor einen Kostenanschlag aufsetzen lassen!“

„Ich störe Sie nicht?“

„Nicht im mindesten. Wenn wir jagdbares Wild antreffen sollten, wäre ich Ihnen sogar sehr dankbar für einen Sonntagsbraten. Ich kenne die Grenzen unseres Gebietes genau, und falls es Ihnen Freude bereitet, die Damnitzer Jagd öfters zu begehen, so steht sie zu Ihrer Verfügung.“

Er verneigte sich dankend. Anneliese schritt neben ihm. Der Wind lockerte das Haar über ihrer Stirn und legte ein paar kleine Löckchen bis tief an die feingezeichneten Brauen, das gab dem rosigen, ernsten Antlitz etwas ganz ungewohnt Jugendliches und Anmutiges. „Haben Sie sich je in der Lage befunden, Gräfin, auf die grausamste Weise vom Schicksal vernachlässigt zu werden, und hatten Sie dann doch noch soviel Glauben an das Gute, sich um die Gunst der Welt zu bemühen?“

„Was nennen Sie, vom Schicksal vernachlässigt?“

„Arm zu sein an Liebe, Glück und Jugend, immer zu entsagen, immer opfern zu müssen, immer ein Stiefkind zu sein.“

„Ich weiß, Sie hatten eine traurige Kindheit; als Ihre Mutter Sie vernachlässigte — hatten Sie da nicht das sehnende Bedürfnis, sich einem anderen Wesen anzuschließen, welches solche Liebe ersetzen konnte?“

„Nein, ich lernte nur unsympathische Frauen kennen und haßte sie darum!“

„Frauen, welche fremder Wille Ihnen zuführte? Sie hatten nie selber die Energie, sich Ihren Umgang zu wählen? Denken Sie nach, haben Sie nie ein weibliches Wesen gesehen, welches Ihnen liebenswert erschien?“

Als Kind? o ja! Ich hatte einen Schulkamerad, den sah ich einst im Garten mit seiner Mutter spielen. Sie war so fröhlich, so sanft und herzlich und trug noch einen kleineren Sohn auf dem Arm, so daß ich an das Muttergottesbild daheim denken mußte!“

„Warum gingen Sie nicht zu ihr? Ich bin überzeugt, an ihrem Herzen wäre auch für den fremden Knaben Platz gewesen!“

„Ich war voll Neid, ich gönnte es den anderen Kindern nicht, daß eine Mutter sie herzte; das trieb mich davon. Auch hätte sie mich ja rufen können, wenn sie mir Gutes erweisen wollte!“

Anneliese lachte. „Aha! unser alter Standpunkt. Sie waren von jeher ein Trotzkopf und wollten nur den Mund aufmachen, der gebratenen Tauben zu harren! Je nun, ich weiß, daß die Charaktere verschieden sind, aber ein schwieriger Charakter ist in meinen Augen nie ein Entschuldigungsgrund. Man muß Selbstzucht üben, von Kindesbeinen an, wenn es manchmal auch viel bequemer ist zu sagen: „Ich kann das nicht, das geht mir völlig wider die Natur.“

„Führten Sie ein solch strenges Regiment über sich?“

„Ja, sonst stünde ich heute an einem ganz anderen Fleck!“

„Sie waren früh verwaist, auch Sie hatten eine traurige und freudenlose Kindheit?“

„Ich hätte sie gehabt, wenn ich mich dem Leid so haltlos hingegeben hätte, wie Sie! Ach ja, ich habe auch schwere Stunden durchkämpft, aber ich habe in diesem Kampfe gesiegt! Sehen Sie — dort in dem kleinen Häuschen, dessen Dach aus den Parkwipfeln schaut, lebte einstmals die Großtante Friederike. Sie war eine rauhe, harte Frau, und alle Kinder auf dem Hof fürchteten sie, denn sie schlug uns, wenn wir im Garten eine Blume zertraten, und scheuchte uns mit drohenden Worten davon, wenn wir in die Nähe des Häuschens kamen. Sie hatte keine eignen Kinder, ihr einziges Söhnchen war vor ihren Augen ertrunken, und das hatte ihr Herz bitter und feindselig gemacht. Ich war allein, ich hatte niemand, der mich lieb hatte, und doch sagte mein Vater zu mir: „Halt' dich zur Tante Friederike, sie ist deine einzige Anverwandte!“ Da nahm ich mein scheues Herzlein — wie man zu sagen pflegt — fest in die Hand und klopfte an die Thür der gefürchteten Frau. Sie that mir unwirsch auf. „Bei mir bleiben willst du?“ fragte sie erstaunt, „gut, geh in die Nebenstube und spiel'! Wenn du aber Flecke machst oder etwas zerbrichst, gibt es arge Prügel!“

Da saß ich eine Weile allein in der düsteren Stube und fürchtete mich und hatte nicht mehr, wie daheim. Und zaghaft kam ich wieder zu der Tante, die hatte eine große

Hornbrille auf der Nase und las — und ich streichelte ihre Hand und bat: „Ich möchte gern bei dir sein!" Sie sah mich mit ihren großen, kalten Augen an, daß mich fror. „Meinetwegen", sagte sie, „aber stör' mich nicht!" Da saß ich mäuschenstill zu ihren Füßen. Und am anderen Tag kam ich wieder. „Liebe Tante!" — „Was? bist du schon wieder da? dachte, du hättest am gestrigen Amüsement genug gehabt!" „Ich möchte so gern stricken lernen, liebe Tante!" Sie schob erstaunt die Brille auf die Stirn, aber sie ging an die Kommode und holte zwei Nadeln und Wolle. Sie war keine geduldige Lehrmeisterin, sie schlug mich tüchtig auf die ungeschickten Hände. Aber am folgenden Morgen stand sie schon in der Thür und schaute mir entgegen. Sie schob mir heute einen Apfel hin und sagte unwirsch: „Da! aber keine schmutzigen Finger!" O, es war keine Freude bei der Tante zu sein. Tags darauf lag sie im Bett und war krank, aber sie schickte mich nicht fort, als ich kam. Ich streichelte ihr die Wangen, was sie „dummes Zeug" nannte, holte ihr Wasser, gab ihr herzu, was sie verlangte. „Bleib draußen, Dorta, das Kind ist ja hier!" herrschte sie die Dienerin an. Als sie gesund war, nahm sie mich mit in den Garten und schnitt Blumen ab. Sie duldete, daß ich dabei half. Dann wand sie einen Kranz. „Für Märchens Bild!" sagte sie mit schluchzender Stimme, als ich fragte. Drinnen in der Schlafstube, über ihrem Bett, schmückte sie das kleine Kinderbildchen, und dann faltete sie die Hände und stand regungslos. Der kleine Knabe, der so früh hatte

sterben müssen, jammerte mich. Als die Tante hinaus ging, vergaß ich alle Angst und kletterte auf das Bett, das verblichene Bildchen zärtlich zu küssen. Da faßten



mich zwei Arme, und die Tante hob mich mit krampfhaftem Schluchzen an die Brust und küßte mich auf die Stirn. Dann führte sie mich hinaus und hieß mich gehen. Es war das einzige Mal, daß sie mich geliebkost hat, aber sie war seit jenem Tage anders zu mir, eine treue, strenge Mutter, die mich doch mit ernster Milde an ihr Herz zog. Ihr verdanke ich viel, manch harte Züchtigung, aber auch manch goldene Lehre. Als sie starb, kam mir zuerst das Bewußtsein, daß sie mich wahrhaft geliebt hatte."

Aurel blickte starr vor sich nieder. „Ich hätte nie zum zweitenmale den Weg zu ihr gefunden. Was für ein mildes, weiches und versöhnliches Herz müssen Sie haben.

Das mußte ich, der Fremde selbst, zu meiner Beschämung erfahren."

„Inwiefern?"

„Mein unfreundliches, ja verletzendes Wesen in der Residenz mußte Sie mir entfremden, dennoch hießen Sie mich, anstatt über meinen Sturz zu triumphieren, hier wie eine Freundin willkommen, und wenn ich je eine Osterfreude im Leben hatte, so bereitete sie mir Ihre liebe, freundliche Gabe!" —

Sie leugnete nicht, sie sah ihn treuherzig an. „Sie waren so allein und freudlos, — bei uns soviel Festjubel — ich wollte Ihnen gern davon ein wenig abgeben!"

Er blieb stehen und sah sie mit seltsam ernstem Blicke an. „Gräfin Anneliese, warum waren Sie nicht immer so gut zu mir, warum standen Sie mir nicht damals im Wintergarten so gegenüber wie heute?"

Sie erglühte und senkte das Haupt. „Weil ich eben nicht eines solch versöhnlichen und milden Gemüts bin, wie Sie glauben, weil es auch bei mir der Zeit bedarf, bis ich eine Kränkung verwinde, bis ich mich jenes alten, wackern Sprüchleins entsinne: „Kränkt dich ein Freund, so wisse, vergib ihm und versteh', ihm ist es selbst nicht wohl, sonst thät er dir nicht weh!" Sie sprach sehr leise, dann hob sie frisch und fröhlich das Antlitz. „Aber warum sich an Vergangenes —"

Er fiel ihr hastig ins Wort: „Eine Kränkung? — Habe ich Sie jemals gekränkt? Meine Art und Weise, Ihnen in dem Wintergarten Hilfe beim Aufrichten des

Blumenstockes anzubieten, war gewiß recht unhöflich und schroff, — aber . . . daß ich Sie dadurch kränken und beleidigen würde, Gräfin . . .“

Sie lachte leise auf. „O nein, Herr von Buchfeld, jener Begegnung in der Orangerie entsinne ich mich kaum. Lassen Sie sich, bitte, keine grauen Haare darum wachsen, denn —“

Abermals unterbrach er sie; sein erst so bleiches Antlitz färbte sich höher. „Also nicht jene kurze Zwiesprache? Und sie war doch die erste, welche uns persönlich zusammenführte. Aber ganz recht, Sie waren schon da kalt und abweisend gegen mich. Wie um alles in der Welt könnte ich Sie aber schon vorher im Leben gekränkt haben, ohne Sie zu kennen?“

Sie lächelte still vor sich hin. „Das eben war das Beleidigende, daß Sie mich gar nicht kannten und mich doch wie Ihre ärgste Feindin behandelten. — Sie sehen mich so zweifelnd an, — Sie haben gewiß das reinste Gewissen von der Welt, und darum lassen Sie solch kleine Wolke vergessen sein, welche gottlob längst vor der Sonne besserer Überzeugung verflogen ist.“

Er schüttelte heftig das Haupt. „Ich mag viele Fehler haben, Gräfin, aber ich habe auch eine gute Eigenschaft, ich sage stets die Wahrheit und ertrage es, sie selber in jeder, selbst der härtesten Form zu hören. Hier kann nur ein Mißverständnis obwalten, und darum wird es Ihnen zur Pflicht, dasselbe zwischen uns klar zu legen.“

Sie sah ihm offen und gerade ins Auge. „Sie haben

recht, Herr von Buchfeld! Selbst eine geheilte Wunde hinterläßt ihre Narben, und so oft man sie sieht, wird man trotz alles Vergessens und Vergebens doch wieder an den Schmerz erinnert, den sie ehemals bereitet. So sagen Sie mir denn — warum duldeten Sie es damals, an jenem Trauertag, welcher die Erde über Ihres Bruders Sarg deckte, nicht, daß ich den Blumenschmuck des Grabes ordnete und dem Verstorbenen auch meinerseits eine schlichte Gabe treuer Erinnerung brachte?“

Aurel zuckte empor; er wurde blutrot. „Wer sagte Ihnen das wieder?“ stieß er kurz hervor.

„Niemand; — ich sah es.“

„Unmöglich! — wie das?“

„Indem ich umkehrte, meinen vergessenen Handschuh zu holen, unbemerkt mich näherte und Zeugin Ihrer für mich so unbegreiflichen und schmerzlichen Handlungsweise wurde.“

Er neigte das Haupt und blieb tiefatmend stehen. Dann strich er langsam mit der Hand über Stirn und Haupt, von welchem er den Jagdhut abgezogen. Er sah ihr fest, wie mit einem Blick der Erlösung in die Augen. „Es ist gut, daß Sie mich danach fragten, Gräfin, ich danke Gott, daß er mir Gelegenheit gibt, aus Ihrem Munde selber die Lösung eines Rätsels zu hören, welches mir größere Qualen geschaffen, als Sie je ahnen mögen. Lassen Sie mich aber nicht nur Worte sprechen, sondern auch einen Beweis, und gewissermaßen einen Beleg bringen für die damals in meinem Sinne völlig gerechtfertigte

Feindseligkeit, keine Blume von Ihnen auf Ortwins Grab zu dulden. Darf ich morgen meinen Besuch im Hause Ihrer Eltern abstatten, und werden Sie Zeit haben, eine Viertelstunde der Aufklärung all dieser Wirrnisse zu opfern? Ich bitte Sie von ganzem Herzen darum!"

Sie reichte ihm mit festem Druck die Hand. „Sie werden uns allen aufrichtig willkommen sein und nicht nur uns Damnitzern, sondern auch all den anderen Familien in Birkenfelde — es sind deren ja nicht viel — welche in dem Kasinokreise verkehren. Eine kleine Stadt duldet mancherlei, nur keine Ausnahmen von langjährig respektierten Regeln!"

Er lächelte zerstreut. „Wird man mich auch freundlich aufnehmen?"

„Ich glaube es garantieren zu können. Aber gleichviel, habe ich Ihnen etwa umsonst die Geschichte von Tante Friederike erzählt? Die Welt hat eine gewisse Ähnlichkeit mit ihr, man muß anklopfen, nicht nur einmal, nein hundertmal, bis die Liebe und Freundschaft hinter der Thür steht und uns öffnet."

Er nickte; eine wundersame Erregung hatte sich seiner bemächtigt. „Also morgen. Jetzt lasse ich Sie allein, Fräulein Anneliese. Man darf einen Mann, welcher sein Lebenlang dürstete, nicht allzu freigebig aus frischem Quell erquicken, er erträgt solche Wohlthat nicht. Ihre Worte aber waren solch köstliches und fremdes Labsal für mich, daß ich mich erst tropfenweise daran gewöhnen muß. — Gott befohlen!"

Sie lächelte ihm freundlich zu. „Der kranke Mann soll bald gesund werden! Auf Wiedersehen!“

Er schied hastig und schritt querfeldein davon, wie von einem Sturmwind getrieben. Aber nach kurzer Zeit blieb er stehen und sah sich um. Sie war den kleinen Hügel, durch das trockene Heidekraut und die welken Rispengräser, empor gestiegen. Ihre schlanke, hoheitsvolle Gestalt hob sich in dunkler Silhouette scharf gegen den Himmel ab, wie eine Heilige, die auf goldenen Hintergrund gemalt ist. Das blaue Kleid wehte ihm Grüße zu, langsam verschwand sie am jenseitigen Abhang. Er stand und schaute, er sah sie noch immer, obwohl sie längst verschwunden. Nicht einmal, nein hundertmal soll

man anklopfen, bis aufgethan wird. Nur an die Thür des Nächsten, — oder auch an Menschenherzen? Aurel hatte noch niemals Einlaß begehrt, weder dort noch hier, — nun aber stand er vor dem heiligen Tempel eines lautern Mädchenherzens, und er blickt zum Himmel auf, als wolle er sich Mut erflehen, nicht einmal, nein hundertmal voll treuer Geduld daran anzuklopfen, bis es sich ihm als Heimat öffnen wird.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Lipps steckte den Kopf durch die Thüre der blauen Stube und ließ einen leisen Pfiff ertönen. „Du — Lore, komm mit! ich mache jetzt einen Ulk!“

Die Komtesse saß am Fenster und „knüttete“ eine feuerrote Socke, hart und steif wie ein Brett. Die Schweißperlen standen ihr auf der Stirne. Nur ganz flüchtig schaute sie auf. „Wo?“

„Entweder beim Alten, oder nachher, wenn der Besuch kommt im Salon. Vielleicht bei beiden, wenn mir Vater nicht die Schweinsblase zerplatzt!“

Lorchen interessierte es allerdings lebhaft, was es mit der Schweinsblase geben sollte, aber sie sah nur strafend den kleinen Übelthäter an und antwortete kurz: „Es ist sehr frech von dir, Lipps, daß du mich erwachsene Dame immer zu deinen Streichen aufforderst! Du siehst, daß ich mit häuslicher Arbeit beschäftigt bin.“

„Nu schlag' einer lang hin! Hat dich die alsch Jungfer bereits untergebuttert? Meinetwegen! Sitz' du dir man Hühneraugen hier oben, — ich lache mir einen Ast

derweil!" und die Thüre schmetterte zu. Was er wohl vorhat? Die erwachsene Dame Lorchen hätte es doch für ihr Leben gern gewußt. Aber gemeinsame Sache konnte sie nicht mehr mit dem Bengel machen, denn Roland fand das sehr unpassend. Schnell schob sie ihr Strickzeug in den Arbeitskorb und huschte die Treppe hinab. Vielleicht konnte sie von außen in Papas Stube sehen! Richtig, wenn sie einen Stuhl vor das Parterrefenster stellte, vermochte sie durch das Blattgewirr des Asklepiastockes, welcher das innere Fensterbrett schmückte, die Stube zu überschauen. Gedacht, gethan. Noch saß der Graf oben am Frühstückstisch, und sein Arbeitssessel, ein altmodischer Lehnstuhl, dessen schwerseidener Bezug durch geblümten Kattunüberzug geschützt wurde, stand leer. Schon öffnete sich behutsam die Thür, und Herr Lipps erschien. Seine Halunkenäuglein richteten sich sofort, vor Eifer funkelnd, auf besagten Stuhl. Behend wie eine kleine Gnomengestalt glit er näher, zog aus seiner Civilbluse ein seltsames Instrument und prüfte es noch einmal auf seine Tüchtigkeit hin. Es war ein hölzernes Pfeifchen — Lorchen sah's genau! — um dessen Mundstück eine aufgeblasene Schweinsblase festgebunden war. Behutsam schob Lipps dieselbe unter den Kattunüberzug des Sesselkissens, und dann huschte er flink wie der Blitz zur Seite, seinen gedeckten Beobachtungsposten unter dem teppichbelegten Tisch zu nehmen. Es war die höchste Zeit, schon knarrten die Dielen; der Graf trat ein. Er sah müde und übernächtigt aus, zerstreut wie immer. Ein paarmal schritt er

in leisem Selbstgespräch im Zimmer auf und nieder, drehte mechanisch an dem Planetarium, welches auf kleinem Nebentischchen stand, und schritt dann hastig, das Resultat seiner Grübelei niederzuschreiben, vor den breiten Diplomatentisch. Langsam setzte er sich nieder. Ein leiser quäkender, kläglicher Ton unter ihm auf dem Sessel. Entsetzt springt der Gelehrte empor und schnellt herum, den Sessel mit blöden Augen anstarrend. Seine Hand streicht über den Sitz. „O . . . armes Kätzchen!“ murmelt er, und nimmt zum zweitenmale Platz. „Quä—ä—ä—ä.“ Wie elektrisiert springt der Graf empor, voll Entsetzen starrt er hinter sich. „O, noch einmal?“ und er schaut unter den Stuhl. „Mietz, armes Mietzchen, o — nicht mehr da!“ Er wischt den Schweiß von der Stirn, wirft noch einen prüfenden Blick auf den Sessel und läßt sich erschöpft nieder.



„Quä—i—i—itsch!“ ertönt es abermals wie ein furchtbar unartikulierter Jammerschrei unter ihm, und der alte Herr springt, an allen Gliedern zitternd, empor und flüchtet mitten in das Zimmer hinein. Hilflos, total konsterniert starrt er um sich, und dann reißt er an der Schelle.

Anneliese ist just im Korridor, sie tritt hastig ein.

„Anneliese, ach liebe Anneliese, sieh nach, ob ich sie ganz zerquetscht habe! — o, diese Katzen — ich hasse es, wenn Katzen in meinem Zimmer sind!“

Ehe Anneliese erstaunt das Nähere erfragen kann, wird nebenan im Gartensalon die Thüre aufgestoßen, Lorchen stürmt mit glühenden Wangen herein, zieht das Schreckensinstrument unter dem Kattun hervor und wirft es Anneliese zu. „Hier ist die Katze! — und hier ist der dazu gehörige nichtsnutzige Bengel“ — und all ihre Würde vergessend zerrte Lorchen den Herrn Bruder unter dem Tisch hervor und beginnt ihn in wildem Kampf zu strafen.

Der Lärm lockt alle herbei, die in der Etage anwesend sind, und als er verhallt ist, als Anneliese den Delinquent in die Dunkelkammer abführt, der Graf aber emsig, als wäre er nicht einen Augenblick gestört worden, seinen begonnenen Gedanken zu Ende schreibt, da steht Roland noch vor dem hochglühenden Lorchen und streicht ihr anerkennend die zerzausten Haare glatt.

„Das hat mir gefallen, Lorle! das war brav von dir, daß du nicht mit Lipps gemeinsame Sache machtest. Woher wußtest du es denn, wo er steckte?“

Sie deutete glückselig nach dem Fenster. „Ich stand ja draußen auf dem Stuhl und beobachtete ihn!“

„Und warum kamst du denn nicht sofort herein, dem armen Onkel die Alteration zu ersparen?“ wundert er sich.

Sie sieht ihn sehr erstaunt an. „Aber Roland, das hätte ja den ganzen Witz vereitelt. Ich mußte doch erst sehen, wie drollig Papa sich benahm. Zum Kranklachen, sage ich dir!“ und mit lustblitzenden Augen lacht sie auch, daß die Zähnchen blinken: Er glaubte ja, es sei eine Katze!“

Ein ganz wunderlicher Ausdruck verändert plötzlich Rolands Züge. Diese Wendung stürzt ihn aus allen Himmeln. „Aber Lorchen — es war doch ein sehr schlechter, ungezogener Witz von Lipps.“

Sie sieht plötzlich wieder ernst und völlig entrüstet aus. „Nicht wahr? O, darum habe ich ihn auch verhauen, daß er dran denken soll! Guck' mal, wie er mir die Spitzen abgerissen hat!“ und jählings wieder sehr erheitert, vollendet sie mit übermütigen Händen, was das Brüderlein zu zerfetzen begonnen hatte. „Komm Landy, wir wollen Luft schnappen nach diesem Vorfest, — ich gehe mal in die Koppel.“

Sie blickt zu ihm auf und verstummt.

„Lorchen“ — er sieht sehr ernst, beinahe traurig aus, „in dem zerrissenen Kleid? Thut das eine ordentliche kleine Hausfrau?“

Sie wird dunkelrot. „Ich . . . ich . . . gewiß, ich flicke es gleich, lieber Landy, aber weißt du, ich möchte

gern noch mehr zusammen kommen lassen; beim Fohlen-eintreiben bleibt in der Regel noch mehr am Zaun hängen, und dann ist's nachher ein Aufwaschen!" — Sie faßt seine Hand und sieht voll süßer, inniger Naivität zu ihm auf. „Ach Landy, du ahnst ja gar nicht, was für eine gute Hausfrau ich schon bin!" flüstert sie geheimnisvoll. „O, wenn du wüßtest, was die blaue Stube weiß! Und das thue ich ja nur, weil du's so willst! Darum sei wieder gut und schmolle nicht mehr wegen dieser zerissenen Spitze, ich bringe das Kleid ganz gewiß nachher in Ordnung."

Er muß lächeln — er muß es. „Ganz gewiß? wirst du die Spitze wieder annähen?"

Sie schüttelt eifrig das Köpfchen. „I wo!" vertraut sie ihm schalkhaft an, „weißt du, ich schneide sie höchst einfach ganz vom Kleid herunter. Das geht zehnmal fixer, und . . . du bist doch auch fürs praktische!"

Ja, er muß lachen, obwohl er's gar nicht will. Durch seinen Sinn zieht ein alter, lieber Klang: „Sie gleicht der Rose dann und wann — die will, und sich nicht aufthun kann!" Ja, Lorchen ist eine herzige, kleine Rosenknospe, sie möchte den Kelch erschließen und ringt ihn doch nicht aus seiner Kinderhülle frei. Noch fehlt der Sturm in der Frühlingsnacht, welcher das Wunder vollbringen muß. — Ein leiser Regen über Nacht — und Leib und Seel' sind Blütenpracht!

Sonnenschein im Lenz leuchtet, aber erwärmt noch nicht. — In dem großen Ecksalon neben dem Wohnzimmer

knisterte ein Kienfeuer im Kamin, und auf dem Tisch brannten zwei rosa verschleierte Lampen. Als Heusch von Buchfeld in etwas später Nachmittagsstunde, durch vielen Dienst entschuldigt, seinen Besuch in Damnitz abstattete, empfing ihn Gräfin Mutter sehr liebenswürdig. Sie saß in bequemem Ledersessel und streckte ihm die schneeweiße, runde, kleine Hand so herzlich entgegen, als gälte es, einen alten Bekannten willkommen zu heißen.

„Anneliese hat mir schon so viel von Ihnen erzählt", begrüßt sie ihn, „daß ich mich aufrichtig freue, Sie bei mir zu sehen! Vorläufig müssen Sie auch mit mir allein fürlieb nehmen — warum? das setze ich Ihnen gleich auseinander. Heinrich, bitten Sie mal Herrn Hauptmann um Säbel und Helm . . . ei was, Herr von Buchfeld, keine Widerrede! Wenn man auf dem Lande einen Besuch abstattet, kommt man nicht zu formeller Stuppsvisite!"

Aurel that, wie ihm befohlen, und gab dem Diener Helm und Waffe, Gräfin Billstein aber fuhr in ihrer behaglichen Weise fort: „Sie müssen nämlich wissen, daß wir Damnitzer ganz absonderliche Leute sind, deren Schrullen bisher sehr nachsichtig von allen Freunden unterstützt wurden. „Freiheit, die ich meine!" schwebt als Devise auf der Wetterfahne dieses Hauses und verkündet es im voraus, daß wir alle uns das Leben leicht machen und uns von keinen Etikettenfragen schikanieren lassen. Mein Mann ist ein Gelehrter, den wir selber nur bei den Mahlzeiten zu Gesicht bekommen, ein Professor aus Passion, das ent=

schuldigt hoffentlich auch in Ihren Augen seine große Absonderlichkeit. Visiten empfängt er grundsätzlich nur abends bei einer Tasse Thee. Mein junges Volk ist nun vollends verwildert. Anneliese ist in erster Linie Inspektor und Gutsverwalter, in letzter erst Tochter des Hauses; auch jetzt ist sie in den Stall gerufen, wo ein Knecht von einem Pferd geschlagen wurde, Roland assistiert selbstredend dabei. Mein Wildfang Lorchen gibt uns seit einiger Zeit stets das Rätsel auf, zu erforschen, wo sie tagsüber in Feld und Wald steckt, und die dritte im Bunde, Lyta, ist heute zum erstenmal wieder den ganzen Tag auf den Füßen gewesen, da habe ich befohlen, daß sie jetzt wieder eine Stunde ruht, um bei Ankunft unserer lieben Gäste heut abend ganz frisch zu sein."

„Gnädigste Gräfin erwarten Besuch?"

„Nur den Oberst und Adolphi, unsere Stammgäste am Skattisch. Ja, mein bester Hauptmann, bis die Anneliese kommt, müssen Sie mir nun ein wenig von der Welt draußen erzählen, und wenn Sie meine Familie kennen lernen wollen, müssen Sie nachher den Thee bei uns trinken. Redensarten wollen Sie machen? Ei was! daran sind wir nicht gewöhnt hier auf dem Lande. Wenn es Ihnen in Damnitz gefällt, so betrachten Sie mein Haus ganz wie Ihre Heimat, und verkehren Sie bei uns wie Ihre Kameraden auch, oft, gern und ganz ungeniert."

Die Gräfin sprach viel und lebhaft; ihre geistvollen dunklen Augen verschönten durch den so sehr liebens-

würdigen Ausdruck das sonst verschwommene Gesicht. Ihre Erregung hielt allerdings nie lange vor, und die apathische Natur machte bald Ihre Rechte geltend, darum war es gut, daß Anneliese heute nicht allzulange auf sich warten ließ. Als aber Gräfin Mutter sich „bis zum Wiedersehn am Theetisch“ in ihr Zimmer zurück zog, hatte Aurel das Gefühl, als sei er jetzt zum erstenmal im Leben von einer Hausfrau so recht ehrlich und aufrichtig willkommen geheißen.

„So, nun haben wir vollauf Zeit, Herr von Buchfeld, unser gestern begonnenes Gespräch zu Ende zu führen“, sagte Anneliese, und sie schob mit der harmlosen Sicherheit einer Dame, die sich nicht mehr für jung erachtet, zwei Sessel vor das flammende Kaminfeuer. „Sie wollten einen Beleg bringen, Sie wollten es mir beweisen, daß Sie im Recht waren, mich als böses Element vom Grab Ihres Herrn Bruders fern zu halten, ich bitte Sie herzlich, Wort zu halten.“

Sie setzte sich, müde von des Tages Last und Mühe, in die weichen Polster nieder und stellte ihr Arbeitskörbchen neben sich, ohne es vorläufig zu entleeren.

Aurel stand noch neben ihr. Er öffnete den Waffenrock und zog eine schlichtlederne Brieftasche hervor. „Gestatten Sie mir zuvor noch ein paar Fragen, und wenn Sie es wahrlich treu und ehrlich mit mir meinen, so antworten Sie mir die Wahrheit!“

„Ganz gewiß; nach bestem Wissen und bester Überzeugung. Sprechen Sie!“

Er nahm an ihrer Seite Platz, neigte das Haupt vor und starrte in die prasselnde Glut.

„Waren Sie mit Gräfin Vare befreundet, sahen Sie sich öfters?“

Sie schien diese Frage beinahe erwartet zu haben. „Weder das eine, noch das andere. Der Kontrast zwischen uns war zu groß. Sie die allmächtige, hochbedeutsame Frau, ich die kleinste aller Nullen im Rechenexempel der großen Gesellschaft. Ich habe nur zweimal das Haus der Legationsrätin betreten, einmal zu einer Theaterprobe, das andere Mal, als sie mich zu meiner größten Überraschung aufforderte, das Leichenbegängnis Ihres Herrn Bruders von dem Balkon des grauen Palais aus zu sehen.“

Er nickte nachdenklich vor sich hin. Dann schaute er jäh auf. „Was halten Sie von der Gräfin? — ist sie gut oder schlecht?“

Sie sah ihm ruhig und klar ins Auge. „Weder das eine, noch das andere. Ich bin überzeugt, daß alle Angriffe auf die Moral und Hofstellung der Legationsrätin erlogen sind. Sie ist eine kaltherzige, berechnende Frau, eine Frau, die rücksichtslos ihrer Passion ‚zu dominieren‘ fröhnt. Dennoch hat sie wohl einen bessern Kern, als man denkt. Wäre sie glücklich verheiratet gewesen, würde sie wohl die liebenswürdigste und beste Gattin geworden sein, so hat der Sturm des Schicksals sie vielleicht grausamer gefaßt, wie uns beide, und hat sie auf eine Bahn verschlagen, welche für Weiberfüße zu glatt und abschüssig war.“

Kurze Pause, dann fuhr er ganz unvermittelt fort: „Mein verstorbener Bruder hat Ihnen sehr die Cour gemacht, Gräfin Anneliese?“

Sie starrte ihn zum erstenmal völlig konsterniert an. Staunen und Lachen kämpften auf ihrem Gesicht. „Nein, beim Himmel nicht, weder mit Worten noch mit Thaten! Herr von Dahlen war der Trabant Judith Vares, der für keine andere Dame außer ihr auch nur das mindeste Interesse hatte. Mir die Cour gemacht? Großer Gott, wie kommen Sie — Vergebung für das harte Wort — auf solch eine absurde Idee?“

Er öffnete die Brieftasche, entnahm ihr ein schon sehr abgegriffenes Billet und reichte es ihr dar. „Lesen Sie!“ sagte er kurz — und dieweil sie mit großen, fragenden Augen das Papier entgegen nahm und es entfaltete, haftete sein Blick scharf, beinahe durchdringend auf ihrem herabgeneigten Antlitz. Es schien, als wollte er jetzt bis auf den Grund ihrer Seele schauen, und sein Herzschlag stockte in der Aufregung dieses Augenblickes, welcher die Entscheidung bringen mußte, ob sich zwischen ihn und Anneliese der blutige Schatten des Bruders dränge.

Das offene Feuer warf sein rotleuchtendes Licht über ihr ruhiges und doch sehr teilnahmvolles Gesicht. Wie ein schönes, ernstes Heiligenbild von dem Kerzenglanz des Altars beleuchtet wird, so neigte sich ihr Haupt neben ihm wie im Gebet. Und ihre Züge wurden weder betroffen, noch beunruhigt, nur ein beinahe herbes, wehmütiges Beben ging um die Lippen. Sie schaute auf, voll, fest, offen

und ehrlich. „Sie kennen nicht das Motiv, welches dem Schreiber damals diese übermütigen Zeilen diktierte?" fragte sie leise; „Sie halten diese Ironie für Wahrheit?" traurig fast schüttelte sie den Kopf. „So konnte nur ein Mann schreiben, dem seine ‚rasende Eifersucht' selbst unglaublich spaßhaft vorkam!"



„Was aber um alles in der Welt bedeutet dies alles?"

„Ein sehr einfaches; es ist mir unbegreiflich, daß Ihnen Gräfin Vare nicht die Aufklärung zu diesem Briefe gab! — fragten Sie nicht darum?"

Er nagte einen Moment an der Lippe. „Ich bitte Sie darum!" stieß er erregt hervor.

„Gewiß! — ich werde Ihnen diese Zeilen nach bester

Überzeugung erklären. Sie wissen doch von unserem Theaterspiel?“

„Keine Silbe. Spielte Ortwin mit? Welch ein Stück? ich erfuhr nichts, absolut nichts davon.“

„Unbegreiflich! darauf bezieht sich doch dieser ganze Brief!“ —

„Daß mein Bruder — der Sie zur Gattin gewinnen will, Ihnen Blumen schicken wollte? — rasend vor Eifersucht —?“

„Just dieses! — Also hören Sie! Zu wohlthätigem Zweck sollte Theater gespielt werden: „Der bengalische Tiger“. Sie kennen das Stück? Gut! Alle jungen Damen waren zu prüde, die junge Frau zu spielen, und die Herren hielten es für zu riskiert, den arg verliebten Ehemann gegen irgend ein Mädchen zu markieren, und die Mütter fanden es shoking, wenn eine junge Frau auf der Bühne Gefühle innigster Liebe für einen fremden Mann heuchelte, also kam man auf den genialen Einfall, ein Paar zusammen zu stellen, bei welchem jeder Gedanke an ‚Gefahr‘ ausgeschlossen sei. Der blutjunge Fähnrich — und ich, die alte Jungfer, — größere und harmlosere Extreme konnten sich nicht gut berühren, und man hatte recht gehabt. Herr von Dahlen war in meinen Augen noch ein halbes Kind, ein halbreifes Bürschchen, bei dessen ‚rasender Liebeseifersucht‘ ich mich thatsächlich in der ‚Komödie‘ fühlte und seine Gattin mit all der resignierten Kaltblütigkeit spielte, welche man verlangte. Nun war es Sitte, daß die Herren den mitspielenden Partnerinnen Blumensträuße überreichten,

einen kleinen Schmuck für Brust oder Haar, denn die Proben sollten jedesmal durch einen kleinen thé dansant abgeschlossen werden. Das Billet Ihres Herrn Bruders forscht nun in einem gewiß berechtigt mokanten Ton nach der Farbe meiner Toilette, denn in seinen Augen gab es wohl kaum etwas Lächerlicheres, als einer Dame Blumen schicken zu müssen, welche ihm so gleichgültig und unsympathisch war, wie ich dem Herrn von Dahlen."

Sie schwieg, Aurel aber preßte das Antlitz in die Hände, wie ein krampfhaftes Zucken ging es durch seine schlanke Gestalt.

„So sahen Sie Ortwin nur seltener? sprachen ihn wenig und lernten ihn kaum kennen?"

„Ich habe Herrn von Dahlen nur zweimal bei den Proben gesehen, und nicht mehr mit ihm gesprochen, als die Höflichkeit und unsere Rolle es erforderte. Es ist kein besonders erhebendes Gefühl für ein Mädchen, bei einer Aufführung nur als harmloses Requisit zu dienen, dessen aktives Eingreifen keinem Herzen Gefahr bringt." Sie lächelte. „So haben der Fähnrich und die alte Jungfer sich gegenseitig auch nur als ‚notwendiges Übel' mit Würde und Wohlerzogenheit — ertragen!"

Er schien den letzten Satz gar nicht gehört zu haben, er blickte wie ein Träumender in ihr mildes, lichtverklärtes Antlitz und wiederholte: „das keinem Herzen Gefahr bringt! — Narren sind's — und Thoren, die mit blinden Augen an der blauen Blume des Glücks vorüber laufen."

Ganz betroffen sah sie ihn an, nahm hastig den Feuer-

haken und stieß in das knisternde Reisig, daß der Brand in sprühenden Funken auseinander stob. „Nun habe ich Ihnen geantwortet, Herr von Buchfeld" — sagte sie, ohne ihn anzublicken, „nun kommt Ihre versprochene Erläuterung. Haben Sie mich darum für Ihre Feindin gehalten, weil Sie glaubten, ich hätte womöglich die sinnlose Courmacherei eines Fähnrichs unterstützt?"

„Nein!"

„Nun — also?"

Er strich langsam mit der Hand über die Stirn. „Sie sind doch sonst so klug und scharfblickend, Gräfin Anneliese, ahnen Sie den Zusammenhang der Dinge wahrlich nicht?"

„Ich erachte Vermutungen stets als viel zu unzuverlässig, um je eine Kombination daran zu knüpfen."

„Mein Bruder starb eines jähen, unbegreiflichen Todes. Nicht freiwillig, sondern dazu getrieben, davon war ich überzeugt. Wodurch aber? Nur die unglückliche Liebe zu einem Weibe konnte ihn zum Selbstmörder gemacht haben. Und dieses grausame, verbrecherische Weib, welches mir mein Liebstes, mein Ein und Alles auf der Welt genommen, haßte und suchte ich mit dem wilden Rachegelüst eines Menschen, der durch den herbsten Schicksalsschlag irre an seinem Gott und sich selber geworden. Mein Verdacht lenkte sich auf eine Frau, deren Namen ich wohl nicht zu nennen brauche. Sie fühlte und fürchtete denselben und wollte mich auf falsche Fährte bringen, darum spielte sie mir das Billet in die Hand. Ich aber kannte

weder Sie, noch die Lage der Dinge, — ich habe eine furchtbare — aber gottlob nur kurze Zeit Gräfin Anneliese Billstein als Ursache an Ortwins Tod mit allen Fibern meiner Seele gehaßt."

Sie hatte die bebenden Hände im Schoß gefaltet. „Sie waren auch noch vor wenigen Minuten völlig im unklaren, wie kam es, daß Sie mich nicht mehr für schuldig hielten?"

Wieder sah er sie an mit dunklen, wundersam leuchtenden Augen. „Mein guter Engel hatte mich nicht ganz und gar verlassen. Hier in meinem Herzen regte sich noch etwas, das ließ mich instinktiv das Gute von dem Bösen, das Wahre von der Lüge unterscheiden. Ich sah Sie, ich beobachtete Sie und lernte Sie kennen, und der gute Engel an meiner Seite neigte die Palme des Friedens über Ihr Haupt und sprach: ‚Sie ist schuldlos!' Ich glaubte ihm, und Gott im Himmel sei gelobt dafür."

Sie reichte ihm, jähem Impulse folgend, die Hand entgegen. Wie leis bebender Jubel klang's durch ihre weiche Stimme. „Ach wie thut es so wohl, für gut und redlich gehalten zu werden! Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr von Buchfeld, es ist die schönste Anerkennung, die ich je im Leben gefunden!"

Er hielt ihre Rechte fest, seine beiden Hände umschlossen sie. „Daß ich zur wahren Erkenntnis kam und kommen mußte, das ist nur natürlich und kann nicht wunder nehmen; was aber, Gräfin Anneliese bewirkte die Wandlung in Ihnen? Wie kam es, daß Sie mir verziehen hatten, ehe

Sie wußten, warum ich Ihnen unhöflich und kränkend begegnete?"

Sanft zog sie ihre Hände zurück. War es Wiederschein des Feuers oder eine außergewöhnliche Erregung, ihr Antlitz war heiß gerötet. Aber sie beherrschte sich, sie fuhr in demselben ruhigen, beinahe heiteren Ton wie zuvor fort: „Auch das will ich Ihnen ehrlich sagen. Wer in der Gesellschaft so teilnahmslos und unbemerkt in der Ecke steht, wie ich, der findet Gelegenheit zum Beobachten. Alle Menschen hielten Sie für ein beneidenswertes Glückskind, für einen Mann, den sein überraschend hoher Flug eitel, arrogant und anspruchsvoll gemacht; ich wußte es bald besser und bemitleidete das arme, kranke Menschenherz, das verurteilt war, all sein Leid und Weh in den bunten Karneval zu tragen. Dann aber beobachtete ich noch ein anderes, und das gewann Ihnen meine vollste Bewunderung und Anerkennung."

„Ah — sprechen Sie! — ich bitte darum!"

Sie schaute einen Augenblick mit sinnigem Lächeln in die tanzenden Funken. „Ich habe stets große Anforderungen an den männlichen Charakter gestellt, darum ward ich sehr oft, beinahe immer enttäuscht im Leben. Ich fand es so schwach und so kleinlich, wenn ein Mann sich von einem eiteln, koketten Weib Sand in die Augen streuen und sich in ihre Fesseln schlagen ließ, und erachtete es geradezu als etwas Verächtliches, wenn gar ein Mann aus Egoismus sich zum Sklaven einer Frau machte, deren Unwert er durchschaute. Dazu hatte ich in der Residenz

viel Gelegenheit. Ich begriff es nicht, wie ernst denkende und kluge Männer der Gräfin Vare huldigen konnten, denn sie mußten es durchschauen, daß ihr ganzes Wesen gemacht, daß ihr angeblich so fascinierender Geist zumeist nur das Echo gescheuter Männer war, welche sie sozusagen unter dem Daumen hatte und zu ihrem Vorteil ausnutzte. Sie brillierte mit den Gedankenblitzen, welche in anderer Geisteswerkstatt geschmiedet waren, und erzwang es durch außergewöhnliche Toiletten und schlau inscenierte Koketterien, für originell und interessant zu gelten. Thörichte Männer nahmen es für bare Münze und spannten sich aus Überzeugung vor ihren Triumphwagen, die klugen aber, trotzdem sie das Raffinement durchschauten, beugten sich ebenfalls ihrer Knute, aus Berechnung, oder aus Angst vor der Allgewaltigen. Eine Sorte Männer aber fand ich so erbärmlich, wie die andere. Da kamen Sie. Ich sah, wie die Gräfin alles aufbot, Sie zu bezaubern, wie sie ihre Goldnetze um Sie spann und kein Mittel scheute, Einfluß auf Sie zu gewinnen. Warum sehen Sie mich so erstaunt an? Ich hatte ja Zeit zum Beobachten, Augen zum Sehen und Ohren zum Hören. Und ich sah und hörte zum erstenmal im Leben etwas, was mir imponierte, ich begegnete zum erstenmal einem Mann, der seine eigene Würde nicht in den Staub trat. Sie haben das Unglaubliche durchgeführt, Sie haben der Gräfin offen und ehrlich opponiert, Sie haben einen Sieg über sie und sich selber errungen, welcher wohl einzig dasteht, und das bewunderte ich an Ihnen. Die blinde, meinungslose Welt

hat das Märlein verbreitet, Sie seien gestürzt worden, weil Sie dem Großherzog Anlaß zur Eifersucht gegeben, ich weiß es besser, nicht ein Vergehen, sondern ein edles und großes Verdienst ist Ihr Unglück geworden. Habe ich nicht recht? Hätten Sie sich als charakterloser und pflichtvergessener Mensch unter den Willen der Legationsrätin gebeugt, so stünden Sie jetzt hoch in Ehre, Gnad' und Gunst, weil Sie aber rechtschaffen und brav geblieben, darum mußten Sie sich als Märtyrer steinigen lassen, und das weiß wohl niemand außer Gott, — Ihnen und — mir."

Aurel wollte sprechen, er konnte es nicht. Seine Lippen zitterten. Da faßte er abermals ihre Hand, neigte sich hastig darüber und küßte sie. Dann hob er das Haupt, sein Antlitz leuchtete wie verklärt, ein tiefes Aufatmen hob seine Brust. „Und so Gott und Sie die Wahrheit wissen, Gräfin Anneliese, so wissen es genug. Diese Stunde hat den Fluch der Schande von mir genommen und mich neu geboren; nun will ich mein Leben zum zweitenmal beginnen, so es noch nicht zu spät ist, und Sie, Anneliese, werden der liebe Stern an meinem Himmel sein, der mir den Weg zur Heimat weist!"

Die Thür hatte sich leise geöffnet. Der Oberst hatte mit fröhlichem „Guten Abend!" näher treten wollen. Er schrak zurück und stand wie gelähmt. Er sah Aurel über die Hand der Gräfin geneigt, er hörte seine letzten Worte. Da blickte er in das Antlitz Annelieses, welches ihm zugewandt war und ihn doch nicht sah. Wie ein zweischneidig

Schwert ging es ihm durchs Herz. Leise zog er sich zurück und trat im Nebenzimmer an das Fenster. Dort preßte er die Stirn gegen die kalte Scheibe und schloß die Augen, als sei er plötzlich todmüde geworden. Dann nahm er langsam ein kleines Sträußchen, welches er in der Mütze verborgen gehalten, hervor, entfernte die Hülle von Seidenpapier und blickte darauf nieder. Blühende Myrtenzweige und Orange; die weißen Sternlein entblät-



terten sich und rollten wie kühle Thränen über seine Hand. Da krampfte sich sein Herz zusammen, und er zerdrückte die Blumen und schob sie gleich welkem, abgestorbenem Kraut in die Brusttasche. Um seine Augen aber zuckte es wunderlich, er strich schnell mit der Hand über die Wimpern und biß die Zähne wie im herben Schmerz zusammen. Damals, im Feldzug, als das Messer des Arztes tief in sein Fleisch schnitt, die Kugel, welche ihn verwundete, zu suchen, da lächelte er, da entfärbte sich kaum seine Wange, jetzt aber drückte er die eiskalten Hände gegen die Brust, als fürchtete er an unsichtbarer Wunde zu verbluten. Als er später in das Wohnzimmer trat, sah ihn Aurel ganz erstaunt an. Der Oberst war ihm bislang so frisch und jugendkräftig erschienen, heute schritt er langsam und gebeugt daher, wie ein alter Mann. — — — — — —

Sixt von Adolphi hatte seinen Geigenkasten neben dem Klavier ausgepackt. Er stand mit dem Rücken zur Thür gekehrt und schaute sich erst um, als Schritte hinter ihm erklangen.

„Grüß Gott, Herr von Adolphi!“

Er ließ vor Staunen und Überraschung beinahe den Violinbogen fallen. Ja, das war Lytas Stimme, und das war ihr liebes, süßes Engelsgesicht — und das zarte, kindliche Figürchen, welches ihm ganz frei und frank auf eignen Füßen entgegenkam — das war sie selber? sie ganz und gar? Ihm schien's unfaßlich! Er kannte sie nur krank und immer liegend oder höchstens im Sessel zwischen Kissen sitzend und hatte geglaubt, das könne nie anders

sein, und nun . . . plötzlich . . . Er griff sich nach der Stirn, als wolle er sich sichern, daß er nicht träume. „Komtesse Lyta?“ stotterte er ganz befangen.

Da lachte sie silberhell auf. „Ich glaube wahrlich, mein Anblick kommt Ihnen wie Zauberspuk vor! Glauben Sie denn, ich armes Ding müsse ewig krank sein?“

„Ach nein, aber so schnell, so schnell hatte ich es doch nicht gedacht!“ er atmete schwer auf und sah ganz bestürzt aus.

„So schnell? Seit sechs Tagen haben wir uns nicht gesehen, und schon vorher hatte ich im stillen meine Gehversuche gemacht! Heute bin ich zum erstenmal den ganzen Tag aufgewesen, und ich fühle mich so wohl, ach, so unbeschreiblich wohl und glücklich dabei!“

Er sah gar nicht so glücklich aus, fast klang's wie Wehmut durch seine Stimme, als er ihr aus treuem und ehrlichem Herzen zur Genesung gratulierte. Sie setzte sich neben ihn auf einen Sessel, denn das Stehen strengte sie doch noch sehr an. „Bei dem schönen Wetter werde ich nun auch wieder in den Garten dürfen, kann meine Lieblinge, die Blumen, wieder pflegen und dem Waldesrauschen und Vogelsang zuhören! Das habe ich im vergangenen Sommer, als ich zuerst liegen mußte, am schmerzlichsten entbehrt. Aber Sie packen ja die Geige wieder ein? Was heißt das? Wollen Sie heute nicht spielen oder ist gar etwas zerbrochen daran?“

Er neigte den Kopf sehr tief. „Sie sind ja nun wieder gesund, Komtesse Lyta, und ich sollte Ihnen doch nur

während der Krankheit vorspielen, um Ihnen die Zeit zu verkürzen!" er seufzte tief auf. „Ach, nun ist's vorbei mit all den schönen Abenden, Sie werden nun wieder andere Zerstreuung haben, und wir werden uns nicht mehr sehen —"

Ganz erschrocken stand sie auf und trat näher.

„Aber Herr von Adolphi, Sie wollen nun nicht mehr kommen?!"

„Sie brauchen doch nun keine Musik mehr?"

„Ja, mein Gott, kamen Sie denn nur um der Musik willen?"

Er schüttelte fast heftig den Kopf. „Ich kam wohl nur um Ihretwillen, Komtesse Lyta, aber Sie, Sie wollten doch nur meine Geige hören!"

Sie lachte leis und silbern auf. „O, Sie wunderlicher Mensch, was ist denn ihre Geige ohne Sie? Als ob man nur die Musik lieben könne, wenn man krank ist! O nein! nun wollen wir erst recht damit beginnen! Ich freue mich ja so sehr darauf, Sie nun selber begleiten zu können — —"

Sie, Sie spielen auch Klavier, Sie wollen —" er sah blutrot aus, „ja dann freilich, dann darf ich doch am Ende noch öfters kommen, dann haben Sie meine Geige noch nötig."

Sie sah plötzlich sehr ernst, beinahe vorwurfsvoll aus. „Sie sprechen immer nur von Ihrer Geige, Herr von Adolphi, glauben Sie denn, die sei mir die Hauptsache bei Ihren Besuchen?"

Er strich mit unsicheren Fingern über die leis klingenden Saiten und senkte resigniert das Haupt. „Um meiner Person allein willen, war ich wohl noch nirgends willkommen!“ antwortete er leise.

Da blickte sie zu ihm auf, daß es ihm wie ein Lichtstrahl durch die Seele ging.

„Und wenn Sie mir auch nie mehr einen Ton vorspielen wollten, so würde ich mich genau so herzlich über Ihr Kommen freuen, denn Ihre Geige ist mir wohl eine liebe Gesellschafterin, Sie selber aber sind mir ein Freund geworden!“

Da gaben die Saiten wunderlichen Klang unter seinen Fingern, er nahm die Geige jählings empor und griff zum Bogen. Von Lyta ab, weithin zur Seite wandte er sich, und während seine Lippen in tödlichster Verlegenheit verstummten, jubelte es unter seinen Händen so glückselig

und wonnevoll empor, wie Lyta noch nie zuvor eine Phantasie von ihm vernommen.

Die Spielenden am Tische wandten lauschend das Haupt, Lyta aber faltete still die Hände im Schoß und lächelte wie im Traum.





XXII.

„Er wollte aber keine Schuld an ihm haben und fürchtete sein Gewissen, darum ging er hin und fragte andere."
Der hohe Priester. — Legende. —

Wochen waren vergangen.

Der Großherzog Max Christoph hatte seine Krankheit zwar glücklich überwunden, aber dieselbe hatte ihn dennoch an Leib und Seele gebrochen und eine außerordentliche, beinahe greisenhafte Wandlung an ihm vollzogen. Als er sich dermalen legte, da zog es noch wie Frühlingssonnenschein durch seine verjüngte Seele, da hob sich aus dem welken Lebenskranze noch einmal ein Myrtenreis, das sproßte und wuchs, und stand just im Begriff, seine bräutlichen Blüten zu erschließen und jetzt, da er nach Wochen die zitternden Glieder wieder von den Kissen hob, da war ein Reif gefallen, der hatte den Johannistrieb seines Herzens vernichtet. Schnee war hernieder gewirbelt und hatte alles Hoffnungsgrün zugedeckt, nur als weißes Bahrtuch lag er still und kühl auf der Brust des alten Mannes, in welcher kein Herz

mehr flammte, sondern nur matt und müde schlug, wie der Pendel einer Uhr, deren Zeit bald abgelaufen.

Gräfin Vare hatte Tag und Nacht voll fiebernder Sorge am Lager des hohen Herrn gewacht, und je mehr sie in den Augen des langsam Genesenden las, desto resignierter biß sie die Zähne zusammen. Eine große, auffallende Veränderung ging mit ihr vor. Zerfahren, nervös, unentschlossen und haltlos schien ihr ganzes Wesen. Oft sprühte es in wilder Gereiztheit, oft legte es ein Phlegma und eine Trägheit an den Tag, welche an Tiefsinn grenzten. Man sprach offiziell davon, daß Max Christoph beabsichtige, die Regierung zu Gunsten seines Sohnes niederzulegen. Der Erbgroßherzog wurde demzufolge aus dem Süden zurück erwartet, und die Tage Judith Vares und ihrer Herrschaft über Thron und Land waren gezählt. Dies schien der Grund zu sein, daß die gefürchtete Frau wie in krampfhafter Überstürzung noch jeden einzelnen Faden, den sie zu weben begonnen, mit Erfolg ausspinnen wollte. In dem Bankhause von Scheuner und Ko. war das Büreau zur gewohnten Stunde geschlossen. Der Inhaber der Firma kam langsam die Treppe herab, warf noch einen Blick auf seinen tadellosen Anzug, stieg in den bereitstehenden Wagen und fuhr geradeswegs zum grauen Palais. — Seine Stirn war sorgenvoll gefaltet, denn seine Mission war ein schwieriger Fall.

Aber er klopfte nicht vergeblich an die Thür der Legationsrätin. Bald stand er unter dem mächtigen Krystallkronleuchter im Empfangssalon vor der interessanten Frau,

und er machte zuvor ein paar höfliche Phrasen und kam sodann gleich auf des Pudels Kern zu sprechen. Er wußte es, daß sich gnädigste Gräfin für das Wohl und Wehe des ehemaligen Adjutanten Heusch von Buchfeld seiner Zeit, als durch ihre Vermittelung seine Wechselschuld getilgt war, interessiert hatten. Nun war ein Termin, an welchem ein zweiter, bedeutend höherer Schuldschein abgelaufen, bereits seit zwei Tagen verstrichen. Die Zeiten hatten sich geändert, und Scheuner war ein vorsichtiger Mann. Er wollte ganz gehorsamst bei der gnädigsten Gräfin anfragen, ob sich auch diesmal ein hoher Gönner finden werde, die ausstehende Summe zu bezahlen.

Judith Vare hatte mit aufsprühendem Blick zugehört, ihr bleiches, theilnahmloses Gesicht belebte sich, ein seltsames, beinahe unheimliches Lächeln zog ihre Lippen über die Zähne empor.

„Nein!“ sagte sie schroff und sehr prononciert, „es findet sich diesmal keine Hand, welche diese Schulden tilgt, keine; dafür bürge ich Ihnen mit meinem Wort!“

Der alte Herr sah sehr ernsthaft aus. „Allmächtiger Gott, gnädigste Gräfin, — wie soll ich da jemals zu meinem Geld kommen?! Ich will ja gern noch mit meiner Forderung ein halbes Jahr warten, um dem Herrn Hauptmann Zeit zu lassen, seine Verhältnisse zu arrangieren, aber . . . ich bin selber Familienvater und muß rechnen, wie jeder andere Geschäftsmann auch.“

Judith hatte sich erhoben Sie schritt mit dunkelschleppendem Gewand, wie ein unheimlicher Schatten, im

Zwielicht des Salons auf und nieder. Es zuckte und arbeitete in ihren schlaffen Zügen, jeder Nerv schien angespannt. Endlich stand sie vor dem Sprecher still. Ein grausamer Ausdruck machte ihr Antlitz herb und unschön; ihre Stimme klang leise und zischend. „Ein halbes Jahr Frist?! Unsinn — dann sind Sie um Ihr Geld geprellt. Wollen Sie meinen Rat hören und ihn befolgen?“

Er hatte sich gleichfalls erhoben, verbeugte sich hastig zustimmend und sah gespannt auf.

Judiths Wimpern sanken verschleiernd über die Augen. „Setzen Sie sich sofort hin und melden Sie dem Regimentskommandeur des Hauptmanns die fälligen Schuldscheine.“

„Aber, gnädigste Gräfin, das kann Herrn von Buchfeld unter Umständen den Kragen kosten!“

Sie zuckte ungeduldig die Achseln. „Jedes Zögern und Rücksichtnehmen Ihrerseits ist gleichbedeutend mit einem Verlust. Ich gebe Ihnen den Rat, an den Oberst zu schreiben, und nehme damit jede Verantwortung auf mich! Verstanden? Außerdem machen Sie sich unnötige Skrupel. Sie wissen wohl auch, was bereits alle Welt weiß, daß Buchfeld sehr beliebt bei dem Großherzog war und lediglich um einer Bagatelle willen in Ungnade fiel. Wird dem Hauptmann ernstlich eine Gefahr drohen, erwacht sicher das alte Interesse des hohen Herrn, und anstatt ihn zu verderben, führen Sie Herrn von Buchfeld wieder seiner schützenden Fürsorge und damit einer Verbesserung seiner Lage entgegen.“

„Ah — scharmant! Wenn die Sachen allerdings so stehen“ und Scheuner verneigte sich abermals sehr tief und sichtlich erleichtert — „so werde ich umgehend den Rat der gnädigsten Gräfin befolgen und die Angelegenheit dem Regimente melden.“



Sie nickte ihm huldvoll zu, und als er gegangen, stand sie noch immer regungslos auf demselben Fleck. Ihr bleiches Gesicht hatte sich dunkel gerötet, sie sah aus, wie neu belebt. „Nun wird sein Sturz tief genug sein, um ihn zu zermalmen, und nun kann ich den letzten Trumpf ausspielen, nun habe auch ich mein Alles auf eine einzige Karte gesetzt!“

Ein Kammerdiener brachte ein Billet. „In überschwenglicher Dankbarkeit küsse ich Ihre allmächtigen Hände! Ich habe den Posten eines Legationsrats in Petersburg erhalten und reise noch heute nacht mit dem Kurierzug ab. Wann darf ich Ihnen im Lauf des Abends Lebewohl

sagen? Sind Sie zu Hause?! In stürmischer Eile, mit Leib und Seele der Ihre! — v. Sellkow."

Abermals atmete Judith auf. „Gott sei Dank; der ist entfernt, — für immer."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Oberst Bergmann befand sich in seinem einfachen, solide ausgestatteten Arbeitszimmer. Die Lampe brannte hinter grünem Lichtschirm, ein unberührtes Abendbrot stand seitlich auf kleinem Serviertisch.

Der Oberst hatte den alten, bequemen Uniformsrock geöffnet und schien bis vor kurzem geraucht zu haben, die halb verbrauchte Cigarre lag noch, einen feinen, bläulichen Rauchstreif in die Luft sendend, auf dem Bronzeservice.

Mit großen, hastigen und unregelmäßigen Schritten maß er ruhelos die Länge des Zimmers. Die Hände rückwärs zusammengelegt, das Haupt weit nach vorn geneigt, starrte er schweratmend geradeaus, und dann blieb er wieder vor dem Schreibtisch stehen, nahm erregt einen soeben erhaltenen Brief empor und warf das großcouvertierte Schreiben jählings wieder zurück. Warum noch einmal lesen? Er hatte es bereits ungezählte Male gethan, er wußte und kannte den Inhalt. Wie erschöpft von qualvollem Sinnen und Überlegen, ließ er sich auf den breiten Ledersessel nieder. Vor wenig Tagen erst hatte er auf diesem selben Platz das Haupt in die Hände gestützt, als ein Mann, dem räuberische Hand eine Rose vom Zweig gerissen, die einzigste Rose, welche sein Leben getragen, welche er gehegt und gepflegt hatte mit scheuer

Hoffnung, ohne noch den Mut gefunden zu haben, sie völlig zu eigen zu nehmen. Da hatte er in aufquellender Bitter-



keit die Zähne zusammen gebissen, da hatte sich ein Gefühl von Haß und Rache in sein Herz geschlichen, und die Sünde war neben ihn getreten und hatte ihm ins Ohr geflüstert: „Du hast die Macht, du kannst es, wenn du

willst, verdirb ihn, der dich arm machen will, tritt ihn unter die Füße, ebenso wie man es in der Residenz gethan hat! Da streckte Buchfeld auch die Hände nach einem Weibe aus, welches seinem Herrn gehörte, und er stürzte ihn deshalb in Ungnade!" Damals hatten sich Bergmanns Fäuste in wilder Erregung gehoben, und er hatte gestöhnt: „O, gäbe es einen Grund, ihn von hier zu entfernen!" Und heute saß er auf demselben Platz und hielt ein Schreiben in der Hand, welches seinen Widersacher zerschmetterte. Buchfeld hatte Schulden gemacht, hatte sich verpflichtet, an bestimmtem Tage zu zahlen, ohne eine Möglichkeit in Händen zu haben, Wort halten zu können. Nun war die Anzeige hiervon dem Regiment auf dienstlichem Wege zugegangen; sein Adjutant war bereits Mitwisser der fatalen Angelegenheit und selbst, wenn Bergmann persönlich edelmütig dieses Schreiben ignoriert haben würde, so war nun, da eine dritte Person Kenntnis davon erlangt, jede Möglichkeit abgeschnitten, Buchfeld vor dem Ruin zu retten.

Der Oberst atmete tief auf. In jedem Menschen schlummert ein Pontius Pilatus, ein jeder ringt und kämpft gegen sein Gewissen, ein jeder möchte die Verantwortung und Schuld von sich schieben und die große Menge fragen: „Was wollt ihr, das ich mit diesem thue? So aber die moderne Volksstimme in Form der scheinwahrenden Notwendigkeit antwortet: „Fort mit ihm!" — so wäscht er befriedigt seine Hände und lullt sein Gewissen ein mit dem feigen Spruch der Entschuldigung: „Ich mußte ja so

handeln, ich war dazu gezwungen!" Und also strich auch Bergmann über seine heiße Stirn und dachte mit einem Gefühl der Genugthuung: „Ich kann ihn nicht retten, es ist meine Pflicht, den strengen Weg des Dienstes zu gehen."

Und doch! Warum kam er nicht zur Ruhe? Warum hörte er immer eine leise, flehende Mädchenstimme in Gedanken: „Er ist auch ein Ertrinkender; wenn Sie ihm nicht helfen, muß er untergehen und verderben an Leib und Seele!" Ja, wenn es sich um einen Sprung ins Wasser handelte, wenn es nur gälte das Leben einzusetzen! — — das Leben? ist Stellung und Reputation denn mehr wert wie das Leben? Damals, als er dem Ertrinkenden in das eisige Wasser nachsprang, war er selber Rekonvalescent und wußte, daß seine That um Tod und Leben für ihn selber würfelte; dennoch besann er sich keinen Augenblick. Dennoch that er seine Pflicht. Und heute, wo es nur gilt mit aller Freundschaft und allem Einfluß für einen Kameraden einzutreten, heute windet sich seine Seele unter feigen Entschuldigungsgründen und versucht es, den glänzenden Schild der Pflicht und Diensttreue als Deckmantel für verräterischsten Egoismus in den Staub zu treten!

„Sie sind für mich das Urbild alles Braven, alles Rechtschaffenen und Gerechten!" Sprach sie nicht so? und hat sie jemals gegen ihre Überzeugung ein Urteil gefällt? Nein; — Anneliese liebt Buchfeld, sie hat wohl die Krise geahnt und gewußt, welche ihm droht, und darum hat sie die Hand des Obersten flehend gefaßt und gebeten: „Retten

Sie ihn, — keiner ist so gerecht und treu wie Sie!" und er hatte in ihre Hand eingeschlagen. Nun legte sie sich voll seligen Vertrauens zum Schlafe nieder, auch heute abend, wo das Wetter sich zusammenzog. Sie glaubte an ihn! Bergmann schlägt die Hände vor das Antlitz. Dann erhebt er sich, ruhig und sicher, faßt die Glocke und schellt. „Ich lasse Herrn Hauptmann von Buchfeld bitten, augenblicklich zu mir zu kommen!" befiehlt er dem eintretenden Burschen.





XXIII.

Narr: „Hört Freund, das beste wär', Ihr nähmt meine Kappe!"
Kent: „Warum, Narr?"
Narr: „Warum? Weil Ihr jemandes Partei nehmt, der in Ungnade ist!"
(König Lear. Shakespeare.)

Heusch von Buchfeld war ein sehr häufiger und gern gesehener Gast in Dammitz geworden. Da gab es wohl kein Kapitel seiner ernsten Lebensgeschichte, welches Anneliese noch fremd geblieben, und so finster und menschenfeindlich er zuvor sein Herz gegen jeden Einblick verschlossen, so klar und wahr öffnete er es nun den beiden ernsten Mädchenaugen, welche gleich mildem Sonnenschein tröstend, heilend und läuternd seine Finsternis durchstrahlten. Und so fern sich einst Aurel und Anneliese gestanden, so nahe standen sie sich jetzt. Da begab sich mit beiden eine seltsame Wandlung. Gräfin Billstein war aufgewachsen gleich wie eine Blume im Schatten. Nicht

verkümmert, nicht saft- und kraftlos, aber duftlos und bleich, ohne das warm durchleuchtete Geäder des Lebens, welches die Blüten beseelt, wenn die Sonne sie küßt. Ein kühles, freundlich ernstes, resigniertes Angesicht kannte man bisher an ihr, und nun mit einem Mal war ein Lichtstrahl gekommen, der hatte es überhaucht mit dem unbeschreiblichen Zauber eines Lächelns, welches nicht kam noch ging durch eine Regung der Lippen, sondern welches dauernd auf frischen Wangen lag, wie der Schmelz auf jungerschlossenem Blumenkelch.

Die alte Kinderfrau ließ manchmal die Hände ruhen, sah nachdenklich in die Augen ihrer Herrin, welche plötzlich so ganz, ganz anders in die Welt schauten wie zuvor, und sie nickte vor sich hin und dachte: „'s geht wunderlich zu in der Welt, bei manchen kommt's früh, bei manchen spät. Die Anneliese hat mit dem Ende angefangen und hört mit dem Anfang auf, ‚onse alsch Jongfer' ist über Nacht ein junges, junges Menschenkind geworden.“

Und Buchfeld, der sein Leben lang krank gewesen an Herz und Seele, war genesen. Nicht durch eine jähe Krise, durch den herben Schnitt, mit welchem ein Arzt in ungesundes Fleisch schneidet, nein, langsam, ganz allmählich, er merkte und empfand es selber nicht eher, als bis seine Seele die Schwingen hob, wie ein junger Adler, jauchzend zum erstenmal zur Sonne aufzusteigen.

Lange hatte er darniedergelegen im Fieberwahn seines trotzig genährten Leides, lange hatte er gelitten und geduldet, bis leise ein Engel an seine Seite trat, barm-

herzig solch ein Weh und Leid zu enden. Da neigte er sich und flocht seine Purpurrosen in den Dornenkranz und küßte lächelnd Aurels Stirn und legte die Hand auf sein Herz, daß es genese. Der Engel aber hieß die Liebe; lange war er dem Einsamen fern geblieben, und war doch der einzigste, welcher ihm helfen konnte! Nun, da er endlich, endlich kam, nun ward er gesund.

Die Sonne sank; Purpurgluten deckten Himmel und Erde und überhauchten den Blütenschnee frisch erbrochener Knospen mit rosigem Glanz. Der Lenz war spät gekommen, aber er kam wie ein übermütiger Freier, der plötzlich hinter Eis und Schnee hervorstürmt, die Geliebte mit verschwenderischer Blumenpracht zu überschütten. Anneliese stand in dem Wirtschaftsgarten und beaufsichtigte die Arbeiten darin Sie trug ein dunkles Wollkleid, aus dessen etwas weitem Rückenausschnitt der Hals so leuchtend weiß und frisch hervor schimmerte, wie der dicke Strauß gefüllter Kirschblüten, welchen sie an der Brust trug.

Tief und wohlig aufatmend zog sie den breitkrempigen Schutzhut von dem Haupt und hing ihn an den Arm, dessen Ärmel zur Hälfte emporgestreift war. Es arbeitete sich leichter so, und Gräfin Billstein hatte tüchtig mit zugegriffen, als erste Arbeiterin unter ihren Dienstleuten ein gutes Beispiel zu geben. Jetzt läuteten die Glocken den Feierabend ein; wie ein leises feierliches Echo hallten sie von dem nahen Dorf herüber, und mit freundlichem Lob entließ Anneliese die fleißigen Gehilfen an ihrer Seite. Ihr Blick schweifte freudig über die bestellten Beete und

eilte weiter über die gesegnete Blütenpracht des Gartens, über die sprossenden Felder jenseits des Zaunes und über den sonnengoldnen Himmel, der all die friedliche Schönheit schirmend umspannte, wie ein königlicher Purpurmantel, der den Landen Friede und Ruhe verheißt.

Und wie sie den breiten Gartenweg hinabschaut, da ist's, als ob plötzlich der Widerschein dieses Purpurs ihr Antlitz höher färbt. Dort kommt Buchfeld, sieht sie und schreitet ihr entgegen.

Anneliese hat nie gewußt, was Herzklopfen sei, hat sie sich heute allzusehr angestrengt, daß es plötzlich in ihrer Brust zittert und bebt, just, als wolle es ihr den Atem rauben? — Aber sie lächelt dazu und reibt die Hände, welche noch die Erdspuren ihres Fleißes tragen, hastig an der hellen Kattunschürze ab. Ihr Gruß ist so freundlich und schlicht wie immer, und Aurel thut, als sei es ganz selbstverständlich, daß er schon wieder einmal vor ihr stehe. „Haben Sie Zeit für mich?" fragt er, und sowohl der Klang seiner Stimme, wie sein Aussehen lassen sie betroffen, beinahe besorgt aufschauen. Buchfeld hatte sich in letzter Zeit so sehr erholt, heute ist sein Antlitz fahl und verstört, seine Augen tiefer umschattet wie je.

„Gewiß. Wir sind hier fertig im Garten. Bitte, leisten Sie mir zu der kleinen Arbeit — ich möchte noch Bohnen sortieren — in der Gartenhalle Gesellschaft, Lyta und Lorchen sind dort bereits als eifrige Helfershelfer angestellt!"



„Ich weiß; die Komtessen zeigten, respektive verrieten mir den Weg zu Ihnen. Sie sind gleich fertig mit den Bohnen, Ihre Hilfe und Anwesenheit ist nicht mehr nötig,

Fräulein Anneliese. Ich aber möchte Sie allein sprechen. Darf ich's dort in der Laube?"

Er wies nach dem Gegitter noch völlig unberankter Bohnenstangen, auf deren späteren Kürbis- und Pfeifenkrautschatten eine Holzbank wartete.

Anneliese war einen Moment betroffen, dann aber hob sie in ihrer ernstfreundlichen, würdevollen Weise das Haupt und sagte ruhig: „Falls Ihre Mitteilung Diskretion verlangt — selbstverständlich. Sie bringen nichts Gutes heut, auf Ihrer Stirn lagern schwere Wolken, aber so Gott will, sind's solche, deren Regen Segen bringt!"

Er schritt schweigend neben ihr hin, und da sie die Laube erreicht, ließ er sich müde und schwer auf die Bank nieder. Er sah sie nicht an, seine Fußspitzen bewegten nervös die bunten Kiesel hin und her.

„Sie haben in der Residenz wohl jedes Gerücht erfahren, welches über mich im Umlauf war, Gräfin?" sagte er ohne jeden Umschweif. „Hörten Sie auch, daß ich Schulden gemacht?"

Sie nickte ruhig, beinahe gleichmütig. „Das war ein öffentliches Geheimnis."

„Glaubten Sie es auch?"

„Ich mußte es glauben. Der Sohn des Bankier Scheuner versicherte es in meiner Gegenwart auf Ehrenwort!"

„Sie brachen auch den Stab über meinen Leichtsinn?" seine Stimme klang hart und bitter.

Anneliese schaute auf ihre Hände nieder, welche ver-

schlungen im Schoß ruhten. Leichte Röte stieg in Wangen und Schläfen empor; sie schüttelte langsam das Haupt. „Die Menschen zerbrachen sich die Köpfe, warum Sie die Schulden gemacht hatten, Herr von Buchfeld, und verurteilten Sie auf diese eingebildeten Motive hin! Ich verzieh Ihnen nicht die Schwachheit, überhaupt Schulden gemacht zu haben, aber ich habe nie daran geglaubt, daß Ihnen Leichtsinn oder Schlechtigkeit diese Handlungsweise diktiert. Ich sagte mir nur, ‚dem Toten nützt die Großmut nichts, und Ihnen schadet sie‘, und ich bin wohl zu realistisch angelegt, um ein Opfer gut zu heißen, wenn es lediglich die Ausgeburt eines übertriebenen Idealismus ist!“

Aurel hatte sich hoch aufgerichtet bei ihren ersten Worten. Sein Auge strahlte auf, ein beinahe leidenschaftliches Entzücken beseelte seine Züge. Dann ward sein Blick immer größer und erstaunter, er neigte sich fast betroffen vor, und da sie schwieg, stieß er in hoher Erregung hervor: „Ich verstehe Sie nicht, welch ein Opfer meinen Sie? Bitte, sprechen Sie mir ganz ehrlich Ihre Ansicht aus!“

Sie schaute treuherzig und doch ein wenig ängstlich empor. „Die Stadt erging sich in Vermutungen, den Beweggrund zu finden, welcher Sie zum Verschwender gemacht. Solch ein Beginnen steckt an, und da ich oft stundenlang in einsamer Nacht am Krankenbett wachte, gingen auch mir die Gedanken durch den Sinn und beschäftigten sich mit dem Modethema, den Schulden des Herrn von Buchfeld. Es ist mir im Leben stets schwer

geworden, das Schlechteste von den Menschen zu denken, und obwohl ich Sie so wenig kannte und Sie damals nur auf die unvorteilhafteste Weise kennen lernte, sprach doch eine innere Stimme für Sie und wollte absolut Entschuldigungsgründe für Sie finden! Ein Mädchenherz empfindet oft so instinktiv, ob ein Mensch wahrlich schlecht und unlauteren Charakters sei! Mir ist es stets so gegangen, und ich habe mich darum immer auf dieses unbewußte Gefühl verlassen, welches mir in untrüglicher Weise Aversionen und Sympathien diktierte. Ihnen gegenüber hatte ich das Bewußtsein, es mit einem recht unliebenswürdigen, pessimistischen und verbitterten, aber einem ehrlichen und braven Mann zu thun zu haben. Ich hielt sie einer unüberlegten, trotzigen, aber keiner schlechten That für fähig. Darum suchte ich es mir auf gute Weise zu erklären, warum Sie so unendlich viel Geld gebraucht." Sie schwieg einen Moment, wie unschlüssig, ob sie fortfahren solle. Aurel aber hatte sein heiß erglühendes Angesicht tief in die Hand gestützt und bat mit leiser Stimme: „Nun? und zu welcher Ansicht kamen Sie?"

„Ihr Bruder hatte sein Leben gewaltsam geendet; kein Mensch wußte sich diese That zu erklären. Ich kannte ihn zwar nur oberflächlich, aber ich hielt bei seinem leichtlebigen Wesen die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß er über sein Vermögen hinaus Schulden gemacht und sich vor Abtragung derselben erschossen hat. So kam es, daß Sie anfänglich sein hinterlassenes Vermögen erbten. Als sich die Gläubiger meldeten, befriedigten Sie dieselben in

aller Stille, um keine Steine auf die Ehre eines Toten zu werfen, und als die Anforderungen das vorhandene Vermögen überstiegen, opferten Sie sich selber aus Pietät für den Verstorbenen. Ich traue es Ihnen zu, daß Sie selber Gelder aufnahmen, um jene Wechsel einzulösen, daß Sie lieber selber zu Grunde gingen, ehe Sie des Bruders Andenken noch im Grabe brandmarkten! Solch eine That ist aber unglaublich edel und hochherzig, so völlig unbekannt in unserer Zeit des grausamsten Egoismus und Materialismus, daß niemand zu einer derartigen Vermutung kam, nur ich hielt Sie für Schwärmer und Phantast genug, selbst einen Tellheim noch an Edelmut zu überbieten, und — habe ich darin nicht recht gehabt?“

Sie sah ihn an, ihre Augen leuchteten, und doch war's, als höre man ihr Herz durch die letzte Frage klopfen, in banger Sorge und Angst, ob sie ihre Illusion dennoch betrogen.

Aurel hob das Haupt. Ein völlig fremder Ausdruck lag auf dem schönen Antlitz; stille, milde Glückseligkeit, welche mit der Rührung kämpft, und ein Lächeln wehmütiger Freude über den naiven Glauben ihres wackeren Herzens. Sein Blick tauchte tief in den ihren, und dann schüttelte er den Kopf.

„Gott segne Sie für das Vertrauen, welches Sie in meine Idealität und meinen Opfermut gesetzt. So gut und selbstlos jedoch, wie Sie annehmen, bin ich nicht — Ortwin hat keinen Pfennig Schulden hinterlassen, und ich bin nie in die Lage gekommen, durch Geld die Wahrung

eines Geheimnisses erkaufen zu müssen, dessen Offenbarwerden auch nur einen Schatten auf den Namen des Heimgegangenen geworfen."

Anneliese war sehr bleich geworden, sie zuckte leicht zusammen, wie unter jähem Schreck. Aurel aber blickte aufseufzend wieder zu Boden und fuhr fort: „Dennoch streiften Sie das Wahre. Nennen Sie es Phantasterei und übertriebene Pietät, Sie haben vielleicht recht; ich nannte es damals nur meine Pflicht, das Eigenthum des Toten hinzugeben, um das Dunkel zu lichten, welches seine That zum Verbrechen machte. Sie wissen, daß ich alles aufbot, um die böse Macht zu ermitteln, welche ihn in den Tod trieb, und dafür habe ich allerdings ohne Besinnen das Vermögen geopfert, welches er mir hinterließ."

Die gefalteten Hände des jungen Mädchens schlangen sich inbrünstiger zusammen, wie ein Aufjubeln nach Todesangst rang es sich von ihren Lippen: „Sehen Sie? Also doch für ihn! Doch eine That der Selbstverleugnung."

Er machte eine jähe Geste: „Wie leicht könnte ich mich jetzt damit brüsten, Gräfin, und aus Ihrer Anerkennung Nutzen ziehen! Aber nein, ich will nicht besser scheinen, als ich bin, ich will gerade Ihnen gegenüber in jedem Wort und jedem Gedanken wahr sein, denn es ist eine grausame Wollust für einen Schuldigen sich selbst zu kasteien, und mich vor Ihnen anzuklagen, ist ein schweres und saures Büßen, das Empfindlichste, welches es für mich geben mag!" Sein Auge flammte auf. „Ortwins Vermögen gab ich noch hin in der edlen und warmen

Begeisterung, etwas Rechtschaffenes zu thun, — die Schulden aber machte ich als ehr- und pflichtvergessener Mensch nicht für ihn, sondern für mich! Meine Rache wollte ich feiern, meinen wilden Trotz befriedigen, meinen Zorn und Haß kühlen an einem Weib, welches ich nicht mehr als Ortwins Feindin verfolgen konnte und durfte, an welcher ich mich nur rächen wollte, weil sie die Ursache zu meiner Demütigung, zu meinem Sturz gewesen!" — und voll leidenschaftlicher Erregung, sich überstürzend in mitleidloser Selbstbeschuldigung, erzählte er alles, was sich in jenen letzten Tagen am Hofe abgespielt, alles, was ihn, den sinnverwirrten Rachedurstigen, in das Verderben gestürzt. Er sah nicht Annelieses erleichtertes Aufatmen, ihr Lächeln unaussprechlichen Glücks, — er schaute sie erst wieder an, als sie leise sprach: „Ich begreife Ihre Anklage und Ihre Reue nicht, Herr von Buchfeld; vorläufig müssen Sie doch abwarten, ob Sie die Schulden thatsächlich in der Übereilung und nutzlos gemacht; die Nachrichten müssen doch bald eintreffen, ob die Redakteure jenes ausländischen Journals . . ."

Er lachte auf, wie ein Verzweifelter. „Sie sind ja heute morgen eingetroffen, Gräfin, und . . . kein Mensch ist wohl je mehr und entsetzlicher aus seiner sicheren Zuversicht gerissen, wie ich!"

Anneliese schrak empor. „Allmächtiger Gott . . . waren Ihre Bemühungen etwa fruchtlos . . . erlangten Sie keinen einzigen Beweis für die Schuld Judiths?!"

Er schüttelte mit zusammengebissenen Zähnen das Haupt,

wie ein Aufstöhnen rang es sich aus seiner Brust: „Alles — alles vergeblich. Jede Hoffnung, jede fernere Möglichkeit abgeschnitten, — das Geld ist verschleudert! Einem Phantom jagte ich nach und griff leere Luft. Nun ist's aus — alles!“ Und wie in leidenschaftlicher Qual schlug er die Hände vor das bleiche Angesicht.

Minutenlang herrschte tiefe Stille. „Und der Termin für Ihre Schuld ist abgelaufen?“ fragte sie endlich leise.

„Mit dem vorgestrigen Tage. Ich hatte an Scheuner geschrieben und ihn noch für wenige Wochen um Geduld gebeten, denn ich Narr klammerte mich ja noch mit zäher Hoffnung an die entscheidenden Nachrichten aus Paris. Heute morgen aber, kurz vor Empfang des vernichtenden Briefes, machte mir der Adjutant eine Andeutung, daß meine Schulden bereits dem Regiment gemeldet seien!“

Ein Schreckenslaut klang über Annelieses Lippen; ihre Hände preßten sich gegen die schweratmende Brust. „Was nun?“

„Nun heißt es, die Früchte ernten, die man gesät!“ antwortete er mit erloschener Stimme. „Dem Glück, das man endlich fand, für ewige Zeiten den Rücken kehren. Meine Karrière ist zu Ende, ich muß den bunten Rock ausziehen, ich bin ein Bettler geworden und ein ehrloser Mensch, wenn es mir nicht gelingt, durch meiner Hände Arbeit die Schuld abzutragen, welche mich zermalmte. Und wie anders könnte es sein, — wie anders.“

Da legte sich eine Hand auf die seine. „Verzagen Sie nicht, unser lieber Herrgott im Himmel lebt noch, und

ein Mann, der so reiches Wissen sein eigen nennt, wie Sie, wird nicht zu schanden werden! Fangen Sie ein



neues Leben an! Man kann seinem König und Vaterland auch mit der Feder treu und wacker dienen, nicht

das Schwert allein erkämpft eines Mannes Glück. Sammeln und beruhigen Sie sich vorerst, warten Sie es getrosten Muts ab, was die nächsten Tage bringen, und ist's eine Bestätigung Ihrer Befürchtungen, was Gott verhüten möge, — so wollen wir unverzagt überlegen, was am besten zu beginnen sei!"

Er faßte ihre Hand mit krampfhaftem Druck und preßte sein Antlitz darauf, ein Schüttern und Beben ging wie Fieberschauer durch seine schlanke Gestalt. Jetzt sah er auf. Sie stand vor ihm, das Abendrot malte lichten Glanz um ihr Haupt, und über ihre Wangen hernieder rollten große, leuchtende Thränen tiefsten Schmerzes.

„Anneliese!" schrie er auf: „Anneliese!"

Da lächelte sie mild und voll rührenden Trostes. „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" flüsterte sie, „es ist nie zu spät, um zum Ziele zu gelangen, wenn man unverzagt die Wege geht, welche er uns führt!" Aurel richtete sich hoch auf. Alle Bitterkeit, aller Trotz war aus seinem Antlitz verschwunden, eine feste, beinahe freudige Zuversicht leuchtete von seiner Stirn. Er faßte ihre beiden Hände und sah ihr mit unaussprechlichem Blick in die Augen. „Wollen Sie mir in Gedanken nahe bleiben, Anneliese, auch wenn uns das Schicksal jetzt trennt, wollen Sie Anteil nehmen an meinem Schaffen und Ringen, wollen Sie für mich beten, daß ich in dem Kampf um das Glück Sieger bleibe?"

Sie neigte nur in stummer Bejahung das Haupt, die weißen Blüten an ihrer Brust zitterten unter den schnellen Atemzügen.

Wie ein Jubelruf klang's von seinen Lippen: „Dann helfe mir Gott! — Nun will ich alles erdulden, alles ertragen und alles wagen — für dieses Glück! Leben Sie wohl, Anneliese, jetzt, da ich scheide, steht die Sonne am Horizont und droht unterzugehn in Nacht und Finsternis, wenn ich aber zurückkehre, hebt sie hoffentlich ihr strahlend Haupt wieder über uns, denn die Sonne und das Glück gleichen sich, sie haben noch keinen betrogen, der im Vertrauen auf sie die Nacht überwunden!"

Er zog ihre Hände an die Lippen, wieder und immer wieder, und dann riß er sich wie in gewaltsamem Entschluß los, teilte mit kräftigen Armen die laublose Buchenhecke und verschwand hinter ihr auf dem Feldweg.

— — — — — — — — — — — — — — — —

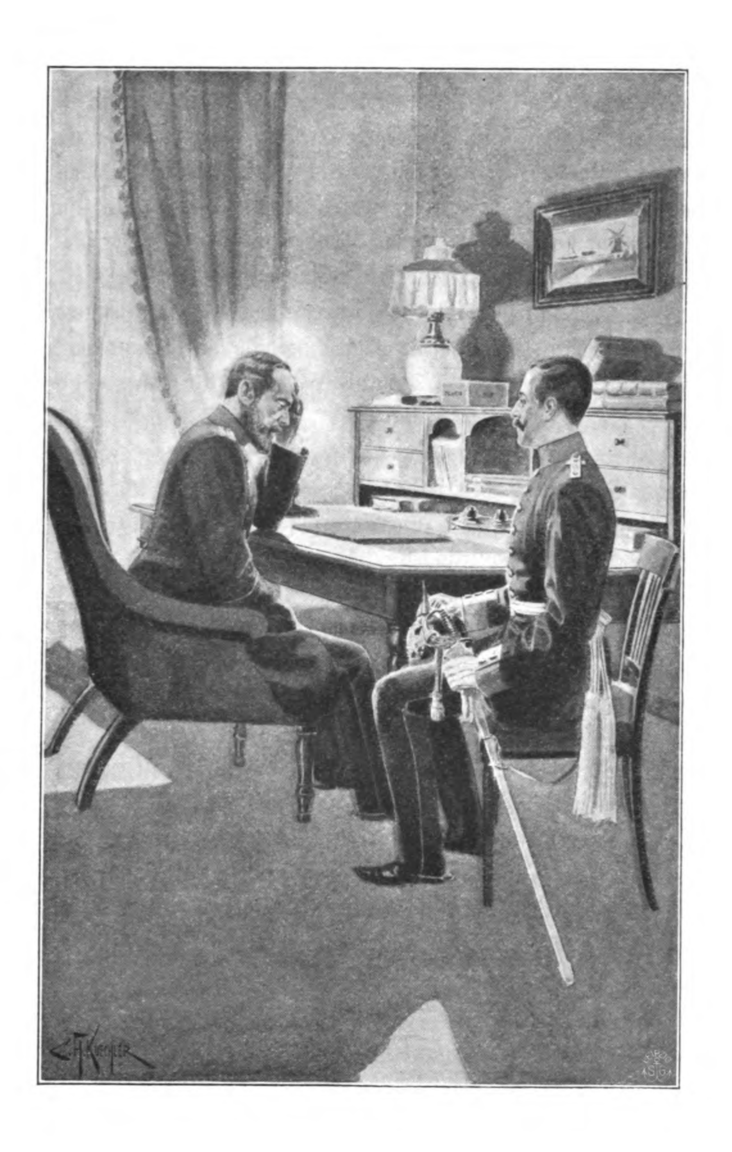
Eine Stunde war bereits vergangen, seit Heusch von Buchfeld das Zimmer seines Obersten betreten. Nicht wie einer, den ein böses Gewissen nieder drückt, auch nicht mit der finster verbitterten Miene, die man einzig bisher an ihm gekannt, sondern hoch erhobenen Hauptes, frisch und zuversichtlich, wie befreit von dem quälenden Alp der Ungewißheit, welcher zuvor auf ihm gelastet.

Er mochte sich wohl die Unterredung mit seinem Vorgesetzten anders gedacht haben; die äußerste Überraschung, Beschämung und Rührung malten sich auf seinem Antlitz, als Bergmann ihm entgegentrat, nicht als Kommandeur des Regiments, welcher seinen Untergebenen strafen und richten will, sondern wie ein Freund und Vater, der selbst einem Sinkenden voll treuer Aufopferung die Hand ent-

gegen reicht. Das Licht auf dem Schreibtisch brannte tief und tiefer, und Bergmann saß mit vorgeneigtem Haupt in dem Ledersessel davor, stützte lauschend die Stirn in die Hand und hörte voll immer wärmeren Interesses die Beichte Buchfelds an, welche dieser in rückhaltloser Offenheit ablegte.

Da spiegelte sich ein seltsamer Seelenkampf in dem Antlitz des Obersten, und als der Hauptmann geendet, erhob er sich, reichte ihm abermals die Rechte und sprach mit bewegter Stimme: „Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, Buchfeld. Ihre Angelegenheit steht allerdings recht trostlos, aber seien Sie versichert, daß ich alles, was in meinen Kräften liegt, für Sie thun werde. Falls es mir nicht möglich ist, Sie der Armee zu erhalten, was gedenken Sie zu thun?“

Aurel atmete schwer auf. „Ich habe mein Abiturientenexamen gemacht und bereits ein Jahr Philosophie studiert; ich hoffe Mittel und Wege zu finden, dieses Studium oder ein anderes, welches schneller Existenzmittel schafft, wieder aufnehmen zu können, um bald möglichst auf festen Füßen zu stehen. Es wird eine Zeit voll Arbeit, Sorge, Not und Entbehrungen sein, welche ich zu durchkämpfen habe, Herr Oberst, aber nicht allein Glauben und Zuversicht, sondern auch die Liebe gehen mit mir, und ein Mann, dem diese drei nicht untreu werden, der ist noch nicht verlassen und verloren in der Welt. Ihnen aber, Herr Oberst, lassen Sie mich meinen wärmsten und herzlichsten Dank aussprechen für die Wohlthat dieser Stunde,



welche Sie mir durch ein mehr als kameradschaftliches Wohlwollen zu einer der segensreichsten Erinnerungen gemacht. Habe ich auch das Recht verwirkt, den Degen meines Fürsten länger tragen zu dürfen, so kann ich ihn doch ohne Erbitterung in die Hand eines Mannes zurücklegen, dessen Abschied ein Segenswunsch gewesen."

Tief ergriffen neigte sich Aurel über die Hand seines Kommandeurs, dieser aber umschloß seine Rechte mit noch festerem Druck, senkte das Antlitz so tief zur Brust, daß seine Züge kaum im Schatten zu erkennen waren, und sprach leise, mit eigentümlich bebender Stimme: „Noch eins, Buchfeld. Sie haben mir offen und ehrlich einen Blick in ihr intimstes Privatleben gestattet, lassen Sie mich auch in Ihr Herz schauen. Sie sprachen von der Liebe, welche Sie begleiten wird; ist Gräfin Billstein Ihre Braut?"

Der junge Offizier zuckte mit glühendem Angesicht empor. „Herr Oberst!" rang es sich voll höchster Betroffenheit von seinen Lippen.

Bergmann machte eine leichte Kopfbewegung. „Ich bitte Sie um eine offene Antwort, Buchfeld!" wiederholte er dringlich.

Da hob ein tiefer Atemzug Aurels Brust. „Meine Braut? — nein, Herr Oberst, noch ist kein bindendes Wort gesprochen, noch habe ich nicht das Recht, um Anneliese zu werben. Wenn Gott der Herr aber meine Arbeit segnet, so hoffe ich das Glück, welches ich jetzt mutwillig verscherzt, wieder zu erringen, denn das Ziel aller meiner Wünsche und meines Strebens ist Anneliese, die Geliebte,

Hochherzige, welche gleich Ihnen den edlen Mut besitzt, für einen Mann einzutreten, der in Ungnade gefallen!"

Noch tiefer senkte sich Bergmanns Stirn. „Anneliese erwidert Ihre Liebe?"

Buchfeld hatte sich etwas vorgebeugt, um die Worte zu verstehen. Sein Auge strahlte. „Ich glaube dessen gewiß zu sein, Herr Oberst!" antwortete er mit einem Klange unaussprechlicher Glückseligkeit in der Stimme. Ein fester Händedruck.

„Gott erhalte Ihnen dies Glück. Nochmals, Buchfeld, alles, was in meinen Kräften steht, will ich für Sie thun. — Leben Sie wohl."

Still war es, ganz still in dem Zimmer Bergmanns. Vom Turm hatte es längst die Mitternachtsstunde verkündet, das Licht auf dem Schreibtisch flackerte noch einmal auf und erlosch, gedämpft wie die Leuchte in einem Krankenzimmer schimmerte die Lampe unter dem grünen Schirm. Der Oberst hatte die Arme auf den Tisch gelegt und das Haupt darauf nieder geneigt. Regungslos; aber er schlief nicht. Einst hatte er als junger Major im Kampfe gestanden. Das mörderische Feuer rieb sein Regiment auf, bis auf wenig Mann; aber die Schanze war noch nicht genommen, und die Brüder warteten verzweifelt auf Unterstützung. Da nahm er dem sinkenden Kamerad die Fahne aus der Hand, sammelte um sich, was noch die Füße regen konnte, und stürmte todesmutig auf blutiger Bahn zum Siege! Damals hatten die Kugeln

auch seinen Leib zerrissen, aus acht Wunden blutend trug man ihn vom Schlachtfeld, und als er die Augen wieder aufschlug, dachte er: „Dies ist wohl deines Lebens heißester Kampf gewesen!"

Daran gedachte er heute nacht. Hatte er damals recht gehabt? Ein Aufstöhnen entrang sich seiner Brust. Wohl dem, dessen Feind nur ein Mensch aus Fleisch und Blut ist, — damals hatte er ihm ins Auge geschaut und ihn voll jauchzenden Kampfesmuts mit Fäusten gepackt, — heute nacht kämpfte er gegen sein schwaches Herz und sein Gewissen, gegen die Selbstsucht und Eitelkeit, welche lieber andere aufopfert wie sich selber. Damals war er von seinen Wunden genesen, zu voller, blühender Manneskraft, als aber nach dieser heutigen Nacht die Morgensonne sein Haupt traf, da beleuchtete sie die ersten Silberfäden in seinem Haar, da war der jugendliche Oberst für sein ganzes Leben ein alter Invalid geworden.

Der Regimentsadjutant stand vor ihm und erwartete die Bestimmungen, welche Bergmann in der Angelegenheit Heusch von Buchfelds getroffen. Der Oberst richtete sich wie mit einem gewaltsamen Ruck empor und wandte sich ab. „Jedwede Meldung darüber soll vorläufig unterbleiben", befahl er kurz und herb.

Der Adjutant wich betroffen zurück. Jähe Bestürzung malte sich in seinen Zügen.

„Herr Oberst . . ." stotterte er, „darf ich mir erlauben, noch einmal darauf aufmerksam zu machen, daß die Meldung uns auf dienstlichem Wege . . ."

„Gleichviel!“ Bergmanns Stimme klang fernem Donnergrollen gleich, „die Sache ist vorläufig erledigt.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da war der Würfel gefallen.

Auch in Aurels Zimmer hatte die Lampe bis in den jungen Tag hinein gebrannt. Ruhelos war er auf und nieder gewandert, bis er einig mit sich geworden war, bis seine Zukunft klar und bestimmt vor ihm lag. Jetzt ist jede Minute kostbar, und je schneller er sich wieder in seine Studien einarbeitet, desto besser. Als Ortwin sich zu den verschiedenen Examina vorbereitete, gab ihm Aurel all seine wissenschaftlichen Werke mit; er fand sie in jener Schreckenszeit bei dem Erschossenen wieder vor, warf alles in die großen Kisten, ließ sie in Hast und Eile vernageln und führte sie bei dem wiederholten Domizilwechsel mit sich, ohne sie je wieder zu öffnen. Nun war ihre Zeit gekommen. Am andern Tage schaffte sie der Hauptmann mit Hilfe seines Burschen herzu und benutzte die nächsten freien Abende, ihren Inhalt zu ordnen und zu sortieren. So konnte er wenigstens seiner neuen Carriere vorarbeiten, bis ihn der Abschied erreichte. Seltsamerweise ließ derselbe länger, als man denken konnte, auf sich warten. Bergmann hatte ihm einen mehrwöchentlichen Urlaub bewilligt, und Aurel saß von früh bis spät in eifrigsten Studien in seinem einsamen Zimmer.

Die Kisten waren fast sämtlich geöffnet und ausgepackt, nur die kleinste stand noch seitlich neben dem Schreibtisch und harrte der Sichtung.

Es war ein trüber, regnerischer Frühlingsabend. Die Wolken hingen tief am Himmel, laue Tropfen schlugen an die Scheiben, und der Wind sauste wie in leiser Melodie um das kleine Giebelhäuschen, darin soeben die Lampe in Aurels Zimmer aufleuchtete. Er schob den Kistendeckel beiseite und begann die einzelnen Bücher heraus zu nehmen. Er suchte nach einem kleinen Bändchen, welches ihm noch in der Reihe seiner alten Studiengenossen fehlte, und da er abermals zugriff, hielt er ein rotes Heft in der Hand, welches ihm fremd und dennoch bekannt erschien. Ortwins Schrift? „Die Königin von Saba, eine Geschichte nach dem Leben, wahrheitsgetreu meinem lieben, strengen Lehrmeister Aurel gebeichtet." Ein wehes, beinahe herbes Lächeln zuckte um des Lesers Lippen. Richtig, die Novelle Ortwins, welche er an jenem Abend, da er mit Gräfin Vare den Nachlaß des Toten ordnete, einem jähen Impuls zufolge aus der Hand gelegt. Ganz und gar in Vergessenheit war das rote Büchlein geraten; auch heute hat der Hauptmann keine Zeit, die Geschichte von der Königin von Saba, zu lesen. Er blättert mechanisch darin herum, zu sehen, um was es sich handelt. Da fällt ein Billet heraus und flattert vor seine Füße. Von wem? Buchfeld schnellt empor, da er die Schriftzüge der Adresse sieht. Von Judith? Ah, laßt sehen, was sie dem jungen Freunde mitzuteilen hat! Wie? Das Datum besagt, daß dieses Billet zwei Tage vor Ortwins Tod geschrieben. Aurel tritt voll fiebernder Hast näher zum Licht. „Mein lieber, getreuer Dahlen", liest er, „können Sie wahrlich so grau=

sam sein, mich derart zu quälen? Voll bebender Ungeduld habe ich Sie den ganzen Tag erwartet! Es war unrecht und höchst unritterlich von Ihnen, mir das Diktat zu entführen, und Ihr soeben erhaltener Brief strotzt von



Beleidigungen gegen mich! ‚Verräterin‘ — das ist ein hartes Wort, und ‚schamlos . . . nichtswürdig‘ sind Ausdrücke, welche Sie nicht verantworten können! Ich halte sie Ihrer so sehr gereizten Stimmung zu gute und verzeihe sie Ihnen, wenn Sie augenblicklich zu mir kommen, daß ich Ihnen die ganze mysteriöse Diktataffaire erklären

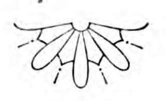
kann. Ja, ja; ich habe Sie dupiert, absichtlich getäuscht, aber doch aus gewichtigsten Gründen! Sie sollen alles erfahren, warum aus dem Großmeister ein Großherzog wurde, warum diese ganze Komödie in Scene gesetzt wurde! Ich beschwöre Sie, kommen Sie sofort! Habe ich mich derart in Ihnen getäuscht? Ich hielt Sie für meinen treuesten Freund! Krank und todelend bin ich vor Aufregung, seien Sie barmherzig — ich weiß nicht mehr, was ich

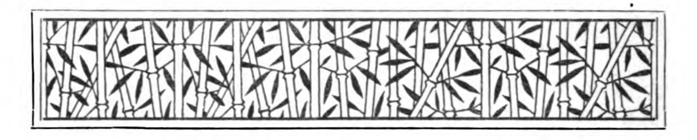


thue — ich bin in diesem Augenblick zu allem fähig, mein armer Kopf ist wirr und unzurechnungsfähig! Ortwin! Sie sind ein Dahlen! — Denken Sie an den Abend auf meinem Balkon. „Bin ich ein Schandbub, daß ich ein Weib verrate?!“ — Bei Gott im Himmel, Sie sind es, wenn Sie Ihre Drohung wahr machen und dem Großherzog das Diktat bringen, — denn in derselben Stunde ist Judith Vare eine Leiche. — Bei meinem Leben, Ortwin, kommen Sie!“

Schon während des Lesens hatte Aurel wie schwindelnd nach der Stuhllehne gegriffen, jetzt brach ein dumpfer, unartikulierter Schrei aus seiner Kehle. „Gott! Großer, barmherziger und ewig gerechter Gott, Du verlässest nicht die, welche an Dich glauben!“

Die Uhr tickte ihr einförmig Lied, und als sie die nächste Stunde verkündete, da neigte Buchfeld das Haupt auf die gefalteten Hände, welche auf dem roten Buche ruhten. Thränen netzten seine Wimpern, Thränen des Dankes und der Erlösung, Thränen tiefsten Schmerzes. Ortwins Ehre war gerettet. Hier diese stummen Blätter enthüllten in unantastbarer Wahrheit das Geheimnis seines Todes. Judith Vare aber richtete sich selbst.





XXIV.

„Du hast mich zu Grunde gerichtet . . ."
Heine.

Aurel schlug das rote Buch wieder und immer wieder auf. Sein Auge überflog noch einmal stellenweise seinen Inhalt. — Da stand:

„Andere Leute schreiben Romane — ich schreibe Wahrheit, meinen eigenen Roman, Aurel. Einst lege ich ihn in deine Hand, damit du mich verstehen sollst, entweder, wenn das Unerhörte geschieht, und der blutjunge Offizier eine Frau heiratet, die den Jahren nach seine Mutter sein könnte, oder wenn er aus Verzweiflung über eine Abweisung ihrerseits sich eine Kugel durch den Kopf gejagt — nur eins dieser beiden Schlußkapitel ist möglich! Du, der Pessimist, der weder die Weiber noch die Liebe kennt, wirst meine Handlungsweise begreifen, wenn ich dir hier in diesen Blättern meine Herzenskönigin spiegele, ganz so wie sie ist, ganz so, wie sie es mir angethan. — Judith ist ein Bild von Saïs für jeden, der so kaltes Blut hat wie du, darum laß mich den Schleier heben!

Beim ersten Besuch hatte ich sie verfehlt; nun sah ich sie von Angesicht zu Angesicht. Sie erwartete ihre Gäste und stand inmitten der königlichen Pracht ihres Salons. Licht, Duft, Schimmern und Blenden ringsum. Sie selber des Märchens Königin. Anders, ganz anders wie andere Frauen. Welch ein Haar! es funkelt wie Gold und Perlmutter! welch ein Körper, erleuchtet durch den Silberflor, wie der Leib eines Meerweibes durch Wellenschaum! Sie reichte mir nicht eine, sie reichte mir beide Hände. Wie sie mich ansah! wie sie mich willkommen hieß! Ich stand ihr gegenüber und zitterte wie Espenlaub. Da lächelte sie — Gott im Himmel, dieses Lächeln!



— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie ist nicht hübsch, sie ist nicht schön, sie ist mehr wie beides. Geistreiche Frauen werden nicht alt, oder

besser gesagt, das Alter schadet ihnen nichts, im Gegenteil, es ist ihnen nötig wie dem Wein, wenn er feurig und berauschend sein soll. Judith ist beides; ein einzig Wort, ein einziger Blick von ihr geht mehr ins Blut, als die höchste Gunstbezeugung jener ausdruckslosen Nebelgestalten, welche man junge Mädchen nennt . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich sitze zu ihren Füßen auf dem Balkon. Über uns dämmern glutrote Lampions im Laub, blühende Zweige duften betäubend stark, fern aus dem Park klingt das Abendkonzert in irren, traumverlorenen Akkorden. Judith zerpflückt mit schneeweißen Händen die Rosen an ihrer Brust, und weil ich jedes einzelne Blättchen auffange, es gleich einem Heiligtum zu bergen, so nennt sie mich einen Schwärmer und Phantast, aber sie lächelt dazu, als ob's ihr wohlgefiele. — Warum muß der Diener noch schäumenden Sekt servieren? Bin ich nicht schon trunken genug vor Entzücken?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Täglich bin ich bei ihr — sie vermißt mich wohl nicht, wenn ich fortbleibe, aber sie gewöhnt sich an meine Gegenwart und sieht sie gern. — Wie oft darf man eigentlich einer Dame die Hand küssen? Ich bin so vergeßlich im Zählen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Königin von Saba! Wie gut war's, daß die lange Hoftrauer den Prinz Karneval in Bann und Ketten hielt, nun treibt die Saison im Mai und Juni ihre schillernden

Blüten! Es erregt Aufsehen, daß Judith mich bereits als Fähnrich in die Gesellschaft eingeführt hat, aber man nimmt mich mit der größten Zuvorkommenheit auf, um ihretwillen. Und ich soll nicht eitel darauf sein? Welch armer Sterblicher behielte wohl seinen Verstand, wenn ihn die Huld einer Göttin zum Himmel hebt? — Judith ist immer bezaubernd, aber ihr eigentliches Element ist die hohe Flut von Kerzenlicht und berauschenden Festklängen. Königin von Saba! — verdient sie nicht diesen Namen? Goldfunkelnde Seide umschmiegt sie, Geschmeide blitzt an Brust, Arm und Haar, sie steht und spricht — da steht selbst der Klügste und trinkt neuen Geistesodem von ihren Lippen.

War's kühn, ihr Rosen und Gedichte zu senden? Hätte ich bescheidener sein sollen, trotz der auffallenden Zuneigung, mit welcher sie mich ausgezeichnet? — Wohl mir, daß ich es wagte! — Ganz allein mit ihr im lauschigen Boudoir. Blitze zischten durch die dunkle Nacht, und Judith senkte die Augen gegen meinen Arm, da umfaßte ich sie und drückte schützend ihren zitternden Körper an meine Brust. Ist das nicht eines Gedichtes wert? Kühne, leidenschaftliche Verse wurden es, aber Judith zürnte ihnen nicht. Sie hob die Hände und strich sich über Stirn und Haar. „Wie ist die Begeisterung der Jugend so schön“, flüsterte sie, und in ihren Augen schimmerte es wunderseltsam, und ihr Nixenhaar sprühte Funken, daß mir das Lied der Lurley in den Sinn kam, „hätte ich Ihre ideale Feuerseele, würde ich besseres schaffen, so bin ich nur

Stümperin." — Dann vertraute sie mir an, daß auch sie hier und da die Silberschwingen der Poesie zum Olymp tragen, wie einst Sappho. Ich beschwor sie, mir vorzulesen. Sie legte plötzlich beide Hände auf meine Schultern und zog mich näher zu sich heran. Ihr Blick trank meine Seele, ich erschauderte unter ihm. „Noch nicht — aber bald!" klang's leise von ihren Lippen, und es war, als spräche sie mehr zu sich, als zu mir.

Und doch! Nun ist's geschehen. Judith ist krank, durch einen unglücklichen Zufall hat sie sich im Bad, beim Öffnen des Krahnes, die Hand verbrüht. Sie trägt dieselbe verbunden, unfähig zu schreiben. Da trieb sie die Not, mir ihr volles ganzes Vertrauen zu schenken. Sie arbeitet an einer Novelle und muß dieselbe zu bestimmtem Termin vollenden, da soll ich ihre Hand und Hilfe sein! Welch ein Abend! Sind heute alle kleinen Spukgeister des Übermuts und der Tollheit losgelassen? Ich habe Judith noch nie so launig gesehen wie heute abend. Sie diktiert mir, und ich schreibe. Dazwischen lacht sie und wirft mir Blumen ins Gesicht und sagt: „Fordern Sie nachher ihren Lohn, aber bescheiden!" — Ein Kuß! und wenn's mein Leben kostet! Ich bin wie von Sinnen. Was ich eigentlich schreibe, weiß ich nicht, es scheint eine Geschichte aus alter Zeit zu sein; ein Großmeister und eine schöne Gräfin spielen die Hauptrolle, manchmal etwas französisch angehaucht, man liest starke Sachen zwischen den Zeilen, oft werden sie auch ausgesprochen, mir schießt das Blut in den Kopf und macht mich blind und toll! Auch entschiedene Anachro-

nismen kommen darin vor, in die Großmeisterzeit spielen plötzlich die modernsten Verhältnisse und Zustände — Manöver u. s. w. und Ministerium des Innern und Depeschen — ich muß manchmal an mich halten, um nicht zu lachen und sie auf solche Fehler aufmerksam zu machen. Oft scheint's mir, als handle es sich um eine Parodie. — Mag's sein, wie's will, was kümmert's mich? Ich weiß kaum noch, was ich schreibe, ich habe nur Gedanken und Augen für sie! Ein Kuß! ein Kuß! — Sie ahnt, was ich fordern werde, aber sie wird nicht böse. Sie ist wie ein ausgelassenes Kind, es macht ihr unendlichen Scherz, mir immer wieder einzuschenken und anzustoßen — will sie mich mit dem schweren Wein betrunken machen? Ich glaube, ich bin es schon — berauscht und betrunken — ein Kuß! ein Kuß! mein Leben für einen Kuß! — — —

Drei Abende lang haben wir so wie im Rausche zusammen gesessen — aber der Kuß ist immer noch der verheißene Lohn, um welchen ich schreibe.

Nun ist sie wieder gesund. — „Wenn die Geschichte gedruckt ist, zahle ich Ihnen das Honorar!“ neckt sie. Und ich? — ach, hätte ich doch mehr Mut! Man munkelt lauter thörichte Dinge, daß Max Christoph heimlich mit Judith vermählt sei — ich fiebere vor Eifersucht — ich könnte rasend werden. — Wie man sich erzählt, ist in einer ausländischen Zeitung ein unglaublicher Skandalartikel darüber erschienen. Ich stürmte zu Judith hin. Sie wußte davon, meine Erregung schien sie zu beunruhigen, denn ich drohte, jeden zu morden, der solche Lügen verbreitet! Da

nahm sie plötzlich meinen Kopf zwischen beide Hände und sah mich an, daß sich Himmel und Erde im Schwindel um mich drehten. „Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Ortwin?“ sprach sie leise. — „Ich sterbe für Sie!“ — „Gut, so geloben Sie mir, nie einen jener Skandalartikel zu lesen, welche in besagter Zeitung erscheinen, schwören Sie's! Und damit Ihre Augen nie ungehorsam werden, will ich sie verschließen mit dem Siegel, welches Sie einzig zu meinem Ritter macht, Ortwin!“ und sie zog meinen Kopf herab und küßte mich auf beide Augen. — Mit einem jauchzenden Aufschrei sank ich ihr zu Füßen. —

Heute ist das erste Ziel erreicht, ich bin Offizier geworden. Das zweite ist Judith. Sie muß mein eigen werden, sie muß es, soll ich nicht zu Grunde gehen. Bin ich etwa eifersüchtig auf einen Mann mit weißem Haar? auf einen kranken, halbgestorbenen Großherzog? — o nein! mögen die empörenden Artikel aussagen, was sie wollen, ich weiß, daß sie lügen! Alle Welt ist in Aufregung darüber, ich lache! Meine Augen lesen sie nicht, die tragen ein köstlich, köstlich Siegel, das macht sie blind für die Welt. Judith ist wieder krank und liegt auf der Chaiselongue, sie will mir heute abend wieder diktieren, die Novelle erfordert noch zwei Kapitel zum Einschieben! — Entzückendste aller Novellen, wie machst du mich wieder so reich. — — — — — — — — — — — — — —

Ins Manöver! Judith fürchtet, daß ich nach demselben versetzt werde, sie will alles aufbieten, um es zu verhindern.

Warum will sie absolut keine Korrespondenz? Seltsame Frau, nicht an sie, aber auch an niemand anders soll ich schreiben! Sie ist so nervös aufgeregt, so seltsam verändert, — ist sie eifersüchtig, daß sie keinem andern Menschen eine Zeile von mir gönnen will? Ich gehe daher wie im Traum — ich bin auch krank. — — — — — — — — — — —

Nun ist alles wieder beim alten. Nur Judith ist elend und hat viel Nervenschmerzen, sie leugnet, aber ich bin fest überzeugt, daß die Zeitungsartikel daran schuld sind, sie sollen ja empörend sein. Man hat ein Theaterspielen arrangiert. Lächerlich! die Gräfin Billstein und ich! Sie mag ein gutes, braves Mädchen sein, aber sie ist eine halbe Nonne. Die verkörperte Pflichterfüllung! Wenn Aurel die sehen würde, bekäme er wohl eine bessere Meinung von den Frauen, mein Geschmack ist sie nicht. Ich liebe nicht das Veilchen, sondern die Rose; sie! sie!! — Bin ich von Sinnen? — ich soll wahrlich von hier versetzt werden? Vorläufig halte ich es für ein Gerede.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aurel! Aurel! komm und schütze mich vor dem Wahnsinn, Gott hat mich verlassen! Ich habe nicht gewußt, was das Wort „Verzweiflung“ bedeutet, jetzt packt's mich und raubt mir den Verstand! Ich habe nicht gelesen, ich habe meinen Schwur gehalten — aber der Zufall! Ach! warum hat sie mich nicht auch auf die Ohren geküßt, daß ich taub wurde?! — Judith! — ich grabe die Nägel in mein Fleisch, um zu wissen, ob ich wache oder träume — Judith — wenn es Wahrheit wäre, daß du mich so grauen-

voll betrogen, daß du mit mir ein so verruchtes Spiel getrieben! Mein Herz kannst du zertreten, aber meine Ehre sollst du nie in den Staub herab ziehen. — Gott im Himmel, warum thust du mir das! Kann ich noch zweifeln? Hier halte ich das Manuskript in den Händen, welches ich im Übermut gestern mit mir nahm, als Geißel, bis sie Lösegeld zahlen würde. Hat sie mir auch verboten, dieses Manuskript zu lesen? Bin ich in Wahrheit blind, daß ich die Änderungen nicht sehe? Wie Schuppen fällt es mir von den Augen! Jetzt begreife ich, was ich geschrieben! Und das als Offizier! Das als Unterthan meines Großherzogs! Muß ich mein Wort auch einer Verräterin halten, einem Weibe, welches über die zertrümmerte Ehre, über das vergiftete Leben eines ahnungslosen Opfers, durch solch nichtswürdige Intriguen auf einen Thron steigen will? Nein! ich will sie lesen, diese Schmähartikel in der Zeitung.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aurel! wie kann alle Liebe in solch rasendem Hasse sterben! Ich verfluche das Weib, das noch vor einer Tageswende meines Daseins Göttin war! Barmherziger Vater im Himmel, du hast diesem Roman meines Lebens einen nie geahnten, grauenvollen Schluß gegeben. Ehrlos, — gebrandmarkt, — beschimpft vor der ganzen Welt — ich — ich! Mein ganzes Wesen und Sein lechzt nach Rache! Ich weiß nicht, was ich in meiner sinnlosen Aufregung alles an Judith geschrieben, ich weiß nur, daß ich jetzt zum Großherzog gehen will, alles aufzuklären und

zu enthüllen. Nun weiß ich auch, woher Judiths plötzlicher Reichthum stammt, welcher in den Augen der Welt ein Beweis für ihre Schande ist. Wo blieben die Summen, welche Max Christoph zur Entdeckung des Geheimnisses in Judiths Hände legte? Sie, welche jene schamlosen Angriffe und Verdächtigungen selber ersonnen, die sich selber mit Kot bewarf, den Großherzog zu zwingen, sie zu rehabilitieren, — sie hat diese Gelder veruntreut, wie jeder Atemzug an ihr Falsch und Treulosigkeit ist! Aurel — wenn man mich verdächtigte, auch an dieser Schande teil zu haben — Gott! Gott! mir rast der Wahnsinn durchs Hirn.

Sie schreibt mir. Ich soll kommen. „Bin ich ein Schandbub, daß ich ein Weib verrate?" Wie Hohngelächter gellt's mir vor den Ohren. Nicht nur verraten, nein, vernichten, zerschmettern will ich sie durch meinen Gang zum Großherzog! Hat sie mich geschont, hat sie sich meines jungen Lebens erbarmt? Nein! vergiftet hat sie's, und an diesem Gift soll sie selbst zu Grunde gehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aurel — ich wollte nicht zu ihr gehen, ich wollte nicht als ein Ehrloser sterben, ich wollte meinem Herrn und Großherzog in furchtloser Selbstanklage vor das Auge treten. Ich war schon gerüstet zu dem schweren Gang. Da öffnete sich die Thüre, da kam Judith Vare zu mir. Aurel — hast du je ein Weib geliebt, so rasend, so sinnlos wie ich diese Teufelin mit der Engelsstimme? Hast du je ein Weib zu deinen Füßen liegen sehen? Sieh, sie warf sich

vor mir nieder, umklammerte mich mit den schneeweißen Armen und flehte um ihr Leben. Ein verräterisches Wort von mir jage sie in den Tod, mein Gang zum Großherzog mache mich zu ihrem Mörder. Du hast niemals Judiths Augen gesehen! Sie weinte, ihre Lippen brannten auf meinen Händen — da schrie mein Herz auf in seiner alten Liebe: Schone sie! bist du ein Schandbub, der ein Weib verrät?

Ich weiß nicht, was ich ihr gesagt und gelobt, ich weiß nur, ich reichte ihr das Manuskript, den Beweis ihrer Schuld. Sie sprach von Liebe und Glück, von reichem, königlichem Lohn, sie wollte mir um den Hals fallen und mich küssen. Ich bin von ihr zurück gewichen, meine Lippen haben die ihren nicht berührt. Gott gab mir wohl die Kraft dazu. Nun bin ich allein. Aurel, ich bin kein Schandbub, der ein Weib verrät, aber ich bin auch kein Schurke, der ein Leben erträgt, welches entehrt ist. Judith schwor mir, daß jede Entdeckung ausgeschlossen sei — glaubt sie damit das Schandmal von meiner Stirn zu waschen? Ich muß schweigen, will ich nicht eines Weibes Mörder sein; wo schweigt sich's besser, wie tief drunten in dem engen Kämmerlein, dessen Thür nur Gott im Himmel einst erschließt? Ich gehe meinen letzten Gang. Warum ich diese Worte noch niederschrieb? Du warst mir Vater, Bruder und Freund, Aurel; Gott lohne dir alle Treue, alle Liebe, die du mir seit meines Lebens erster Stunde dargebracht. Die Welt wird meinen Tod nicht begreifen, darf ich auch von dir gehen, ohne Rechenschaft

abzulegen über diesen Schritt der Verzweiflung? Du hast mir den Begriff der Ehre erweckt, anerzogen, mir felsenfest ins Herz gelegt; du weißt, daß ich nicht den Tod als Feigling suchte, sondern daß ich um der Ehre willen starb. Dir habe ich gebeichtet, dir habe ich selbst ein Weib verraten; aber ich sterbe dennoch ruhig, Aurel, weil ich weiß, daß du die letzte Bitte deines Lieblings heilig halten wirst, daß du nie und nimmermehr zum Kläger Judith Vares, nie zum Verräter eines Weibes wirst, was dein Bruder treu und leidenschaftlich bis in den Tod geliebt. Um meiner Ruhe im Grabe willen, gelobe es Aurel. Und nun gute Nacht, du treues Herz. Du hast oft an meinem Bett gestanden und mir eine sanfte Ruhe gewünscht, thu's auch heute. Wir scheiden nicht für ewig, Aurel, wir sehen uns wieder. Einst. Ich schlafe nur bis unser Vater im Himmel mich weckt. Mir wird wohl sein! Gott segne dich, so wie ich dich segne in dieser letzten Stunde! —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Aufschluchzen entrang sich der Brust des Lesenden, wie gebrochen sank sein Haupt auf das weiße Blatt hernieder. „So legst du mir endlich die Waffe in die Hand, barmherziger Gott, und bindest dieselbe dennoch, daß sie nicht Vergeltung üben kann! Soll denn der Gerechtigkeit niemals ihr Sieg werden? Soll das Böse triumphieren und diejenigen in den Staub treten, welche weder dich, noch Ehre und Treue hochhalten?!"

Der Regen rauscht gegen die Scheiben, Raben krächzen übers Dach, und die Bäume im Garten brausen und



knarren im Frühlingssturm. An die Thüre hat es leise geklopft und klopft zum zweitenmal. Mechanisch erhebt sich Buchfeld und öffnet. Einen Augenblick starrt er wie von einer Vision erschreckt in den Flur hinaus, als täusche ihn sein Auge im Dunkel, dann taumelt er zurück und hebt beide Hände wie in drohender Abwehr: Gräfin Vare!"

Judith tritt hastig über die Schwelle und zieht die Thür hinter sich zu. Sie steht ihm gegenüber, wie eine düstere Schreckgestalt, die schwarzen Falten ihres Kleides hängen regennaß und schwer an ihr nieder, der dichte Schleier ist zurückgeschlagen und umrahmt ein geisterhaft bleiches Angesicht. Judith Vare? ist sie es wahrlich? Dieses todeselende, gebrochene Weib, dessen Augen aus tiefen, bläulichen Schatten so hohl hervorschauen, als hätten sie seit Wochen keinen Schlaf mehr gefunden?

Sie stützt sich müde auf den nächsten Stuhl und ringt

nach Atem. „Ruhe — um alles in der Welt nennen Sie meinen Namen nicht, Buchfeld, keine Menschenseele darf ahnen, daß ich hier war.“ Sie macht eine Pause, ihr Blick brennt auf seinem Antlitz, es ist, als trinke sie sich in durstigen Zügen an seinem Anblick satt. Eine verzehrende Leidenschaftlichkeit läßt ihre Nasenflügel beben und scheint Leib und Seele in fiebernde Erregung zu versetzen.

Aurels Auge flammt zornig auf sie nieder, seine Hände zucken, als wollten sie sich in jähem Hasse heben, das Weib, welches er soeben noch in Gedanken verflucht, zu packen und zu zermalmen. „Verlassen Sie mein Zimmer! Wie wagen Sie es, mir noch einmal im Leben unter die Augen zu treten?“

Sie faltet die Hände und hebt sie wie beschwörend gegen ihn. „Mäßigen Sie sich, um Ihrer selbst willen — glauben Sie, es sei mir leicht geworden, so alle Schranken der Weiblichkeit unter die Füße zu treten und bei Nacht und Nebel heimlich zu einem Manne zu reisen, welcher mir dieses Opfer kaum danken, geschweige denn lohnen wird? Aber ich mußte kommen, Buchfeld, ich mußte! Wie böse Geister hat's hinter mir gestanden und mich hierher gepeitscht, ich habe nicht mehr nach der Welt gefragt, ich habe gethan, was ich thun mußte, um nicht zu Grunde zu gehen an der Qual dieses Hangens und Bangens! Unterbrechen Sie mich nicht —“ sie sprang auf, ihr Auge blickte wie in halb irrsinniger Angst zu ihm auf, „lassen Sie mich sprechen, sonst ersticke ich an meinen eignen

Worten! Sie sollen und müssen mich hören, Sie ahnen nicht, was ich in den letzten Wochen um Sie gelitten habe! Geben Sie mir Antwort! Wie war es möglich, daß der Oberst nicht von Ihren Schulden Meldung gemacht hat?"

Ein unendlich verächtliches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel. Sein Blick maß sie vom Scheitel bis zur Sohle. „Ah — Sie wissen auch von diesen Schulden? Dankt das Regiment seine Kenntnis etwa Ihnen?"

Sie nickte hastig mit dem Kopfe. „Ja!" sagte sie herb. „Auf meinen Befehl hat Scheuner Anzeige davon gemacht!" Sein sarkastisches Auflachen unterbricht sie nicht, sie tritt in fieberhafter Erregung näher. „Ich meinte es gut, ich wollte ein Gewaltmittel anwenden, Sie der Gnade des Großherzogs wieder zuzuführen, und die empörende Eigenwilligkeit, das unkorrekte Benehmen Bergmanns droht diesen Plan zu vereiteln! Die Tage Max Christophs sind gezählt — kann ich nicht augenblicklich für Sie eintreten, so ist mir in Zukunft jedes Mittel abgeschnitten zu sühnen, was ich an Ihnen verbrochen habe, und dieser Gedanke macht mich wahnsinnig! Er quält und foltert mich Tag und Nacht, und beim ewigen Himmel, Buchfeld, wenn es eine Vergeltung gibt, so habe ich sie erfahren! Diese letzten Wochen waren ein Fegefeuer, in welchem meine Seele hundertfachen Tod gestorben; ich bin nicht mehr die Judith Vare von ehedem, ich bin ein gerichtetes Weib, dessen Leib und Seele auf der Folter gelegen, seit Sie meinen Weg gekreuzt!" Sie verschlang die Hände, bleiche, abgezehrte Hände, krampfhaft ineinander

und sank auf den Stuhl nieder, ihre Stimme klang wie ein leises Wimmern.

Aurel zog finster die Brauen zusammen. „Was Sie an mir verbrochen?“ stieß er durch die Zähne hervor.

Sie neigte das Haupt tiefer. „An Ortwin und an Ihnen, warum es noch leugnen? Ich habe nicht mehr die Kraft, diese Komödie durchzuführen. Ich bin hierher gekommen, um wahr zu sein, um meine Schuld zu bekennen und Ihre Vergebung zu erflehen. Vor mir leuchtet das Bild eines Weibes, das sündigte, und der dennoch von ihrem Heiland vergeben ward. Ich habe Sie getäuscht, Buchfeld, ich bin nicht schuldlos an Ortwins Tod; ich habe nicht geglaubt, daß es so furchtbar enden würde, ich habe diese grauenvolle That nicht gewollt, ich war leichtsinnig, aber nicht schlecht.“

„Ich weiß es.“

Sie zuckte empor; ihr glanzloses Auge flackerte auf. „Was wissen Sie bereits?“

Langsam griff Aurel nach den letzten Aufzeichnungen des Bruders und reichte Buch und Brief der Gräfin dar. Sie neigte sich tief darüber. Die Wirkung war anders, als er erwartet hatte. Kein Aufschrei des Schreckens, kein Ausbruch wilder Leidenschaft, ihr Antlitz nur, das schon vorher farblos gewesen, ward totenbleich und zeigte noch tiefere Schatten, es war, als schlügen ihre Zähne wie im Schüttelfrost aufeinander. Sie nickte stumm vor sich hin, und dann lehnte sie den Kopf zurück und schloß sekundenlang die Augen.

„Die letzte Beichte eines Mannes, der in den Tod ging!“ sagte Aurel leise. „Sie lügt nicht.“

„Nein, diese Beichte lügt nicht.“ Judith schlug die müden Augen auf, eine unaussprechliche Schwermut lag auf ihrem Angesicht. „Wohl mir, daß diese Blätter mir das Bekenntnis meiner Schuld ersparen. Warum haben Sie nicht früher von diesem Richtschwert Gebrauch gemacht?“

„Weil ich das Buch erst heute fand.“

„Seltsam, und doch haben Sie mich gehaßt.“ Die Gräfin erhob sich, die alte Leidenschaftlichkeit flammte aus ihren Augen und schien wieder jede Muskel und jeden Nerv an ihr zu straffen. „Da suchten Sie nach Beweisen meiner Schuld, und weil Sie dieselben nicht fanden, zweifelten Sie an Gottes Gerechtigkeit. Ach, daß Sie doch früher diese Anklage hier gefunden! Ein Todesstreich, der uns vernichtet, ist Wohlthat gegen die Marter eines tropfenweis verblutenden Herzens! Sie wollten Ihres Bruders Rächer sein und ahnten nicht, daß Sie die grausamste Rache nahmen, welche eine Schuldige treffen kann. Nur vor der Welt richten und entlarven wollten Sie mich und vernichteten mich doch in mir selbst, nur mein Fleisch wollten Sie treffen und rissen mir doch Herz und Seele auseinander! Buchfeld, ein Weib, das sein Leben lang derart mit den gleißenden Götzenbildern der Welt gespielt, wie ich, ist kalt und gleichgültig geworden gegen die Gefahr, sie stürzen zu sehen! Hätten Sie mir Ehre, Macht und Stellung genommen, wäre es nur ein Hieb mit flacher

Klinge gewesen, welcher an dem Panzer meiner Gleichgültigkeit und meines Leichtsinns wirkungslos abgeprallt wäre, so aber sprach die Vergeltung „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" Mit kaltem Blute hatte ich Ortwin in mich verliebt gemacht, bis zur Raserei, ich selber kannte keine Liebe, ich hatte kein Mitleid und kein Erbarmen mit meinem Opfer! Die Liebe zu mir trieb ihn in den Tod und selbst da noch spottete ich einer Leidenschaft, die zur Sinnlosigkeit wird! Ortwin aber sandte seinen Rächer. Sie traten mir in den Weg, Buchfeld, und die Gerechtigkeit feierte ihren Sieg! Wie ein Fieber, wie ein Wahnsinn kam die Liebe über mich! Es war, als hätten alle Mächte der Hölle sich verschworen, mich blind und toll in eine Leidenschaft hinein zu treiben, welche mich mit allen Qualen einer unerwiderten Neigung folterte! Da litt ich selber in tausendfachem Weh, was ich einst Ortwin angethan, und je mehr ich mich in wildem Verlangen nach Ihnen und Ihrer Liebe verzehrte, desto kälter und feindseliger wichen Sie von mir zurück, desto entsetzlicher fühlte ich die Todeswunde im Herzen, welche einst meine Grausamkeit in Ihres Bruders Haupt gerissen! Ich habe viel verschuldet, Buchfeld, aber Gott im Himmel weiß es, ich habe auch viel dafür gebüßt. Ich wollte Sie besitzen, um jeden Preis der Welt, ich wollte sie stürzen, um Sie desto gewisser an mein Herz empor heben zu können. Die Vergeltung aber hielt mich mit knöchernen Händen auf der Marterbank fest. Ich habe Sie hier auf Schritt und Tritt beobachten lassen, ich weiß, daß Sie und Ihre Liebe mir ewig verloren sind. Zuerst

habe ich Anneliese und Sie verflucht, dann habe ich geweint, und endlich lernte ich beten. Es waren dunkle, furchtbare Nächte, Buchfeld, bis es endlich Licht ward. Aber so gewiß, wie ich in tiefster Seele empfinde, daß Gott mir vergeben, so gewiß will ich sein, daß auch Sie mir verziehen haben, wenn ich für ewig von Ihnen scheide. Die Zeit drängt, der Großherzog legt in allerkürzester Frist die Regierung nieder, schon in acht Tagen kehrt sein Sohn zurück, und meine Gewalt ist gebrochen. Da habe ich mich emporgerissen aus der Qual banger Erwartung und bin hierhergeeilt, um noch zu retten, was ich in wahnwitziger Verblendung dem Verderben geweiht. Was Bergmann im Sinn hat, die Meldung Ihrer Schulden zu unterlassen, weiß ich nicht. Ist etwa noch eine Möglichkeit vorhanden, dieselben zu bezahlen?“ Wie ein Aufleuchten banger Hoffnung ging es durch ihr Auge.

Aurel schüttelte finster das Haupt. „Nein, wenn Bergmann den unglaublichen und mich geradezu erschreckenden Edelmut besessen, meine Schulden noch zu verheimlichen, so geschah es lediglich, mir so lange wie möglich Stellung und Mittel zu belassen, Privatstudien zu einer Examenvorbereitung zu betreiben. Anders kann ich mir seine Handlungsweise, welche für ihn die ernstesten Folgen haben kann, nicht erklären!“

Judith atmete schwer. „Die ernstesten Folgen!“ nickte sie aufgeregt, „es zieht sich bereits eine Katastrophe über ihm zusammen! Gott im Himmel, und auch meine Mittel sind so völlig erschöpft, daß ich nicht für Sie eintreten

kann, Buchfeld!“ Sie preßte die gefalteten Hände gegen die Stirn und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Was thun! was thun?“ stöhnte sie leise auf, „meine persönliche Fürbitte beim Großherzog würde Ihnen mehr schaden wie nützen, noch ist seine Stimmung gegen Sie eine sehr gereizte!“

Aurel kreuzte die Arme über der Brust, feindselig wie immer traf sein Blick die Sprecherin. „Ich verlange Ihre Hilfe nicht, Gräfin, und verbitte mir jedwedes Eingreifen in meine Angelegenheiten. Was Sie an meinem Bruder und mir verschuldet, rechnen Sie dereinst mit unserem Herrgott ab. Ich verlange keine Sühne von Ihnen und bin gottlob Mann genug, auch ohne Weiberhilfe meinen Weg durchs Leben zu gehen. Hart und mühselig wird derselbe wohl sein, aber ich werde ihn mit Stolz und Frieden gehen, wenn er nur fern, fern ab von Ihnen führt!“

Sie biß wie in wildem Schmerz die Zähne zusammen. „Aurel“, schrie sie leidenschaftlich auf, „ich scheide für Zeit und Ewigkeit von Ihnen, lassen Sie mich nicht so von sich gehen, geben Sie mir ein mildes, ein versöhnendes Wort mit in die dunkle Nacht hinaus!“

„Was Sie mir thaten, vergebe ich Ihnen, was Sie an Ortwin verbrochen, steht vor einem höheren Richter. — Wir sind fertig miteinander, Gräfin.“

„Nein! nein! und tausendmal nein!“ sie schauderte zusammen, „ich ertrage diesen Blick unsäglicher Verachtung nicht, ich kann nicht sterben, ehe ich nicht weiß, daß Sie an meine Besserung glaubten! Gott! Barmherziger Gott, was soll ich thun?!“

Er richtete sich kalt empor. „Diese Komödie enden, Gräfin. Ich durchschaue dieselbe und will dem Schlußakt zu Hilfe kommen! Sie fürchten mich und meine Rache, Sie ängstigen sich, daß der gestürzte Mann, der es verschmäht, sich von Ihnen emporheben zu lassen, nicht ruhen wird, bis er Sie ebenfalls in den Staub gerissen! Sie irren; diese Handlungsweise würde mich Ihnen allzu geistesverwandt machen. Noch vor einer Stunde verwünschte ich den Schlußsatz dieser Blätter, welcher es mir versagte, Sie und Ihre Schuld zu richten, jetzt weiß ich, daß Gottes Wege nicht die unseren, die Rache sein ist. Hier, Gräfin, nehmen Sie. Vernichten Sie dieses Buch und mit ihm den Beweis für Ihre Schuld; wir sind alle schwache Menschen, und es möchte eine Stunde kommen, wo die Rachsucht eines elenden, um alles Glück betrogenen Menschen größer ist, als der Respekt vor der letzten Bitte eines Toten. Nehmen Sie, und wenn Sie mir Dank wissen, so klären Sie mir ein Rätsel auf: Wie war es möglich, daß Ihre Korrekturen in Ortwins Manuskript für gefälscht erklärt wurden?"

Judith stand regungslos, sie hatte das Buch mit starren Fingern gefaßt, ihre Augen hafteten weit aufgerissen auf seinem Antlitz. „Ich hatte die Möglichkeit einer Auffindung des Manuskriptes vorausgesehen und gebrauchte die Vorsicht, meine Schrift zu verstellen und mit Bleistift vorzuziehen." Ihre Stimme klang hohl und dumpf wie aus dem Grabe hervor. Langsam senkte sich ihr Blick und traf das Buch. Ein wunderliches Beben und Aufleuchten

ging plötzlich über ihr Antlitz. Sie starrte momentan vor sich nieder. Dann zuckte sie jäh auf und rief beinahe frohlockend: „Sie geben mir dieses Buch? beim Himmel, Sie thun es, Buchfeld?“

Sein Blick maß sie voll Verachtung. Er wußte es ja, sie spielte Komödie, und jetzt fiel sie kläglich aus der Rolle. „Ja? ja?“ wiederholte sie, aufgeregt wie im Fieber, und preßte das Vermächtnis Ortwins wie in krampfhafter Bitte an die Brust.

„Ich sagte es; verlassen Sie mich!“

„Aurel!“ ein Aufschrei wilder, leidenschaftlicher Verzweiflung; ehe Buchfeld es hindern konnte, hatte sie ihn umklammert und ihr Antlitz küssend auf das seine gepreßt. „Leb wohl für ewig!“ rang sich's halberstickt von ihren Lippen, dann schmetterte die Thür hinter ihr ins Schloß. Wie betäubt stand Aurel, — allein.



XXV.

Ach! Anmut, Reiz, Gestalt und Farbenpracht,
Ein Wunder jüngst dem fürstlichen Beschauer,
Sie schmelzen hin, zerstört im Augenblick,
Wie Alpenschnee am Mittagssonnenblick.
(Venus und Adonis) Shakespeare.

Drei Tage waren vergangen, seit Gräfin Vare, jählings wie eine Irrlichtflamme vor Aurel aufgetaucht und wieder verschwunden war. Es schienen sich höchsten Orts ganz eklatante Dinge vorzubereiten; der Regimentsadjutant befand sich in geradezu fieberhafter Erregung, ungezählte Male legte er den Weg vom Regimentsbüreau nach Bergmanns Wohnung zurück, und je echauffierter er aussah, desto farbloser und resignierter schaute das Antlitz seines Obersten drein. Depeschen flogen hin und her, und heute, am Morgen des dritten Tages, war sogar ein direktes Schreiben aus dem großherzoglichen Kabinett eingelaufen.

Gleicherzeit erhielt Hauptmann Heusch von Buchfeld den telegraphischen Befehl, sich unverzüglich bei höchst seinem Landesherrn und Fürsten zu melden.

Was mochte geschehen sein? Zog sich ein Wetter drohend über ihm zusammen, oder hatte Judith dennoch Mittel und Wege gefunden, das Interesse und Wohlwollen Max Christophs aufs neue für ihn zu erwecken? Wohl möglich. Er hatte sie in edelmütiger Weise geschont, und dafür wollte sie ihm dankbar sein. Nachdenklich starrte Aurel vor sich nieder, als ihn der Courierzug zu der Residenz zurück trug, welche er noch vor wenig Monaten wie ein Verfehmter und Geächteter verlassen. Unablässig beschäftigte ihn der Gedanke, daß die Legationsrätin seine gütige Vorsehung gespielt habe, und heimlich, unbezwinglich schlich sich die Hoffnung in sein Herz, daß sich vielleicht alles noch zum Guten wenden könne. Selbst wenn er es ihr, der Verabscheuten, Gehaßten zu danken hätte, es würde ihn diesmal dennoch unbeschreiblich glücklich machen.

Ja, diesmal biß er nicht die Zähne in herbem Trotz zusammen, bei dem Gedanken, daß Weiberhände in sein Schicksal eingriffen. Er war in kurzer Zeit ein anderer geworden, ein ganz anderer. Die Schroffheit seines Wesens war gebrochen; mit dem Bilde der Geliebten war der Sonnenschein in sein Herz eingezogen, der ließ ihn die Welt in ganz verändertem Lichte schauen. Anneliese hatte in treuer Pflege alles nachgeholt, was Mutterliebe und weiche Frauenhand an der Bildung seines Gemüts versäumt, sie hatte seinen harten Sinn in milde Form gezwungen, und wo er ehemals voll blinden Trotzes, eigenwillig unüberlegt mit Fäusten drein schlug, da lernte er nun sich fügen und sich selber den Verhältnissen anpassen.

Früher war es ihm gleichgültig gewesen, welche Folgen aus seinen Handlungen erwuchsen; er stand allein und einsam für sich, er schaffte nur für seine eigne, ihm so gleichgültige Person, er hatte kein Interesse am Leben und strebte keinem Ziele zu, er that als verbitterter, unliebenswürdiger Sonderling nur seine Pflicht, wie ein geknechtet Roß ingrimmig im Pfluge geht, weil es muß. Wie ganz und gar anders war das geworden, seit plötzlich eine tiefsinnige, allgewaltige Liebe sein ganzes Sein und Wesen erfüllte, verklärte und läuterte. Nun hatte das Schicksal ihn ausgesöhnt, es hatte ihm geschenkt, was er seit Kind auf mit blutendem Herzen ersehnt, er hatte die treue, fromme Liebe eines Weibes gefunden, eines Weibes, das ihn nicht verlassen wird, gleichviel, ob er ins Glück oder Unglück, zur Höhe oder Tiefe geht. Er aber will ins Glück um ihretwillen! Er will empor, er will schaffen, erstreben und erreichen — für sie! Wie gestählt sind plötzlich seine Muskeln und Nerven, ein Thatendrang, eine Arbeitslust erfüllt ihn, wie er sie nie zuvor gekannt, und jetzt, gerade jetzt soll er ausscheiden aus einem Beruf, welcher ihm ganz unbewußt in Fleisch und Blut übergegangen war. Er hat es zuvor gar nicht geahnt und gewußt, wie lieb, wert und teuer ihm die Waffe geworden, auf welche er einst den Eid der Treue geschworen. Jetzt, da er sie lassen soll, fühlt er erst, wie sehr sein Herz und Sinn mit ihr verwachsen. Damals, als er die Tressen des Höflingskleides ablegen mußte, kämpfte er auch einen schweren Kampf, aber einen völlig anderen wie jetzt. In jener Stunde hatten Eitelkeit und

menschliche Schwäche ihren Stachel nur in sein Fleisch getrieben, diesmal blutete sein Herz in dem wahren, bitteren Schmerz eines unersetzlichen Verlustes. Und wenn sich ihm jetzt eine Hand böte, ihn auf ehrenhafte Weise dem Dienst in der Armee zu erhalten, er würde freudig einschlagen, selbst wenn Gräfin Vare diese helfende Hand dirigierte! Zeigen und beweisen möchte er, daß man solche



Hilfe an keinen Unwürdigen verschwendet! Er selber kann aus eigner Kraft den Weg zur Rettung nicht mehr finden und betreten, wird er aber unterstützt, stellt ihn aber eine starke Hand wieder auf den Pfad, dessen Pflaster Lorbeer und Eichengrün ist, dann will er voll dankbarer Freude solche Hilfe nicht verschmähen, sondern dennoch den Sieg seiner eignen Tüchtigkeit und des eignen Verdienstes feiern, dadurch, daß er sich in vollen Ehren auf diesem Weg fortan behauptet.

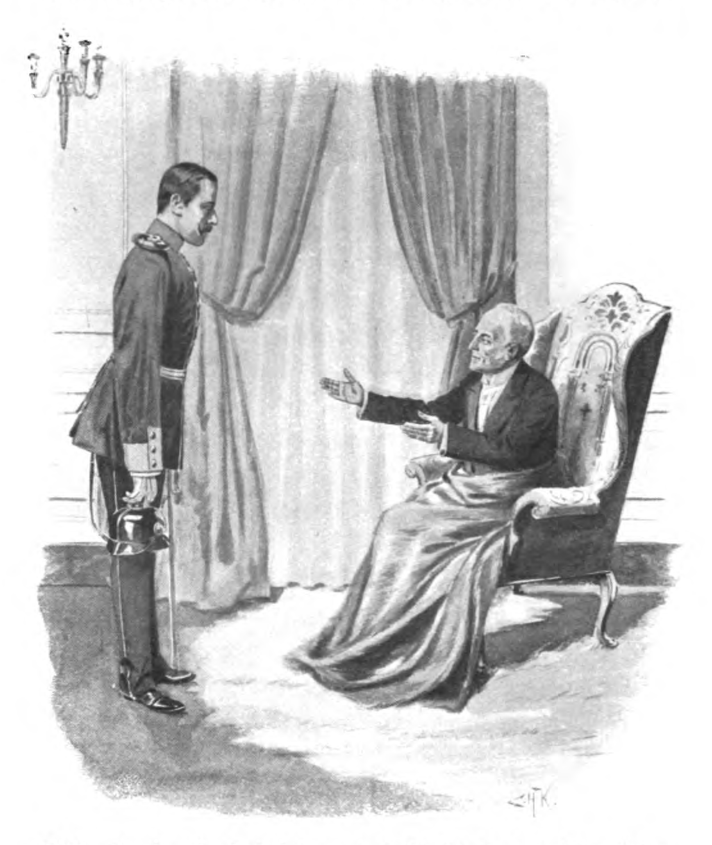
Der Zug fuhr in die große Bahnhofshalle der Residenz ein. Wie eine vernarbte Wunde bei der Berührung noch an einstig Weh gemahnt, so durchzuckte Aurel die Erinnerung an jene Stunde, wo er ganz allein, ganz ohne Abschiedswort und Scheidegruß das Coupé hier bestieg, um als gestürzter und moralisch vernichteter Mann hinaus in seine Verbannung zu ziehen.

Jetzt, da er ankam, stand sein Nachfolger, der neue Flügeladjutant, sowie die Mehrzahl der Kammerherren auf dem Perron, ihn mit ausgesuchtester Zuvorkommenheit, ja mit der freudigen Vertraulichkeit bester Freundschaft zu begrüßen. Ein Lakai nahm seine Effekten in Empfang, eine Hofequipage wartete, den Mann, welcher noch kürzlich so tief in Ungnade gefallen, unverzüglich vor das Angesicht seines Fürsten zu bringen.

Wie im Traume sah Aurel all das Unerwartete auf sich einstürmen, ihm kam's vor, als erwache er aus langen, schweren Fieberphantasien, als sei es niemals anders gewesen, als hätten ihn bloß böse, erschreckende Bilder von Ungnade und Verbannung geäfft. Und doch . . . wie war alles gottlob so ganz und gar anders geworden. Die Verhältnisse und er selber. Als Kranker war er jüngst gegangen, und wie neugeboren aus dem Quell der Liebe und des Glückes kehrte er zurück. Wie ein Echo klangen ihm plötzlich seine eigenen Worte in die Ohren: „Verdiente Ungnade zerschmettert, die unverdiente aber ist nur der Weg zur wahren Höhe und zum dauernden Glück!“

In dem Gemach, wo Judith Vare den entlassenen

Flügeladjutanten zum letzten Male empfangen hatte und ihn durch ihre schmählichen Worte emporrüttelte aus seinem



Niederbrechen in Feigheit und Schlaffheit, saß Max Christoph, ein noch immer kranker Mann, im Sessel neben dem

Fenster und wandte lebhaft das Haupt, als Heusch von Buchfeld über die Schwelle trat.

Es war bereits eine späte Abendstunde, die Lichter brannten, und trotz des warmen Wetters und der Pelzdecken, welche den hohen Patienten umhüllten, flammte heller Holzbrand im Kamin. Der Großherzog vermochte nicht, sich zu erheben, aber er streckte dem ehemaligen Protegé, welcher in stramm, militärischem Gruß inmitten des Salons verharrte, wie in einer Aufwallung großer und freudiger Erregung beide Hände entgegen. Und als Aurel sich ergriffen über diese bleichen, abgezehrten Hände neigte, da entließ Max Christoph durch eine hastige Bewegung des Hauptes den Kammerherrn, welcher ihm soeben die neuesten Zeitungen vorlas. Sie waren allein, und der hohe Herr strich seiner nervösen Angewohnheit gemäß mit der Rechten über das farblose Antlitz und sprach mit leiser Stimme: „Ich danke Ihnen lieber Buchfeld, daß Sie gekommen sind, daß Sie mir Gelegenheit geben eine Affaire, welche vor kurzer Zeit in so unbegreiflicher und unverzeihlicher Weise zu Ihren Ungunsten entschieden ward, völlig zu lichten. Sie werden bereits wissen, um was es sich handelt. Hier! bitte nehmen Sie, es sind Aufzeichnungen Ihres verstorbenen Bruders, welche sich direkt an Sie richten, sowie ein Brief der Gräfin Vare, dessen Echtheit ebenso wenig wie dieses Buch angezweifelt werden kann!“ Der Sprecher nahm von einem kleinen Nebentisch das rote Schreibheft Ortwins, welches Aurel vor wenig Tagen in schwerer Selbstüberwindung

in die Hände der Legationsrätin gelegt. Auf das höchste betroffen, trat er einen Schritt vor.

„Königliche Hoheit ... dieses Heft ... wie, um alles in der Welt, kommt dasselbe hierher ... wie?“

„Ah — Sie kennen diese Blätter und deren Inhalt bereits? unfaßlich! — und beriefen sich nicht längst auf dieses wichtige Dokument —?“

Buchfeld biß die Zähne zusammen. „Ich habe dasselbe erst vor ganz kurzer Zeit unter den nachgelassenen Büchern meines Bruders gefunden, königliche Hoheit“, entgegnete er leise, „und die letzte Bitte des Toten machte es mir zur schweren, aber heiligen Pflicht, diese vernichtenden Beweise ihrer Schuld in die Hände der Gräfin zurück zu legen!“

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Dann blickte der Großherzog jählings auf. „Die Legationsrätin war persönlich in diesen Tagen bei Ihnen in Birkenfelde?“ fragte er mit scharfem Stimmenklang.

Aurel starrte einen Moment schwer atmend vor sich nieder. „Königliche Hoheit — es gibt Ritterpflichten gegen die Damen — —“

Max Christoph schüttelte ungeduldig den Kopf. „Gegen eine Persönlichkeit, wie die Legationsrätin, gibt es keine Verpflichtungen, lieber Buchfeld! Indes — ich will Ihnen die Antwort ersparen, da ich bereits wohl unterrichtet bin. Die ganze Handlungsweise der Vare ist ja ein Beleg dafür, daß sie ohne jegliche Hoffnung von Ihnen geschieden ist. Ich sehe jetzt völlig klar, man hat Sie ehemals ver-

leumdet, der Gräfin in ungebührlicher Weise nachzustellen, es war aber — leider Gottes umgekehrt der Fall. Antworten Sie mir ehrlich, Buchfeld, haben Sie Judith Vare jemals geliebt und um sie geworben?"

Der Gefragte hob stolz das Haupt; ein Funken des alten Hasses glühte noch immer in seinem Blick, wenn er jenes verächtlichen Weibes gedachte. „Nein, königliche Hoheit, bei meiner Ehre — nein!"

„Ich glaube Ihnen." Der Kranke atmete tief und schwer auf, deckte die Hand momentan über die Augen und murmelte: „Mein Gott, mein Gott, wieviel habe ich Ihnen zu danken, und wieviel habe ich an Ihnen gut zu machen. Sie bewahrten mich vor einem entsetzlichen Schicksal." Und nach kurzer Pause fuhr er mit nervösem Emporzucken fort: „Haben Sie eine Ahnung, wo sich das unselige Weib zur Zeit aufhält?"

Groß und verständnislos starrte Aurel auf den erlauchten Sprecher. „Befindet sich die Legationsrätin nicht in der Residenz?" fragte er überrascht. „Ich habe keinerlei Nachricht oder Kunde von ihr erhalten, seitdem sie mich in höchster Exaltation in Birkenfelde verließ, und darum begreife ich es auch nicht im mindesten, wie dieses Buch, welches ich längst von der Gräfin vernichtet wähnte, in die Hände meines allergnädigsten Herrn gelangt ist!"

„Ah — also völlig ahnungslos noch. Ich glaubte, die schöne Büßerin habe Ihnen direkt den Kommentar zu dieser Elegie —" die Hand des Großherzogs legte sich leise zitternd auf Ortwins Aufzeichnungen — „geliefert.

Ich bedaure, daß ich in einer unüberlegten, ersten Zornesaufwallung den Brief Judiths, mit welchem sie dieses Heft an mich sandte, vernichtete."

„Sie? — Sie selbst sandte das kompromittierende Buch!?" Aurel taumelte einen Schritt zurück, seine maßlose Überraschung riß ihn hin, den hohen Herrn zu unterbrechen.

Max Christoph nickte hastig zustimmend mit dem Haupt. „Mit einer rückhaltlosen Bestätigung seines Inhalts. Zuerst glaubte ich es mit dem leidenschaftlichen Gefühlserguß einer Wahnsinnigen zu thun zu haben, jetzt habe ich Zeit gefunden, mir die ganze Sache zu kombinieren. Entweder ist Judith Vare eine ebenso raffinierte Komödiantin wie sie eine erschreckend schlaue Intriguantin war, oder es hat sich in letzter Zeit eine schier unbegreifliche, seelische Wandlung an ihr vollzogen. Zwei Fälle nur sind möglich. Die Legationsrätin sah ein, daß ihre Rolle mit dem Regierungsantritt des Erbgroßherzogs hierselbst ausgespielt, sie wirft die Karten freiwillig aus der Hand und scheidet, indem sie den letzten Trumpf der Rache ausspielt, das Bekenntnis, mich nie geliebt, sondern stets düpiert zu haben. Die zweite Möglichkeit ist die, daß das unheimliche Weib thatsächlich eine verzehrende und unauslöschliche Leidenschaft für Sie, lieber Buchfeld, empfindet, und sich in einer Anwandlung seltenen Edelmuts selber opfert, um Sie vor dem Untergang zu retten. Ihre Selbstanklage und die Enthüllungen der schier unfaßlichen Ränke und Vergehen sind mehr ein Akt der Liebe zu Ihnen, als eine

Sühne für den armen Dahlen, über dessen verzweiflungsvollen Tod sie auch jetzt noch keine Reue zu empfinden scheint. Sie betonte es allzu klar und deutlich, daß sie durch diese freiwillige Beichte das Glück eines Mannes erkaufen wollte, welcher zum Inbegriff ihres ganzen Daseins geworden, und welcher ihr nun Mitleid und Achtung wenigstens zollen werde, da er ihr die Liebe für ewig versagt!"

Max Christoph strich mit dem Battisttuch über die Stirn, auf welcher große Tropfen perlten; einen Moment sah er mit tiefumschatteten Augen zu seinem ehemaligen Adjutanten empor, dann fuhr er schweratmend fort: „Die Enthüllungen der Gräfin hatten mich bis in das Mark meines Lebens getroffen; es gab eine kurze Zeit, wo ich Judith Vare mehr wie vertraute, wo ich sie aus aufrichtiger Liebe und Überzeugung zu meiner Gemahlin erheben wollte. Gott hat mich durch Sie, lieber Buchfeld, vor diesem grenzenlosen Elend gerettet, ein Weib zu heiraten, welches mich belogen und betrogen, mich in krassester Weise mißbraucht und hintergangen hat. Es war mir unmöglich, gleich nach Empfang dieses Buches energische Schritte zu thun, und heute meldet man mir, daß Gräfin Judith Vare spurlos verschwunden sei, und sie in einem, an ihre Kammerfrau hinterlassenen Zettel ihre unzweideutige Absicht ausspräche, sich das Leben zu nehmen."

Aurel machte eine hastige Handbewegung, die Stimme versagte ihm, aber sein Haupt hob sich in den Nacken, und sein Blick flammte durch das Fenster hinüber zu den dunkeln Parkbäumen, hinter welchen das geächtete Haupt

des Bruders schlief. Glühend heiß stieg es ihm vom Herzen empor, und seine Hand krampfte sich auf der Brust. „Ein Weib wie Judith Bare halte ich für fähig, ihren königlichen Herrn und die ganze Welt zu düpieren, so lange ihr noch ein Pulsschlag Leben giebt. Ehe ich aber nicht mit eigenen Augen ihre Hand im Tode erstarrt sehe, halte ich alles, was dieselbe von sterben und verderben schrieb, für ein hohles Stichwort in dem Drama, vor welchem sie jetzt den Vorhang fallen lassen will, weil es für sie Zeit geworden, eiligst von der Bühne abzutreten. Hat man über den Verbleib der Entschwundenen Nachforschungen angestellt, königliche Hoheit?"

„Ja; dieselben blieben jedoch resultatlos." Der Großherzog machte abermals eine Pause; das Sprechen strengte ihn sichtlich an, und die immer tiefer werdenden Schatten unter seinen Augen zeigten es, wie schwach und hinfällig ihn seine Krankheit gemacht. Auch schien ihn die ganze Unterredung so sehr zu ergreifen, daß es ihm selber notwendig deuchte, sie abzubrechen. „Ob Komödie oder Wahrheit, wir wollen es Gott dem Herrn überlassen, nach Seinem Willen das Ende zu bestimmen. Es ist spät geworden, lieber Buchfeld, aber bevor wir heute auseinander gehen, noch eine Frage: „Wie war es möglich, daß Bergmann, dieser sonst so schneidige energische Offizier, es unterließ, Ihre Schulden zu melden?"

„Halten zu Gnaden, königliche Hoheit, diese Handlungsweise meines allverehrten Chefs ist mir ebenso unbekannt wie unerklärlich."

„So; Sie wissen nicht, daß der Oberst mit Ihrem Gläubiger in Unterhandlung getreten ist, die Sache zu applanieren? Man spricht davon, daß Bergmann, der selber nicht sonderlich vermögend ist, mit einer gewissen Kautionsleistung für Sie eintreten und bürgen wolle!“

Dunkle Glut stieg in Aurels Antlitz, er rang sekundenlang nach Fassung. „Es ist dies das erste Wort, königliche Hoheit, welches ich von solch unbegreiflichen Absichten des Herrn Oberst höre . . .“ stotterte Aurel.

„Seltsam. Bergmann hat durchaus unkorrekt und unmilitärisch gehandelt, und doch beweist er, daß er als großer Menschenkenner seinen teils verleumdeten, teils allzu waghalsigen Hauptmann besser erkannte und taxierte als wir alle, die so viel längere Zeit Gelegenheit hatten, Sie zu studieren, lieber Buchfeld. Ich muß Bergmann als Soldat aufs schärfste tadeln, und als Mensch bin ich ihm zu dem größten Dank verpflichtet, erstens dadurch, daß er durch sein strafbares Unterlassen der Meldung der Armee einen wackeren Offizier erhielt, und zweitens, daß er mir persönlich noch die Möglichkeit beließ, an Ihnen gut zu machen, was mich Intrigue und nichtswürdige Einflüsterung verschulden ließ. Ich befinde mich in recht peinlicher Lage. Da mir nicht die Gewalt eines obersten Kriegsherrn zusteht, kann ich nicht eigenwillig in den streng militärischen Verlauf der Dinge eingreifen, doch werde ich alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten, dem Oberst meine Erkenntlichkeit auf privatem Wege zu erweisen. Und somit Gott befohlen für heute, mein lieber Buchfeld; Sie

bleiben vorläufig mein Gast, denn noch gibt es vielerlei zu erledigen. Ihre alten Räume stehen für Sie bereit, und wenn ich bitten darf, widmen Sie vorerst Ihre Zeit mir und unseren gemeinsamen Interessen — es wird sich später noch genug Gelegenheit finden, gesellschaftliche Beziehungen zu erneuern.“

Max Christoph reichte seinem ehemaligen Adjutanten sehr herzlich die Hand, und im nächsten Augenblick schritt Aurel an der Seite des Kammerherrn durch dieselben Gemächer, welche er Zeit seines Lebens für sich verschlossen gewähnt. Diesmal nicht voll stumpfer, trotziger Gleichgültigkeit, sondern hochklopfenden Herzens. An seiner Seite sah er im Geiste eine schlanke Mädchengestalt schreiten, die hatte er einst in diesen Sälen erschaut, so von aller Welt übersehen und so in den Staub getreten, wie ein schmucklos Kräutlein unter Rosen! Und doch dankte er diesem geliebten, heilsamen Kräutlein allen Segen dieser Stunde. Darum jauchzte nun sein Herz, nicht weil es sich des eigenen Emporsteigens freute, sondern weil es nun Gelegenheit fand, aus tiefem Abgrund die blaue Blume des Glückes empor zu tragen in den leuchtenden Sonnenglanz gnadenreicher Höhe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Das macht, es hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen,
Da sind bei ihrem süßen Schall die Rosen aufgesprungen.“

So war's geschehen, und darum stand nun die weite Gotteswelt wie ein großer, duftiger Brautstrauß, schneeweiß im lieblichen Glanz hunderttausender von Blütenbäumen, durch-

duftet von den ersten Maienrosen und wunderhold geschmückt von den jungen Myrtenreisern, welche überall hinter den Fenstern jungfräulicher Stüblein, gleich einer glückseligen Verheißung sproßten und grünten. So war Aurel noch nie daher geschritten durch den Sonnenschein. Seinem Herzen waren Flügel gewachsen, darum schwang sich's himmelauf in jauchzender Zuversicht, und flog ihm ungeduldig voraus zu ihr, die er nicht gesucht und doch für ewig gefunden hatte.

So weit war der Weg von Birkenfelde nach Damnitz noch nie gewesen! und so sonntäglich feierlich hatte die alte Dorta mit dem schwarzzipfligen Umschlagetuch und dem großen Gesangbuch in der Hand noch nie vor der Thür des Herrenhauses gestanden.

„Grüß Gott, Mütterchen! Sind die Herrschaften daheim?“

Die Alte knixt nnd hält die Hand über die Augen, als blende sie die funkelnde Pracht des Waffenrockes, an welchem jeder einzelne Knopf wie eine kleine Sonne strahlt. Der Herr Hauptmann sieht so ganz absonderlich aus, — Dorta kann es sich gar nicht recht denken, daß er zur Frau Gräfin Mutter will, darum zwinkert sie zutraulich und deutet mit dem Daumen über die Schulter nach dem offenen Parkthor. „Die Kuntessen sind alleweil noch im Garten gewesen, gnädiger Herr! Unsere Anneliese wollte zwar nach dem Dorfe 'nab, ob sie aber schon fort ist, weiß ich nicht!“

„Danke schön, Dorta! werde gleich mal Ausschau

halten!“ und der Säbel tanzt rasselnd über den Kies, während die schlanke Gestalt des Sprechers eilig hinter den breiten Thorflügeln verschwindet.

Auf einer kleinen Anhöhe stehen fünf mächtige Akazien, Rosengebüsch verdeckt Tisch und Bänke, welche darunter aufgestellt sind. Aurel sieht ein helles Kleid durch das maifrische Grün schimmern und eilt quer über den Rasen, beinahe lautlos herzu. Sein Schatten fällt auf den Sandplatz, und mit leisem Schrei der Überraschung springt Dorchen empor und verbirgt sehr erschrocken etwas Feuerrotes hinter sich.



„Ah — Sie sind es, Komtesse Dora!“ klingt es ihr beinahe voll unhöflicher Enttäuschung entgegen.

„Ach so! — weiter niemand wie Sie!“ antwortet die junge Dame durchaus nicht höflicher, und dann reichen sie sich beide ganz freundlich die Hand.

„Wo ist denn Komtesse Anneliese?“

Dorchen nimmt wieder Platz und zieht einen ganz wunderbar monströsen Strumpf hinter den Kleiderfalten hervor. Der Faden ist bei dem Schreck in Verwirrung

geraten, sie beißt ihn ungeniert mit den Zähnen durch und wiederholt dabei: „Die Anneliese? na, wo soll die wohl am Sonntag morgen sein. Natürlich in der Kirche ist sie! — Das weiß ja der große Gott, wenn eins begraben, oder getraut, oder getauft wird im Dorfe, muß Anneliese das Vergnügen mit ausstehn helfen!“ Sie knüpft einen gigantischen Knoten in den gerissenen Faden. „Rechter Unsinn! Sollte mir fehlen, aller Nasen lang Gevatter zu stehen, kostet einem höchstens einen Thaler und wenn sie einen immer nur zu kleinen Mädchen wünschen, wird man zu allem Überfluß eine alte Jungfer. Ei was! ich danke gefälligst, — ich sage einfach: Meine Patchen müssen alle sterben! Dann kriegen die Mütter einen Graul —“

„Aber Komtesse Dorchen!“

„Na, was ist denn dabei so Schreckliches? Kennen Sie etwa Patchen, die nicht sterben? Ich sage ja nicht, wann es geschieht, — meinetwegen mögen sie sämtlich erst Urgroßmutter werden.“

Aurel lachte: „Man hat Sie wohl auch schon recht häufig mit dieser Würde gequält, daß Sie solch ein verzweifeltes Mittel ersannen?“

Sie hatte den Faden just zum zwanzigstenmal so fest um den Finger gewickelt, daß derselbe wie bandagiert aussah, und wollte gerade wieder voll großer Feierlichkeit eine Nadel abstricken, als sie bei Aurels Worten die rote Strumpfmißgeburt jählings in den Schoß sinken ließ. Die großen Augen blitzten ihn beinahe feindselig an. „Mich? — mich zu Gevatter gewünscht? ‚recht häufig‘ zu Gevatter

gewünscht!" Sie lachte sehr verächtlich auf und sah dabei doch aufs höchste beleidigt aus: „O Gott bewahre! Das ist's ja, was mich so furchtbar bosen kann, daß dies dämliche Bauernvolk mich noch nicht als ‚voll' erachtet, und mir seine Rangen nicht anvertraut. Na, um so besser; — ich spare — wie gesagt, meinen Thaler, und wenn ich mal bei meinen sieben eigenen Kindern und dreißig Enkeln Pate stehe, dann habe ich gerade genug." Sie hob sehr energisch die erste Masche ab, welche sie unheimlich in die Länge zog und klapperte eifrig drauf los.

Buchfeld prallte förmlich zurück. „Gott steh' mir bei! — sieben Kinder und dreißig Enkel!"

Dorchen schien sich heute schon viel geärgert zu haben, — sie blickte kampfesmutig auf. „Haben Sie 'was dagegen?! — ich werde mir das doch gefälligst einrichten können, wie ich will. Ich bin eine erwachsene Dame, und wenn ich gar erst heirate, hat mir niemand mehr in meine Angelegenheiten hinein zu reden."

Aurel erhob sich und bemeisterte seine Lachmuskeln, um sehr ernsthaft auszusehen. „Selbstverständlich; ich wünsche von ganzem Herzen Glück dazu. Also Gräfin Anneliese ist in der Dorfkirche und ihre Frau Mama?"

Dorchen hatte gerade eine Masche fallen lassen, sie war bereits nervös geworden. „Frühstückt! — und hat große Sehnsucht nach Ihnen! Bestellen Sie einen schönen Gruß von mir. Aber — brrr! Herr von Buchfeld, still gestanden! Was ich Sie dringend bitten muß: Sagen Sie zu keinem Menschen eine Silbe davon, wo ich bin

— und was ich arbeite, verstanden? Ich muß ganz allein sein, beim Stricken hat man alle Gedanken beisammen zu halten, sonst gibt's Fautschel!"

„Ah — ich habe Sie gestört?"

„Na, es ging noch. Wenn Sie so lebhaft auf mich einreden, kann ich natürlich nicht alle Maschen im Auge behalten. Die Männer haben ja keine Idee davon, was so ein Strickzeug für Aufmerksamkeit und Sammlung beansprucht."

„Allerdings. Apropos —" und Aurel lächelte so verschmitzt wie in seinem ganzen Leben noch nicht, „für wen stricken Sie denn dieses Kunstwerk, Komtesse?

Sie schwenkte hastig ihren Stuhl herum und drehte ihm den Rücken zu. Er sah nur ein Stücklein Wange und die beiden Ohrchen, aber selbst die wurden feuerrot. „Für Anneliese!"

„Herrensocken?!"

Sie nahm das Wollknäuel und warf es hinter sich, ihn damit tödlich zu treffen, „Adieu!" rief sie dazu und stampfte mit den Füßchen auf.

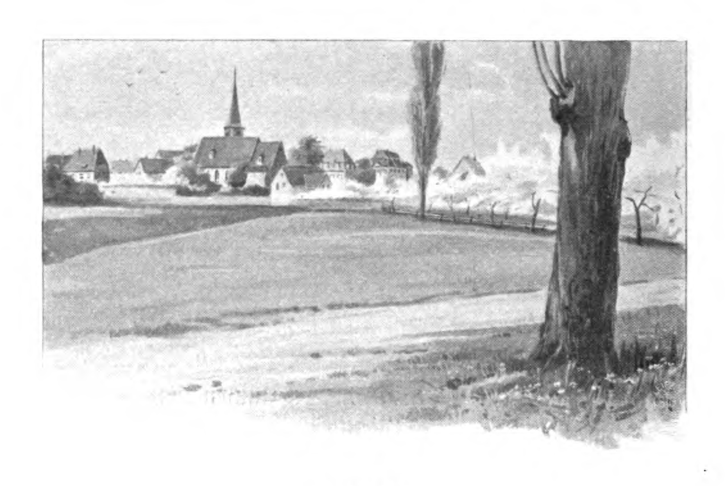
„Empfehle mich zu Gnaden, Komtesse!"

Gott sei Dank! — endlich ging er. Sonst war er stets der langweiligste, trübtümplichste Mensch von der Welt, und heute, gerade heute, wo doch dem armen, geplagten Dorchen die Arbeit auf den Nägeln brennt, heute setzt er sich dahin und redet ihr mit allen möglichen Neckereien die Maschen von den Nadeln herunter. Gräßlich! — Natürlich ist das Knäuel in den Buchsbaum gerollt,

und weil die junge Dame unmöglich Zeit hat, den Faden aus den Ästen los zu wirren, muß sie ihn wieder durchreißen; wie viele Knoten sie nun schon hat knüpfen müssen. Die zukünftige, brave, kleine Hausfrau seufzt sehr tief auf, und blickte schier neidisch nach dem Gartenzaun, hinter welchem eine arme Tagelöhnerin mit ihren jubelnden Kleinen zum Walde wandert. Die Frau singt aus voller Kehle und läßt das Jüngste glückselig auf dem Arm tanzen.

„Ja, du Glückspilz kannst auch lachen!" grollte Dorchen in Gedanken. „Deine sieben laufen barfuß! Ach welch hartes Los, eine Gräfin zu sein!" und sie neigt resigniert das Köpfchen, die Nadeln klappern und der rote Strumpf schwingt sich hin und her, als wolle auch er trostlos das Haupt schütteln über die entsetzlichen Ansprüche, welche die Verweichlichung und Kultur an die armen Mütter und Großmütter von sieben Kindern und dreißig Enkeln stellten.





XXVI.

Und der Mond, die Sterne sagen —
Und im Traume rauscht's der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's —
Sie ist deine, sie ist dein!
Eichendorff.

Das Haupt geneigt, wie in lieben Gedanken lächelnd schritt Aurel nicht nach dem Gutshaus zurück, um Gräfin Mutter seinen Morgenbesuch abzustatten, sondern wandte sich seitlich nach dem kleinen Rasenpfad, welcher durch die Baumschule direkt hinaus auf den Feldweg zum Dorfe führte! „Das ist der Tag des Herrn!" still und feierlich lag die sonnengoldige Welt ringsum vor dem Blick, und Buchfeld schaute sie an, wie einer, der lange voll mürrischen Eigensinns die Augen geschlossen, weil er nicht sehen wollte, wie schön und herr-

lich die Erde, noch immer ein Paradies, in welchem Gottes Engel in Gestalt braver und holdseliger Frauen wandeln. Über den Feldern jubelten die Vögel, Blütenbäume säumten den Pfad, und vor ihm, in lachendem Grün von Busch und Wiese lag das Dorf, ein Bild unaussprechlichen und ungetrübten Friedens.

Der spitze Kirchturm tauchte aus den frischen Lindenwipfeln, und ihm entgegen lenkte Aurel seine Schritte. Leise, feierlich, milde Orgelklänge wehten ihm schon durch die geöffnete Pforte entgegen, als er langsam die wenigen Steinstufen zu der Gitterthür des kleinen Gottesgärtchen emporstieg. Die Feier schien noch nicht beendet. Ein altes Mütterchen saß im dunklen Sonntagsgewand noch seitlich auf einer Holzbank unter den Syringenbüschen, die Hände über dem dicken Gebetbuch, darauf Taschentuch, Hornbrille und Riechsträußlein ruhten, gefaltet, das runzelige Angesicht in seligem Lauschen geneigt, als sei jener heilige Klang, welcher durch die Kirchthüre quoll, ein verheißungsvoller Willkommengruß aus dem Himmelreich. Wie sauber, schlicht und weihevoll ringsum. Die meisten Gräber trugen frischen Blumenschmuck, Epheu und Sinngrün flocht seine dichten Teppiche um die schwarzen Holzkreuzlein, Steine und Urnen, und zwischen den schmalen Graswegen, am Rand der Kirchhofmauer entlang und rings um das Gotteshaus selber flüsterten die blühenden Gebüsche im leisen Windhauch. Duftwogen zogen wie freundliches Grüßen durch den Sonnenglanz, Schmetterlinge flatterten gleich beseelten Blumenkelchen von Grab zu Grab, und Aurel

trat leisen Schrittes in die offene Kirchenthüre und schaute hinein.

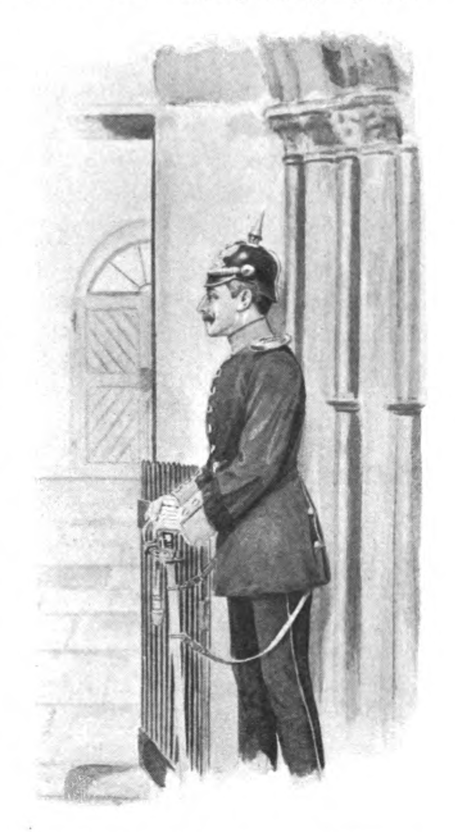
So hell, so ergreifend feierlich in seinem schlichten Schmuck, glaubte er noch nie zuvor ein Kirchlein geschaut zu haben, er wollte es mit langem Blick umfassen, aber sein Auge sah dennoch nur ein einziges Bild, welches sich ihm wie eine selige Offenbarung zeigte.

Umflossen von dem breiten Strahl flimmernden Sonnenlichtes stand Anneliese inmitten der kleinen Taufversammlung vor dem Altar. Etwas erhöht auf der Stufe, die schöne, kraftvolle Gestalt, umwallt von weißem, schier bräutlichem Gewande, leicht gebeugt, hielt sie ihr Patenkindchen auf den Armen, ernst und andächtig den Worten des greisen Priesters lauschend, und dennoch ganz versunken in lächelndem Anschauen des kleinem Wunders, welches so lebenswarm und fröhlich sich regend, mit großen Augen zu ihr emporlachte.

Aurel lehnt an dem Thürpfosten, sein Herz erzittert bei dem Anblick der Geliebten, als müsse es vor Glückseligkeit laut aufjauchzen. Da ist es ihm, als lerne er erst jetzt den süßen, gottseligen Ausdruck „Mutter" kennen, als müsse er voll Reue und Demut niederknien: „Ja, Herr mein Gott, es gibt dennoch Frauen auf der Welt, die es verdienen, daß deine Gnade ihnen ein Kindlein an das Herz legt!" —

Langsam wich er zurück; über ihm begannen die Glocken zu singen und zu klingen, als wollten sie ein jubelnd „Amen" zu seinen Gedanken rufen, und dieweil die

Feier vor dem Altar ihren Abschluß fand, setzte sich Buchfeld harrend auf die Bank nieder, welche soeben das alte Weiblein freundlich nickend und ihn grüßend verließ.



Bald klangen die Schritte der Taufgesellschaft auf den Steinfließen, inmitten der glückstrahlenden Eltern ging Anneliese, blieb auf dem Sandweg stehen und drückte der jungen Mutter mit herzlichem Segenswunsch beide Hände. Da drängten alle um sie her, zu danken und Abschied nehmend zu bedauern, daß die liebe, gnädige Gräfin dem Säugling nicht auch die Ehre angedeihen lassen wolle, beim Kindelbier sein Wohl zu trinken! Hochmut war es ja gewiß nicht

von „unserer“ Anneliese, daß sie heute die Einladung ablehnte, sie erwartete selber Gäste und es mußten wohl besonders liebe sein, ihr Antlitz lächelte so rosig und verklärt, als gehe von ihm, und nicht von dem blauen Himmel droben, der strahlende Sonnenschein aus.

Die Schritte der beseligten Festgeber verklangen in entgegengesetzter Richtung und als Gräfin Billstein sich hastig zur Gitterthüre neben dem Kirchlein wenden wollte, stand sie plötzlich wie gebannt und preßte das Gesangbuch mit heiß aufglühenden Wangen gegen die Brust. Unter den Blütendolden der Syringen hervor trat Buchfeld, kam ihr lächelnd entgegen und bot stumm seine beiden Hände zum Gruße dar. Annelieses Herzschlag stockte. Sie die Ruhige, Sichere, die nie zuvor etwas aus dem ernsthaften Gleichgewicht gebracht, suchte in ratloser Verlegenheit nach einem Wort der Begrüßung.

„Herr von Buchfeld, ich — ich glaubte, sie kämen erst um vier zu Tisch zu uns“, stotterte sie endlich, ohne recht zu wissen, was sie sagte.

Er lächelte. „Sie sehen, welch einen unpräzisen Menschen die Residenz aus mir gemacht hat. Darf ich mich Ihnen anschließen? Unser Weg ist derselbe.“

Sie sagte weder ja noch nein, sie schritt die moosigen Steinstufen hinab und strich die Haarwellen aus der heißen Stirn zurück. Vor ihnen lag der stille, lichtumflossene, blütenduftige Weg durch die wogenden Felder. Anneliese atmete hoch auf, und zwang ihre bebende Stimme zu der heiteren Frage: „Und so ist alles glücklich und gut

geworden, Herr von Buchfeld? Ihr Brief berichtete mir in großen Zügen die einzelnen Thatsachen, die Details derselben, und die Lösung dieser verschiedenen, großen Rätsel sind Sie mir aber noch schuldig."

Er schien den Nachsatz überhört zu haben. „Vieles ist gut und glücklich geworden, Gräfin, alles noch nicht." Wie er sie dabei ansah, und welch absonderlichen Klang seine Stimme hatte.

Sie neigte verwirrt das Haupt, aber sie beherrschte sich. „So ist die Angelegenheit noch nicht völlig geordnet?" fragte sie leise. „Was fehlt noch, um alles zum Besten zu wenden?"

Er blieb stehen, und da Anneliese eine Antwort erwartend, zu ihm aufsah, ruhte Auge in Auge. Heusch von Buchfeld war stets im Leben mehr ein Mann der That, wie der Worte gewesen. In seinem Herzen jauchzte er auf: „Du, Anneliese, du!" aber er gönnte sich keine Zeit es auszusprechen, er schlang jählings die Arme um sie, zog sie voll stürmischer Innigkeit an sein Herz und küßte sie, — wieder und immer wieder. Und Anneliese lag bebend in seinem Arm, und wußte auf solch stummes Werben keine beredtere Antwort, als ihn wieder zu küssen im Übermaß unaussprechlicher Liebe.

Arm in Arm wandelten sie weiter, nur die Augen sprachen zu einander, und die jubelnden Vöglein am Himmel kündeten ihrer Herzen Gedanken, und die Blüten am Wege dufteten sie.

Sie gehörten einander zu, — unlöslich bis zum Tode,

sie wußten es, daß sie sich lieb hatten, es bedurfte keiner Worte mehr, und keiner Frage und keiner Antwort, — es konnte ja gar nicht anders sein, als so, wie es gekommen.

Da hatte der einsame, lebensmüde und verbitterte Mann, der so tief in Ungnade Gestürzte, alles wieder gewonnen, was er je verloren und was ihm das Schicksal bisher versagt; — und er lernte es verstehen, daß Gottes Wege oft zur Tiefe führen, um müd geweinten Augen die blaue Blume des wahren Glücks zu zeigen. Aurel hatte sie gepflückt, tief am Abgrund, in welchen ihn Menschenwille gestürzt, um ihn zu zerschmettern, und aus welchem Gottes Wille ihn wieder empor hob, ihn höher zu stellen, als wie er je gestanden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Natürlich! Anneliesens Verlobung und Rolands Geburtstag mußten an einem Tage gefeiert werden, und das alte Gutshaus hatte in den Grundfesten gebebt, als ob es plötzlich dieser Sturmwind der Glückseligkeit über den Haufen blasen wolle, als ob alle Geister jubelnden Übermuts aus jahrelangem Schlaf erwacht wären, an Thüren und Pfosten zu rütteln, um laut jauchzend in die sonnige Gotteswelt hinaus zu stürmen.

„Onse alsch' Jongfer! — onse alsch' Jongfer!" hatte die Dorta unaufhörlich gerufen und sich dabei den Kopf gehalten, als gelte es, ihn gegen einen Wirbelsturm zu schützen. „Gott sei's gedankt, ein junges Mädchen ist sie nie gewesen, darum wird sie nun eine um so jüngere



Frau!“ und dabei hatte sie mit zitternden Händen ihre lieben, sorgsam gehegten Rosenknospen von dem Blumenstock geschnitten, sie in das Haar der geliebten, bräutlichen Herrin zu flechten. Da sah sie es so recht, wie voll und wundersam üppig dieses langwallende Mädchenhaar war, wie schneeweiß und faltenlos die Stirn darunter leuchtete, und welch ein Kinderauge ihr feuchtschimmernden Dank lächelte. Da hielt sich die Alte abermals den Kopf und dachte: „Ja, du mein Heiland, sind wir denn alle blind gewesen, oder hat sich an der Anneliese ein Wunder begeben?“

„Die Liebe kam, die Zauberin,
Und hat wohl über Nacht
Aus einem abgestorbnen Reis
Die schönste Ros' gemacht!“

trällerte es als Antwort, und Dorchen kam mit glühenden Wangen herzu gestürmt, schwenkte ein Paar ganz absonderliche Gebilde von feuerroter Wolle und warf sich um Annelieses Hals. „Fertig, Anneliese! sie sind fertig! leg' diese Socken bitte ganz heimlich auf Rolands Geburtstagstisch und laß uns sehen, ob er's errät, wer sie für ihn gestrickt hat.“

Merkwürdig! er erriet's sofort! Er nahm sie nur empor und besah mit rädergroßen Augen ihre gespenstische Façon. „Dorchen! liebes, kleines Dorchen!“ jubelte er auf, und dann schlang er den Arm um sie und sah mit strahlenden Augen in ihr dunkelrotes Gesichtchen. Sie glühte über und über, riß sich los und sagte: „Das nächste Paar wird blau!“ und dann sah sie ihn doch

wieder ganz schelmisch von der Seite an und lächelte geheimnisvoll: „Und den Kuchen habe ich auch gebacken! Weil's Anneliesens Verlobungskuchen gleicherzeit mit deinem Geburtstagskuchen ist, so steckt ein Geheimnis darin. Das wird aber erst heute abend offenbar, wenn der Oberst und Adolphi kommen.“



Roland war tief gerührt und ganz selig bei dieser fabelhaften Überraschung, ward gar nicht müde die herrlichen Socken zu bewundern, und sagte: „die probiere ich nachher sofort an! Ich habe etwas in der Stadt auf dem Standesamt zu thun, da werde ich sie auf solch gewichtigem Gang einweihen, das bringt, so Gott will, Glück“; und er sah dabei sehr schalkhaft aus, nahm

plötzlich die Hände des allerliebsten kleinen Bäschens und küßte die fleißigen Fingerchen so lang und innig, bis das künftige Hausmütterchen sich abermals sehr geschickt befreite und wie der junge Frühlingswind davon stürmte.

Und Roland zog mit leuchtenden Augen diese Socken, welche trotz ihrer monströsen Gestalt doch die schönsten Socken von der ganzen Welt waren, sofort an und ging zur Stadt.

Der Oberst hatte sich zu allgemeinem, lebhaftem Bedauern im letzten Moment krankheitshalber entschuldigen lassen, und nur Adolphi kam, um im Namen seines Kommandeurs und der gesamten Kameraden, der allgemein so beliebten Braut die Glückwünsche in duftendem Strauße auszusprechen. Man saß in der großen Jasminlaube am Gartenecl, und Dorchen war seltsam aufgeregt und unruhig, und drehte sich schier das Hälschen ab, die Allee nach der Stadt hinab zu spähen. Endlich jubelte sie auf. „Jetzt endlich kommt er!“ Gleichzeitig aber neigte sie sich ganz erschrocken vor und setzte hastig hinzu: „Aber du liebe Zeit! was hat er denn? er geht ja so langsam und so sonderbar.“

Alles schaute. „Er geht ganz langsam und hinkt. Er hat sich gewiß den Fuß vertreten! Er stützt sich so schwer auf den Stock!“

Aurel erhob sich. „Soll ich ihm entgegen gehn und ihn führen, Anneliese?!

Schon aber waren Dorchen und Adolphi dem Nahenden entgegen gestürmt. Sorgsam geleitet, kam er in der

Laube an, ließ sich aufstöhnend auf einen Stuhl nieder und zog abwechselnd die Füße empor. „Alle neun Donner, ich bin gewiß ein großer Sünder vor dem Herrn, aber freiwillig hätte ich diese Wallfahrt auf Erbsen nie unternommen!“

„Wallfahrt auf Erbsen?“

Er schnitt eine sehr schmerzliche Grimasse. „Wenn der Bengel, der Lipps, da wäre, würde ich glauben, er hätte mir die Erbsen in die Stiefeln bugsiert, so aber weiß ich gar nicht, wer sich den Schabernack, mich derart zu kasteien, geleistet hat!“

„Erbsen? — aber mein Junge, das ist eine Unmöglichkeit, oder könnte höchstens ein ganz fataler Zufall sein!“ schüttelte Gräfin Mutter ungläubig den Kopf, „bei dem jetzigen Trubel allerdings — — —“

Dorchen sah ganz blaß aus; sie faltete beteuernd die Händchen. „Ich weiß gar nicht, wo die Erbsen in der Speisekammer stehen, lieber Roland!“

„Zieh doch mal die Stiefeln aus und sieh nach!“

Hinkend und ächzend zog sich der junge Büßer in das Haus zurück. Nach zehn Minuten kam er wieder, hielt eine rote Socke hoch empor und lachte — lachte, daß seine schlanke, stattliche Gestalt sich bog. „Höre mal, Dorchen — ich glaube, du hast mit diesen Strümpfen ein Pendant zu den spanischen Stiefeln liefern wollen!“ scherzte er, ihr schelmisch drohend, „beim nächsten Paar bitte ich flehentlich — die Socken allein — und die Knoten allein!“

Da kam's denn fürchterlich zu Tage. Die Innenseite der schönen, feuerroten Fußbekleidung sah einem Feld voll

ausgewachsener Krautköpfe zum Verzweifeln ähnlich, — bis auf die Farbe. Dicht nebeneinander saßen die dicken Wollknoten, und die armen Fußsohlen, welche sich auf ihnen zu behaupten hatten, waren allerdings zu unfreiwilliger Kasteiung verurteilt. Da gab es ein großes, schier unlöschliches Gelächter. Dorchen aber war plötzlich verschwunden, die Rosenzweige im Gebüsch schlugen, Blütenblätter streuend, hinter ihr zusammen.

. . . Weit hinter dem Garten, auf dem kleinen Haidehügel holte er sie ein. Sie saß zwischen Ginster und knospender Erika, preßte das Gesichtchen in die Hände und schluchzte herzzerbrechend.

Leise kniete er neben sie nieder. „Dorchen — liebes, liebes Dorchen!“

Sie sah auf, sah in sein lachendes, treu-inniges Angesicht, und schlug die Hände abermals vor das glühende Gesichtchen und weinte noch bitterlicher.

„Herzblättchen — ist's möglich! — vergießt du lediglich die Thränen um der schönen, roten Wollknoten willen?“

Sie schüttelte heftig das Köpfchen.

„Nun, — warum denn sonst?“

„Weil ich nun doch keine richtige Hausfrau bin — und noch nicht stricken kann — und noch nicht heiraten darf!“ schluchzte sie ganz verzweifelt.

Da zog er schnell ihre betauten Fingerchen herab, sah sie an und lachte, lachte erst leise, dann immer lauter, so herzlich und übermütig und frisch, daß sie ganz unwillkürlich darin einstimmen mußte. Und plötzlich hatte er ihr



liebes, lockiges Kinderköpfchen mit beiden Händen gefaßt, neigte sich hastig und küßte ihre roten Lippen. „Und wenn ich es nun trotz aller Knoten riskieren und mein Dorchen dennoch zur würdigen Hausfrau machen wollte?"

Zwischen Lachen und Weinen schlang sie die Arme um

seinen Hals. „Weißt du, Roland, — dann kaufe ich doch lieber gewebte Strümpfe!“

„Gut, — kaufen wir gewebte Strümpfe!“ rief er, hob sein Bräutchen wie ein Baby auf die Arme und stürmte mit ihr, schier närrisch vor Seligkeit, nach dem Hause zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Gartentisch standen die schäumenden Sektgläser um die große Verlobungstorte herum. Dorchen machte ein sehr wichtiges Gesicht, erhob sich und sprach: „Eigentlich ist nun kein Witz mehr bei der Sache, weil Landy schon vorher, und ohne die Hilfe des Kuchens mein herzlieber Schatz geworden ist. Aber trotzdem aufgepaßt. In dieser schönen Obsttorte ist eine große Bohne eingebacken, meine Herrschaften, so will's ein alter Brauch. Wer nun diese Bohne erwischt — na, Landy — was bekommt der wohl?“

„Wenn er just darauf beißt, gewiß Zahnweh!“ neckte er zurück.

„Papperlapapp — ein Liebchen bekommt er noch in diesem Jahre — und wird auch Braut oder Bräutigam! So! und nun schneid' an, Anneliese!“

Der Mond stand am Himmel, groß, leuchtend, wundervoll klar. Auf Adolphis Teller lag die verhängnisvolle Bohne. Niemand hatte es vorerst bemerkt, nur Lyta neigte sich jählings vor und sah darauf nieder. Das silberne Licht verklärte ihr süßes Engelsgesicht, ein unbeschreiblicher Ausdruck lag in dem Lächeln, mit welchem sie zu ihm aufblickte. Da kämpfte es wieder in seinen Zügen, wie

damals, als er vor der Genesenen stand und schweigend seine Geige einpacken wollte. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. „In diesem Jahre werde ich hoffentlich noch Premierleutnant . . .“

Sie nickte und lächelte.

„Aber! . . . wie sollte mich jemals eine junge Dame lieb haben . . .“

Sie atmete tief auf, in ihrem Blick schimmerte es wie eine süße, selige Verheißung.

„Ich bin so häßlich . . . glauben Sie, Gräfin Lyta, daß ein junges Mädchen das jemals vergessen könnte?“

„Darauf will ich ihnen Antwort geben, wenn — wenn Sie Premierleutnant sind!“ hauchte sie und sah ihn schelmisch an, trotzdem große Thränen in ihren Augen glänzten.

Sekundenlang saß Sixt von Adolphi wie im Traum, das Haupt zur Brust geneigt, die glückzitternden Hände gefaltet.

„Adolphi!“ rief Roland lustig über den Tisch: „Jetzt ist's an Ihnen, die Brautleute leben zu lassen! Nun mal eine Rede — frisch — fröhlich — fromm und unvorbereitet!“

„Darf ich diese Rede halten, in welcher Sprache sie mir in diesem Augenblick am geläufigsten sein wird?“

„Erlaubt ist, was gefällt!“

Da griff der junge Offizier zu seiner Geige, erhob sich und spielte. So wie heute hatte er noch nie Herz und Seele der Lauschenden ergriffen. Das war kein Klang von Saiten, das war eine Stimme, welche durch

Thränen jubelt, welche liebt und bangt, hofft und zweifelt, welche alles ausspricht, wofür nie ein Wort erfunden, was sonst nur gefühlt und geahnt wird in einem liebenden Herzen. Nein, er war nicht häßlich! Die Begeisterung idealisierte sein Antlitz, das Genie leuchtete von der Stirn, und die beiden Augen, welche sonst so farblos und matt sich hinter den Wimpern versteckten, die strahlten jetzt wie zwei Himmelssterne zu Lyta nieder. Sie saß regungslos, ihre Lippen bebten, und wie sie ihm mit verklärtem Lächeln die Hand zum Danke reichte, da wußte er, daß sie ihn verstanden, und er kannte die Antwort, die sie ihm einst geben wird auf seine Frage: „Kann ein Weib mich lieben?“

Anneliese und Buchfeld hatten sich erhoben und traten Arm in Arm neben den Spielenden, und da Sixt den Bogen sinken ließ, reichte ihm Anneliese den Strauß roter Rosen, welchen Lyta zum Schmuck des Tisches gepflückt und sprach tief ergriffen: „Ich danke Ihnen, Herr von Adolphi, Sie haben uns ein köstlich Brautlied gespielt; wohl dem, der mit solchem Glückwunsch junge Herzen segnen kann, er hat für ewige Zeit die Königin Minne zu seiner Schuldnerin gemacht!“

Oberst Bergmann hat einen längeren Urlaub angetreten, und noch vor Ablauf desselben, erreichte ihn die Kabinettsordre seines Landesfürsten, welche sein Abschiedsgesuch bewilligte.

Es kursierten die verschiedenartigsten Gerüchte über diese erstaunliche Thatsache. Wohl war es bekannt geworden, daß der Oberst in einer kaum verständlichen An=

wandlung von Großmut eine militärische Ungehörigkeit begangen, um seinen Hauptmann Heusch von Buchfeld zu halten. Viele wollten wissen, daß der alte, dermals noch regierende Großherzog Max Christoph alles aufgeboten habe, für Bergmann vermittelnd einzutreten. Die Sache sei bereits auf bestem Wege gewesen, applaniert zu werden, eine private Unterredung des Obersten mit seinem königlichen Herrn jedoch habe zur Folge gehabt, daß die Angelegenheit mit dem Abschied des Kommandeurs ihren Abschluß gefunden. Die Wände haben oftmals Ohren, und wenn auch nie der Name eines Gewährmannes zur Bekräftigung des Gesagten genannt wurde, so kolportierte man dennoch den ganzen Inhalt jener wichtigen Audienz.

Max Christoph hatte mit all seinem Einfluß für den so trefflich bewährten Offizier eintreten wollen, Bergmann aber hatte vor ihm gestanden, wie ein Mann, der zu müde geworden ist, um noch länger an einem Ruder zu stehen, welches durch gar so hohe Wogen lenkt, und so viel Ansprüche an die volle Manneskraft, an ungeteilte Passion und volles Selbstvertrauen stellt.

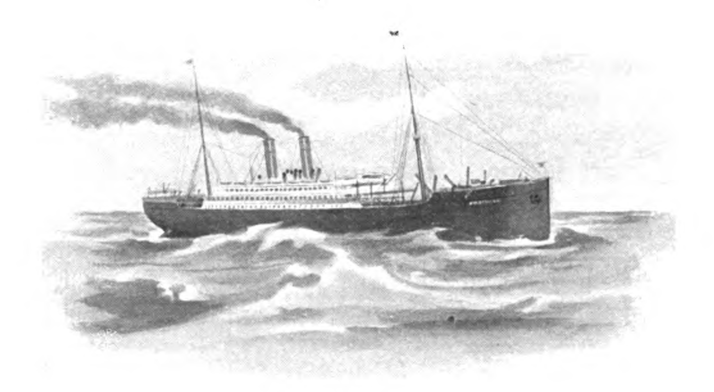
Er richtete das Haupt noch einmal hoch empor auf den markigen Schultern und blickte dem Großherzog fest in das Auge: „Ich bin ein zu guter und strengdenkender Soldat gewesen, um jemals vergessen zu können, was hinter mir liegt. Ich habe mir eine Ungehörigkeit zu Schulden kommen lassen, Königliche Hoheit, und wenn meine milden Richter mir dieselbe auch wahrlich nachsehen wollten, so würde ich sie mir selber nun und nimmermehr verzeihen.

Ich bin zeitlebens ein unnachsichtlich strenger Chef gewesen, wenn es galt, eine unkorrekte Handlungsweise zu bestrafen, und ich will, daß mir mit demselben Maße der Gerechtigkeit gemessen werde, wie ich es während meiner Dienstzeit zu führen als heilige Pflicht erachtete. Ich fühle mich der Stellung, welche mir die Gnade meines großmächtigen Herrn anvertraut, nicht mehr würdig, ich bitte Ew. Königliche Hoheit, mich demzufolge von derselben zu entbinden.“

Wunderlich! Er war von jeher ein absonderlicher Heiliger gewesen, der eiserne, energische Bergmann, und er ist sich treu geblieben bis zum Ende. Was aber mag ihn, den Obersten bewogen haben, sich selber für einen Mann zu opfern, welcher mit dem Brandmal höchster Ungnade in sein Regiment versetzt wurde, auf daß unerbittliche Strenge ihn bessere und erziehe?

Die Welt wartete vergeblich auf die Lösung dieses Rätsels, Bergmann kehrte nicht wieder in seine Garnison zurück, und lebte einem on dit zufolge als ruh- und rastloser Wandersmann auf Reisen. Verwandte und Freunde hatte er nicht mehr in der Heimat, er war bald vergessen. Von allen? Nein daheim in Annelieses Stübchen stand ein Myrtenbaum auf dem Fenstersims, den hatte er der lieben, glückseligen Braut zum Lebewohl gesandt. Mit treuen, sorgsamen Händen pflegte ihn Gräfin Billstein und gedachte des fernen Freundes, welchem sie alles Lebensglück verdankte. Und als der herrliche Tag emporstrahlte, der Tag, an welchem sie beim Klang der Glocken für ewige Zeiten eins werden sollte mit dem Mann ihrer Liebe und

Wahl, da schnitt sie selber die blühenden Zweiglein von dem Stock, sich den Brautkranz daraus zu winden. Da er aber in heilig ernster Weihe vor ihr lag, faltete sie die Hände darüber und segnete ihn, dem sie dieses Kränzlein in doppeltem Sinne verdankte. Da wehten ihre Gedanken weit — weit hinaus, bis fern hin über die rollenden



Wogen der See. Ein einsamer Mann stand an Bord des Schiffes, der hatte das bleiche Antlitz landein gerichtet, verschlang die Hände wie in krampfhaftem Gebet und murmelte: „Heut wird sie sein Weib, Gott schütze beide.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nie hat ein Ereignis soviel Staub aufgewirbelt, als das plötzliche und mysteriöse Verschwinden der Gräfin

Judith Vare aus der Residenz. Der Eklat war ein zu unerhörter, um spurlos im Sande verlaufen zu können. Wie ein strahlender Komet am Himmel auftaucht und seinen Flug blendend hoch empor nimmt, so war die Erscheinung der Legationsrätin aus dem Dunkel und der Niedrigkeit aufgestiegen, sich lange Jahre gleich einem gewaltigen Nebengestirn zur Seite des großherzoglichen Thrones zu behaupten. Aller Augen waren auf sie gerichtet, alle Rücken neigten sich vor ihr, alle Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf ihre kleinen Hände, welche in erschreckender Eigenwilligkeit, machtvoll und gewaltthätig mit den Schicksalen der Größten und Sichersten selbst, spottend Fangball spielten. Ungezählte Intriguen spannen sich an und wurden von ihr mit der kaltblütigen Ruhe eines Feldherrn und Diplomaten zugleich zu siegreichem Ende gespielt, alle Anschläge gegen die Machtstellung ihrer eignen Person prallten ab an ihrem Mißtrauen und ihrer Wachsamkeit, sie behauptete sich und regierte. Selten hatte es eine gehaßtere, umschmeicheltere, angebetetere und angefeindetere Frau gegeben, als Judith Vare. Nun war auch ihre Zeit gekommen. Max Christoph legte die Regierung nieder, und er entthronte damit nicht sich allein, sondern auch das schöne, gefährliche Weib, welches so lange Zeit seine rechte Hand gewesen. Neben der energischen, stolzen Gestalt des Erbgroßherzogs hatte keine Schlange mehr Platz, sich an Krone und Thron emporzuringeln, das wußte das ganze Land, und Judith Vare selber wußte es am besten. Aber die heimlich angetraute

Gemahlin Max Christophs behielt immerhin genug Macht und Mittel in Händen, auch künftighin eine höchst gefährliche und einflußreiche Rolle in der Landgeschichte und Residenz zu spielen, das fürchtete man allgemein. Um so unfaßlicher und aufregender darum die plötzliche, sensationelle Nachricht: „Judith Vare ist über Nacht spurlos verschwunden, sie hat Andeutungen hinterlassen, sich das Leben nehmen zu wollen, und der Großherzog hat sie selber und alle Mahnungen an ihre Persönlichkeit, voll derart bittern Hasses und Verachtung, von sich zurückgewiesen, daß es ein ganz unerhörter Vorfall gewesen sein muß, welcher eine derartige Wirkung gehabt! Heusch von Buchfeld, der so tief in Ungnade Gestürzte und Geächtete, ist zurückberufen, und steht sowohl bei dem Großherzog wie bei seinem regierenden Sohn in hoher und außerordentlicher Gunst, von Judith Vare aber verlautet nichts mehr. Lebt sie oder ist sie tot? Lange Zeit hat diese Frage die Residenzler in fieberhafte Spannung versetzt. Ein Weib wie die Legationsrätin scheidet wohl aus Verhältnissen, wo ihre Rolle dennoch ausgespielt, aber sie scheidet nicht freiwillig aus dem Leben. Kurze Zeit nach ihrem Verschwinden hat Aurel einen beschwerten Brief erhalten. In demselben lag eine rote Rose und ein Zettel, welcher von Judiths Hand geschrieben die Worte trug: „Ich hab' mich zu Grunde gerichtet, Herzliebster, was willst du noch mehr?" Der Poststempel verriet den Aufenthalt der Gräfin, sie gab Aurel noch einmal die Möglichkeit an die Hand, ihre Spur zu finden und ihren Opfermut durch ein Ge-

schenk von Herz und Hand zu lohnen, aber sie wartete vergeblich, Zettel und Rose starben im Feuer, und keine Silbe verriet, daß Buchfeld sie jemals empfangen.

Zwei Jahre sind vergangen. Da gelangt abermals ein Brief aus Monaco in seine Hände. Diesmal fällt ohne ein begleitendes Schreiben nur eine welke, weiße Rose dem Öffnenden entgegen. Wenig Tage danach durchklingt die Zeitungen der ewig alte und immer wieder neue Refrain jenes wüsten Couplets aus Monaco: „Die unbekannte Millionenkönigin, welche sich ein halbes Jahr unter dem Pseudonym einer Fürstin S. hierselbst aufgehalten, durch ihre glänzenden Salons und öftern außerordentlichen Bankgewinn allgemeine Aufmerksamkeit erregte, ist gestern in ihrer Wohnung vergiftet aufgefunden. Andauernde Verluste sollen die Unglückliche zu dem verzweifelten Schritt getrieben haben. Die von der Behörde angestellten Recherchen lassen es glaublich erscheinen, daß die Person der Fürstin S. identisch ist mit einer Gräfin V., welche lange Jahre eine ebenso berühmte wie berüchtigte Rolle an dem Hofe zu X. gespielt."

Inwieweit diese Nachricht auf Wahrheit beruhte, ist nie ermittelt worden. In der Umgebung des Großherzogs durfte der Name der ehemaligen Allmächtigen nie wieder genannt werden, und so verklang er wie das Donnergrollen eines Gewitters, vor welchem man vergißt zu zittern, so wie seine Macht gebrochen. Nur Baron K. beabsichtigt, sich an Ort und Stelle nach den Details zu erkundigen. Er ist noch immer derselbe, originell, liebens-

würdig, unberechenbar. Er hat sich sogar verheiratet und in jüngster Zeit viel Stoff zum Lachen gegeben. Als sein erstgeborenes Söhnlein vierzehn Tage alt war, ließ der unwürdige Vater die Koffer packen, um direkten Wegs nach — Afrika abzureisen. Auf die höchst überraschte Frage des Großherzogs, wie er auf solch absonderliche Idee komme, soll er mit dem ihm eignen Gemisch von Schalk- und Ernsthaftigkeit geantwortet haben: „Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit, ich muß doch dem Storch eine Gegenvisite machen!“ Dagegen ließ sich nichts einwenden. Auf dem Garnisonkirchhof, zu Häupten des Grabes, in welchem Ortwin von Dahlen zu ewiger Ruhe gebettet, erhebt sich, auf Befehl Max Christophs dort aufgeführt, ein herrliches Grabmonument, welches den Namen des Verewigten ein ebenso ehrenvolles, wie makelloses Andenken sichert. Aurel von Buchfeld und sein liebliches Weib, welches durch den Zauber der glücklichsten Liebe verklärt und verschönt, jung und elegant an seiner Seite schreitet, halten dort oft ihre stille, andächtige Rast, und die Hand der jungen Frau schmückt den Hügel mit all jenen düfteschweren Rosen, welche dem armen Schläfer darunter nie im Leben erblühen sollten.

Roland bewirtschaftet vorerst das heimatliche Gut seines reizenden Bräutchens, welches noch immer viel lieber mit dem Schatz durch Wald und Feld streift, anstatt Strümpfe zu stricken, und Lyta ist seit wenig Wochen die glückliche Frau ihres überglücklichen Sixt von Adolphi. Lipps aber ist nach wie vor ein großer Strolch, und ich werde ihm

dieses Buch in das Kadettenkorps schicken, damit er diese Wahrheit einmal erfährt! Wer soll's ihm noch sagen? Anneliese ist zu fern, Gräfin Mutter zu dick und der Vater zu dünn — da heißt's voll Ratlosigkeit: Wer prügelt nun den Jungen?!!



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.


Princeton University Library
32101 064140500



DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE

VERLAGSBUCHHANDLUNG
VON PAUL LIST LEIPZIG

